P.O.germ.
927d
Mensch

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Mensch,

seine Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, sein Träumen und Wachen.

In verschönerten Darstellungen.

1s Bändchen.

Bartenstein, 1812.
Bey L. Fixdorff und Kleinheinz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Kind der Liebe.

Aus dem Französischen übersezt.

Ein Kind der Liebe, wurde beynahe in seiner Geburt, unbarmherziger Weise den weiten Wäldern von Dalekarlien überlassen. Eine weise Bärin, welche ihre Jungen verloren hatte, erhielt es mit ihrer Milch, bis es sich mit Eicheln und andern wilden Früchten nähren konnte. Aber dieß wilde Thier war nicht so glücklich, als die Wölfin des Romulus, es ernährte weder einen König noch Eroberer, sondern blos einen Weltweisen. Er war schon 20 Jahre alt, als er von einem günstigen Zufall angetrieben, die Schranken durchbrach, die ihn von der menschlichen Gesellschaft trennten. Hier ist die Geschichte seiner ersten Gedanken, als er die Menschen erblickte. Seine Gedanken waren philosophisch, sein Stil war es aber nicht, wir wollen ihn also erklären.

„So lange ich in meinem ersten Vaterlande lebte, hielt ich mich für den einzigen meiner Art, weil ich gar keine Aehnlichkeit mit den andern Wesen hatte, die mit mir in den Wäldern lebten. O wie sehr nahm mit meinem Erstaunen auch meine Freude zu! Ich erblickte meines Gleichen, mein Daseyn vervielfältiget sich, und die Natur kommt mir weit schöner vor, seitdem ich nicht mehr der einzige bin, der ihrer Bewunderung würdig ist. Durch welches Wunder ziehen mich diese mir gleichende Wesen so lebhaft an sich? Plözlich werden meine Blicke belebt, meine Stirne entfaltet sich, mein Herz pocht, ich fühle, daß ihre Glückseligkeit mir theuer ist, und ich nur mit ihnen glücklich seyn kann. Wer ist aber jener neue Gegenstand, auf den ich meine Augen noch nicht gerichtet hatte? Ist er von einer erhabenern Natur, als die meinige? Welch reizende Gesichtsfarbe! Welch ungezwungene Gestalt, welche sanfte Blicke! Ich empfinde eine plözliche Veränderung in mir, schnell durchströmt eine Flamme meine Adern, und von diesem Augenblick an, fühle ich den Werth meines Daseyns. Was ist nun jenes wunderbare Wesen, das in mir bey dessen Betrachtung so viel Vergnügen erregt? Ich bin stärker, als dasselbe, nein, mächtiger ist es, denn ich, nie werd' ich ihm widerstehen

können. Ich will mich ihm nähern, und zu seinen Füssen niederfallen; wenn es ein Gott ist, so wird es meine Ehrerbiethung nicht verschmähen, und ist es meines Gleichen, so wird es ihm auch nicht misfallen. O wie vergnügt wäre ich, wenn ich unter seinem Geseze, mit und für dasselbe leben könnte!"

Bey der ersten Bewegung des Wilden zitterte die junge Schwedin ein wenig, und suchte sich durch eine schnelle Flucht den zärtlichen Bitten dieses neuen Anbeters zu entziehen; doch hatte sie Zeit genug gehabt, nach Gefallen auf ihn zu blicken und er hatte ihr auch nicht misfallen. Die Leibesgestalt des Delekarliers war eben so ungezwungen als die ihrige, ein weises Milchhaar, welches ihm das Kinn beschattete, verrieth seine Jugend. Sogar die Wildheit, welche in seinem Gesichte leuchtete, enthüllte alle seine Reize. Sie fühlte, daß ein solches Thier leicht bezähmt werden könnte, und ich weis nicht, welch natürlicher Trieb in ihr den Wunsch rege machte, die Einzige zu seyn, die es bezähmte. Die beyden Brüder der Schwedin, welche eben so neugierig, aber nicht so furchtsam wie sie waren, blieben stehen, um diese besondere Begebenheit ins Licht zu sezen. Indessen schien der junge Bewohner

der Wälder, welcher glaubte, er habe der reizenden Fremden misfallen, einige Augenblicke in einer Betäubung zu seyn. Aber nachdem die Gegenwart jenes schönen Gegenstandes, seine Sinne nicht mehr hin und her trieb, erholte er sich wieder, und der Liebhaber war alsdann nichts mehr als ein Philosoph.

Mein Herz, — sagte er, — wird mir zu einem unerklärbaren Räthsel, ich fühle mich der Bärin, die mich mit ihrer Milch genährt hat, etwas verbunden, aber diese Empfindung ist nicht so reizend und stark, als die, welche mich gegen meines Gleichen hinzieht; vielleicht sind sie gar meine Wohlthäter gewesen, ehe ich mich habe kennen können? Das wilde Thier, welches mich genährt, hat mir das Leben nicht gegeben, denn seine Neigungen sind den meinigen zu sehr entgegengesezt, ein Schauer erfüllte mich, so oft ich es die zitternde Eingeweide jener Lenden zerreissen sah, welche ihm dem Hunger, nicht aber seine Wildheit stillten. Nie habe ich meinen Durst mit dem Blute der Thiere gestillt; doch habe ich gelebt, und ich fühle mich fähig, das meinige für den Gegenstand zu vergiessen, der mich fesselt und flieht. Ja, alles ruft mich gegen die theuere Helfte meiner selbst zurück! Wie! Können diese Wesen, um in

meinen Wald zu kommen, nicht eben auch den Weg genommen haben, den ich einschlug, um aus demselben zu kommen? Wenn ich anders ihrem äusserlichen Ansehen Glauben beymessen kann, und mein Herz mich nicht täuschet. O Natur! erfülle meine Wünsche, laß mich hier die finden, welche mir das Leben gaben, sie werden mich ohne Zweifel lieben, da ja eine Bärin mich geliebt hat.

Unvermerkt naheten sich indessen die Schweden einander, und theilten sich wechselseitig ihre Verwunderung mit. Sie waren eben so bestürzt, einen Wilden tiefsinnig dastehen zu sehen, als dieser erstaunt schien, die Sprache verständiger Geschöpfe zu hören. Die natürliche Neigung unter den Menschen, brachte nach und nach ihre Wirkungen hervor, man bemerkt bald, daß der Wilde, ausser seinem äusserlichen Ansehen und seinen rauhen Kleidern, nichts wildes an sich hatte, und die zwey Brüder führten ihn theils freywillig, theils mit Gewalt mit sich nach Hause, um dort bequem zu untersuchen, wie ein Affe denken könne. Bald wußte sich das nachdenkende Thier an die Gewohnheit seiner Mitbürger zu gewöhnen. Es lernte von jenen Früchten essen, die es selbst ausgesäet hatte, und in kurzer Zeit war seine Zunge für

die Aussprach der schwedischen Sprache gelößt, es fühlte, daß es sich durch andere Bande, als die der natürlichen Zuneigung, mit seines Gleichen vereinen könnte, und schon rühmte es sich, den erhabenen Trieb der Freundschaft zu kennen, während die Schweden sich blos mit der Bezähmung eines hübschen Affen schmeichelten.

Die reizende Waldemar, Schwester der großmüthigen Wirthe des Delekarliers, wohnte nicht in ihrem Hause, allein ihre Seele lebte beständig mit dem Wilden. Täglich kam sie, um die Zunahme seiner Kenntnisse zu untersuchen, und da sie alsdann nur sich sahen, so wurde die ganze Natur vergessen; und wenn Waldemar in sich selbst zurückgieng, schien sie unwillig zu seyn, daß sie die Augen so lange auf ihn gerichtet hatte, allein es verdrüßte sie noch mehr, wenn der Wilde nicht auf sie blickte. Alles was der Delekarlier sah und hörte, schien ihm ein Wunder. Er gleichte, so zu sagen, einem Menschen, der in dem Augenblicke seiner Erschaffung, da er das Licht sieht, an dem Daseyn alles dessen zweifeln würde, was er erblickt, und zwar darum, weil er es zum erstenmale sieht.

Eines Tages gieng er in einem entfernten Thale spazieren, und dachte an das, was er

vor zwanzig Jahren und was er damals war, und da er seine Jugend als einen unseligen Traum betrachtete, wobey das Erwachen sein Glück war, so hörte er plözlich das Geschrey eines Unglücklichen, den man tödtete, um ihm seine Kleider zu rauben. Im folgenden Jahre wurden jene Strassenräuber angehalten, und bey der Folter rechtfertigten sie sich damit, daß sie sich für Philosophen ausgaben. Sie eigneten sich das Recht zu, die phisische Ungleichheit unter den Menschen zu verbessern, und sie sagten, daß das Gesez des Stärksten, das erste Gesez der Natur wäre. Wenn der Delekarlier die gelehrten Abhandlungen jener Bösewichter gehört hätte, so würde er sich nicht wenig gewundert haben, daß unter den Menschen zweyerley Weltweisheit geherrscht hat, aber in dem Augenblicke, da er wahrnahm, daß sich das Schlachtopfer mit allen Kräften der Verzweiflung gegen seine Mörder hinwälzte, so fiel es ihm nicht einmal ein, davon zu sprechen. Einen Unglücklichen seufzen hören, und ihm schnell zu Hülfe eilen, war für ihn Ein Augenblick, doch kam er zu spät, als daß er der Greulthat hätte zuvorkommen können, denn schon waren die Mörder entflohen und das Opfer getödtet, als er erschien. Die Menschlichkeit entstieß ihm alsdann einen Seufzer. Ach! welche Barbaren!

sagte er bey sich selbst, sie verdienten keine andere Mutter, als die meinige! Zitternd nähert er sich dem blutigen und auf dem Staube sich bewegenden Körper; er erkannt, — aber welcher Anblick für ein erfahrenes und von dem Glücke nicht geblendetes Herz! — er erkannt in dem unglücklich ermordeten einen seiner Wohlthäter, den Bruder der schönen Waldemar.

Er wirft sich auf seinen Freund, sucht das Blut zu stillen, welches noch aus seiner Wunde floß, und da er seinen Mund fest an den seinigen geschlossen hielt, schien er seinen lezten Athenzug zu erwarten, um zu verhintern, daß er ihn nicht aushauche. Alle Hilfsmittel seiner Liebe waren unnüz, der Schwede gab seinen Geist auf, und was sein Herz am meisten kränkte, war, daß er ohne ihn zu erkennen, verschied. — — — Der Delekarlier verschloß indessen bestürzt, und mit verzweiflungsvollem Herzen neben seinem Freunde, die Bitterkeit seiner Betrachtungen.

„Nie habe ich in meiner alten Wohnung „bemerkt, sagte er, daß ein Bär einen Bären „zerrissen, oder ein Elenthier dem Leben eines an„dern Elenthiers nachgestellt hätte. Das wil-

„ deste Thier ließ dorten seines Gleichen unbe-
„ schädiget, und wenn auch gleich die Sorge
„ für seine Erhaltung es zwang, seine Höhle
„ zu verlassen, um andere Thiere anzufallen, so
„ war es doch nicht auf einen unnüzen Raub
„ erbittert, und durch den Hunger war auch
„ seine Wuth gestillt." Er redete noch, als eine Schaar sonderbar gekleideter Menschen sich ihm näherte. Der wilde Philosoph ergrief schnell die Flucht, indem er sich einbildete, es möchten andere Mörder seyn. Er täuschte sich nicht; es waren von dem Staat besoldete Häscher, die über die öffentliche Sicherheit zu wachen hatten, da sie aber schlecht bezahlt wurden, so wurden sie mit den Mördern eins, sie erst nach der That zu verfolgen. Das Volk und die Strassenräuber waren gleich zufrieden, der Reisende allein ward das Opfer dieses heimlichen Einverständnisses, allein man pflegte ihn zu ermorden, um ihn zu verhindern, sich darüber zu beklagen.

Der Hauptmann jener Häscher, welcher von ferne einen todten Körper, und einen Unbekannten zu seinen Füssen liegen sah, errieth die Wahrheit des Ereignisses, da er aber ein Schurke war, so gab er nichts davon zu erkennen, und wollte sich bey dem Senat zu Stockholm ein Verdienst seiner Wachsamkeit erwerben,

einen Fremden, wie einen Mörder angehalten zu haben, dessen einziges Verbrechen Menschlichkeit war, da er nur hätte klug seyn sollen.

Der Dalekarlier wurde festgehalten und zu seinen Richtern geführt, weil er aber in der schwedischen Sprachn noch nicht bewandert war, so wußte er sich nicht wohl zu rechtfertigen, und man vergab es ihm nicht, daß er mit allem Stolz der unterdrückten Unschuld sich vertheidigte; und ob gleich nur blose Muthmassungen gegen ihn waren, so wurde er doch beynahe einstimmig verurtheilt, seine übrige Lebenszeit in dem Bergwerke von Coperberile zuzubringen. Der Wilde, welcher während der Verhandlung seines Prozesses das Mitleid seiner Richter nicht zu bewegen gesucht hatte, sondern sie nur belehren wollte, fluchte ihnen nach ausgesprochenem Urtheile nicht im geringsten, sondern begnügte sich, sie zu bemitleiden. Als er an den Ort seiner Gefangenschaft abgieng, sagte er sogar: „Die Menschlichkeit ist also kein Hirngespenst, da sie auch selbst von jenen, die sie an mir verlezen, gekannt ist. Aber, wenn ich das Leben meines Wohlthäters hätte retten können! Wenn ich in Waldemars Augen unschuldig wäre!“ —

Nicht lange war er in dem Grabe, das ihn eingekerkert hielt, so fühlte er die ganze Bitterkeit seines Schicksals. Der immerwährende Anblick der schreckenvollsten Gegenstände; das Licht, das er nur durch eine Grabeslampe genoß, und hauptsächlich der Gedanke, von Waldemar für den Mörder ihres Bruders gehalten zu werden, quälte seinen Geist, und gab ihn den Anfällen der heftigsten Schwermuth Preis. Seine Einbildung erweiterte immer die schreckliche Ansicht seines Unglücks, und endlich des Klagens über die menschliche Ungerechtigkeit müde, kam ihm der Gedanke sie nachzuahmen.

Eines Tages, als er dergleichen that, als schlafe er auf einem Haufen Koth und Reisig, der ihm zum Bette diente, giengen ihm diese unseligen Gedanken durch den Kopf: „Ich bin frey geboren, und das Verurtheilen meiner Richter hat mir das Vorrecht der Natur nicht rauben können, ich kann also mit Gewalt wieder ein Gut erwerben, dessen mich die Gewalt beraubt hat, ich will versuchen die Bahn zu brechen, die mich von dem Lichte trennt, und weil der Tod allein, mir von allem dem, was mich umgiebt, den Weg zur Freyheit öffnen kann, so will ich mein Daseyn aufopfern, um mich von allem dem zu befreyen, was mir zur Last

ist. Wenn ich sterbe, so verliere ich nichts, und wenn ich die Gefährten meiner Schande aus dem Wege räume, so sind sie alsdann mit mir in Freyheit gesezt. „Diese heftige Wuth fing an, in dem Herzen des Wilden zu kochen, und schon maß er mit den Augen das Werkzeug, welches seine Gefährten von den Armen des Schlafes, in die Arme des Todes bringen sollte, als er plözlich zwey seiner Mitgefangenen hörte, welche das nemliche Komplott anzettelten und den Entschluß faßten, in der folgenden Nacht alle Bewohner des Bergwerkes zu ermorden, um in einem Augenblicke die Tyrannen und die Opfer der Tyranney zu vernichten. Der Wilde, erschroken und bestürzt, sah sich auf einer andern Seite von einem Strome von Gedanken überfallen.

„Mein Daseyn — sagte er bey sich selbst —
„kann meines Gleichen eben so lästig seyn,
„als mir das ihrige. Woher käme mir also
„das Recht zu, über ihr Leben zu gebiethen?
„Wenn ich es auch haben könnte, so würde ich
„es mit dem menschlichen Geschlechte gemein
„haben, und alsdann würde die Macht sich zu
„vernichten, zum Geseze der Natur werden.
„Nein, nein, so steht Gott nicht mit sich selbst
„in Widerspruchte, er läßt die Zwietracht und

die

„die Einigkeit nicht untereinander bestehen. Ich „will die Unschuld und die Seelen-Ruhe, „das einzige Gut, welches mir übrig bleibt, „nicht verlieren; durch Einen Gewissensbiß „zerfällt alle Glückseligkeit auf der Welt.“

Während der Delekarlier so mit dem Uiberrest seiner Tugend gegen den Wahnsinn seiner Einbildung kämpfte, lebte die reizende Waldemar nicht glücklicher noch ruhiger, das Bild ihres, von ihrem Geliebten getödeten, Bruders, hatte sie lange Zeit in den Wüsten, die sie bewohnte, verfolgt, immer machte sie sich Vorwürfe, einem Ungeheuer, daß ihn ermordete, in ihrem Herzen Aufenthalt gegeben zu haben, und wenn man seinen Namen in ihrer Gegenwart aussprach, so verschwanden nach und nach die Reize ihres Angesichtes, und aus ihren Blicken leuchtete ihr Herz hervor. Sie flehte die himmlische Rache wider diese Undankbaren an, nahm die Asche ihres Bruders zum Zeugen, und nährte einen grimmigen Haß gegen seinen Mörder.... Doch liebte sie ihn noch, und ungeachtet ihres Abscheus, konnte sie sich es nicht bergen. Dieser gewaltsame Zustand dauerte ein ganzes Jahr. Die empfindsame Waldemar, welche der Kummer beynahe verzehrte, gieng mit langsamen Schritten ihrem Grabe

entgegen. Des Lebens Uiberdruß entfärbte die purpur Rosen ihres holden Gesichtes, und faltete ihre Stirne. Die ganze Welt hatte keinen Reiz mehr für sie, allein die Flammen der Liebe waren noch nicht in ihrem Herzen erloschen; plözlich erfuhr sie, daß die wahren Mörder ihres Bruders entdeckt worden wären, und daß ihr Geliebter von Verräthern verläumdet, von Tyrannen verurtheilet, in den finstern Höhlen von Coperberile die Strafe seines Verbrechen leide, welches war, menschlich ohne Klugheit und großmüthig ohne Niederträchtigkeit gewesen zu seyn. Auf diese Nachricht fingen Waldemarens Augen vor Freude an zu schimmern und alle ihre Lebensgeister bekamen neue Stärke. Endlich rief sie aus: „Mein Herz hatte mich nicht getäuscht, der Unglückliche ist meiner würdig!... Allein, bin auch ich noch seiner werth, ich die ihn ungehört, für schuldig hielt, ich, die um mich den falschen Anklägern zu widersezen, meine Zärtlichkeit nicht zu Hülfe zu nehmen wußte? Ich, die sich erkühnte, den Zögling der Natur eines Brudermordes fähig zu halten."

Ein solcher gewaltsamer Zustand konnte nicht lange dauern. Waldemar, welche sich lieber den Vorwürfen ihres Geliebten unterwerfen, als sie immer befürchten wollte, faßte plözlich

den Entschluß, sich in das Gefängniß, das ihn eingekerkert hielt, zu begeben. Sie entdekte niemand ihr Vorhaben, ihr würde man es als Wohlstandswidrig erkläret haben, sie wollte nur ihre Tugend um Rath fragen.

Während Waldemar auf diese Art die Ruhe ihres bekümmerten Herzens herzustellen suchte, herrschte die Uneinigkeit in dem dunkeln Gefängnisse zu Coprberile, und einige Unglückliche, welche schon viele Jahre darinn schmachteten, hatten beschlossen, sogar aus ihren Fesseln Waffen zu machen, um sich wieder in Freyheit zu sezen. Vergebens suchte der Delekarlier die Verschwornen zu dem Geseze der Natur zurückzuführen, und er sah sich genöthiget diejenigen seiner Gefährten vor dem Komplot zu warnen, welche die Opfer davon werden sollten. Nun bricht der Kampf in diesen unterirrdischen Abgründen aus, erschittert werden die ungestalten Säulen, welche das Gewölbe tragen, Felsenstücke werden von oben losgerissen, die Ketten klirren durch wechselseitige Stösse, alles trägt zum Grauen dieser Schreckensscene bey; das schwache Licht der Lampen, welche die ewige Nacht des traurigen Aufenthaltes erleuchten; der Gedanke, bey Zerstörung desselben durch die Flucht nicht entkommen zu können, das Gebet,

vermengt mit den Verwünschungen der Verzweiflung. Man kämpft überall mit gleicher Erbitterung, weil die Verschwornen den langsamen und grausamen Tod fürchten, den ihnen der Staat bestimmt, da den andern nur vor dem Leben bangt.

Als die Wuth der Kämpfer den höchsten Grad erreicht zu haben schien, so sah man einen mit Seilen übel befestigten Siz schwanken und langsam auf das Schlachtfeld sich herabsenken. Ein junges Mädchen, deren Alter, Reize und Thränen sie gleich bemerkenswerth machte, saß auf demselben. Die wildesten Herzen erweichen zu können, ist das Vorrecht der Schönheit, besonders der weinenden Schönheit.

Plözlich herrscht ein tiefes Stillschweigen in dem schweflichten Abgrunde, wo kurz zuvor das grausamste Gemezel vorging. Alle halten diese Unbekannte für ein himmlisches Wesen, und jene Unglücklichen, die sich bey den Ausbrüchen der Verzweiflung, Gott nur mit den Donnerkeilen in der Hand vorgestellt hatten, bekamen nun den Begriff einer wohlthätigen Gottheit. Zitternd blickte die Fremde unter jenen niedergerissenen, mit Leichnamen und Trümmer gefüllten Gewölben umher. Ein mit Blut bedecktes und

gefesseltes Gespenst nahte sich, tritt zurück, und schnell wieder vor. Plözlich, sich beyde erkennend, brechen sie in lautes Geschrey aus. — — Wie! Du bist es Waldemar? Auch du lebst noch, unglücklicher Wilder? — Sie werfen sich einander in die Arme, drücken Mund an Mund, und theilen sich ihre Thränen. Ach ohne Zweifel bin ich in deinen Augen unschuldig, da ich das Glück geniesse, dich wieder zu sehen! Ja, du bist es, doch Himmel und Erde waren ein ganzes Jahr zu deinem Verderben verschworen. — Genug, dein Herz bleibt mir, ich werde getrost sterben. — Du sterben? Nein, du wirst leben, du allein kannst mir meinen theuersten Bruder ersezen, wer weis, vielleicht wirst du mir ihn gar vergessen machen .... höre! Der König hat noch kein bestimmtes Urtheil über die Ungerechtigkeit des Gerichtes, das dich verurtheilt hat, ausgesprochen; nur verlangt er dich zu sehen. Von jezt an bist du frey. Fort aus diesem schrecklichen Abgrunde, wo nur zu lange die Unschuld seufzte, wo selbst das Verbrechen zu sehr bestraft wird, da die Reue es nicht zu tilgen vermag. Wir wollen uns zu den Füssen des Fürsten würfen. Er ist gerecht. Nicht für dich, nur für diese Unglücklichen will ich sein Mitleid zu erregen suchen, und wenn ich ihnen die Last ihrer Fesseln erleichtern könnte,

dann würde ich gewiß deiner Achtung mich werth machen, und getilgt wären meine Vergehungen.

Von der größten Verzweiflung plözlich zur höchsten Glückseligkeit übergehen, seine Seele mit einem male von Schmerzen niedergedrückt, den süssen Eindrücken der Freude geöffnet zu sehen, und am Rande des Grabes das Licht, eine Geliebte und die Tugend wieder zu erhalten, dieses kann man einen jener gewaltsamen Zustände nennen, den der Mensch in seinem Leben nur einmal erfahren, und dessen tiefe Wurzel man nie selbst durch die Länge der Zeit nicht aus seiner Seele zu vertilgen vermag.

Kaum konnte der Delekarlier vor Erstaunen über sein ausserordentliches Glück athmen. Alles was er sah, schien ihm ein schöner Traum, vor dem ihm beym Erwachen bangte. — Die Unglücklichen, welche in dem Bergwerke dieses erhabenen Paar umgaben, wurden alle bey einem so überraschenden Auftritte so gerührt, daß sich ihre Wuth allmählig verlor. Die Hoffnung ihr Schicksal vielleicht bald geändert zu sehen, erweckte in ihren Herzen die Reue, und sie wurden wieder Menschen. Damals regierte in Schweden Carl der XII., dessen Laster und

Tugenden gleich geeignet waren, die Welt in Verwunderung zu sezen. Dieser Monarch lebte blos um zu streiten, und er wollte lieber Europas Throne erschittern, als auf dem seinigen die süssen Freuden des Friedens genießen. Dieser Fürst liebte die Gerechtigkeit, allein er übte sie bisweilen mit aller Wildheit eines Kriegers aus, und dann ward Bestrafung der Verbrechen von grösserem Nachtheil als Nachsicht.

Als er die ungerechte Verurtheilung des Delekarliers erfuhr, so beschloß er sogleich, alle seine Richter in das Bergwerk von Coperberile einkerkern zu lassen. Eine solche strenge Gerechtigkeit war dieses despotischen Regenten würdig, der nachher den Rathsherrn von Stockholm schrieb, er würde ihnen bald einen seiner Stiefel schicken, um sie zu regieren.

In dieser Zeit starb Carl der XII. Die Königin Ulrike, seine Nachfolgerin begnügte sich damit, den Ausspruch des Senats gegen den Delekarlier ungültig zu machen, und ließ den nichtswürdigen Häscher Anführer, der durch seine fälschliche Verläumdung weit strafbarer war, als durch einen an ihm begangenen Mord, in eben das Gefängniß werfen, woraus der Wilde befreyt wurde. Diese Fürstin milderte auch auf

die Bitten der gefühlvollen Waldemar die Gefangenschaft der Sclaven von Coperberile, sie sah ein, daß da sie mühsam für den Staat arbeiteten, sie einige Augenblicke von Undankbarkeit theuer erkauften, sie ließ sie sogar eine glücklichere Zukunft hoffen. Sie gab ihnen zu erkennen, daß das Vaterland auch noch ihr Vaterland wäre, und dadurch bildete sie aus ihnen Patrioten.

Alles wünschte dem weisen Delekarlier Glück; er genoß die Freude unter einer weisen Regentin zu leben, sein Unglück gewann ihm alle gefühlvolle Herzen, die es vernahmen; und froh sah er dem Augenblick entgegen, wo ihn ewige Bande mit der zärtlichen Waldemar vereinigen sollten; aber seine Tugend war noch nicht genug geprüft, noch war dieser, der ersten Jahrhunderte würdige Held, nicht zu der lezten Handlung des rührenden Trauerspies gelangt, dessen Auflössung sein Glück vollenden sollte. Jener nichtswürdige Häscherhauptmann, der durch seine Ungerechtigkeit zuerst an dem Unglücke des Gerechten und nachher an dem Seinigen schuld war, hatte die Reihe seiner schweren Verbrechen noch nicht vollendet. Uiberzeugt daß der Delekarlier, an dessen Stelle er eingekerkert wurde, das Werkzeug seines Unterganges war, zettelte er, bevor er in das

Bergwerk von Coperberile gieng, die abscheulichste Rache an.

Er überredete eine Schwedin, mit der er schon geraume Zeit in einer unerlaubten Liebe lebte, seinen Feind zu vergiften. Diese Schwedin sollte sich in dem Hause der Waldemar unter dem Namen einer Gesellschaftsdame bekañt machen, und dem Philosophen mit eigener Hand das tödtliche Getränk reichen. Der zur Nachstellung seines Lebens bestimmte Tag, war gerade der, an dem sich die zwey Liebenden mit den heiligen Bande der Ehe feierlich vereinigen sollten. Das Brautbett wäre alsdann das Grab des Wilden geworden, und sein erstarrter und erblaßter Körper würde wider den herannahenden Tod selbst in den Armen einer Gattin gekämpfet haben, worin er nur vor Uibermaß von Glückseligkeit hätte sterben sollen. Oefters entspinnen sich die grausamsten Verbrechen nur von gewöhnlichen Leidenschaften, aber nur von den heftigsten werden sie ausgeführt. Die Schweden entbrannten nicht von jenen wahnsinnigen und gewaltigen Flammen der Liebe für den Häscherhauptmann, welche zu der verwägensten Rache führen, oder sie öfters entschuldigen. Der Eigennutz, die Vertraulichkeit, und jene geheime Simpatie, welche bey zwey gleiche Theilhabern eines

Verbrechens herrscht, waren die einzigen Bande, welche ihre verdorbene Herzen vereinigt hielten, sie waren eher nur Freunde, als Liebende, weñ man anders den erhabenen Namen der Freundschaft bey niederträchtigen Geschöpfen gebrauchen, und ihn auf diese Weise entweihen darf.

Der Dalekarlier hilt das unselige Getränk in der Hand, er sprach mit Wärme von der Glückseligkeit die er geniessen sollte, und die er alle jene mitfühlen lassen wollte, die ihn umgaben. Die Schwedin hörte ihm mit Rührung zu. Die Menschheit sprach wider ihren Willen zu ihrem Herzen; schon zitterte sie, sich zu sehr gerächt zu sehen. „Der Himmel — sagte der Philosoph — hat mich zu der höchsten Glückseligkeit durch alle Wege geführt, die mich natürlicher Weise davon hätten entfernen sollen. Ich habe den bittern Kelch der Leiden bis auf die Hefe ausgetrunken. Nie hat sich mein Herz, in dem Schoose derjenigen, die mir das Leben gab, ausgiessen können. — Wie, lebt deine Mutter nicht mehr? Nie hat sie für mich gelebt, sie sezte mich in einem Walde aus, und gab mich einer Bärin Preis, welche nicht so grausam als sie war.“ — Mit jedem Augenblicke wuchs die Gemüthsunruhe in dem Herzen der Schwedin. Die gewaltsamsten Gemüths-

bewegungen leuchteten wechselweise aus ihrem Gesichte hervor, und durch eine unwillkührliche Regung angetrieben, ergrief sie das Gefäß, in welchem das Gift war. — Sprich, — „sagte sie mit Heftigkeit, — in welchem Walde wurdest du ausgesezt? — In dem der gegen Abend an Dalekarlien gränzt. — Wann geschahe diese grausame That? — So wie ich vermuthe, ungefähr vor zwanzig Jahren. Kaum waren diese lezten Worte ausgesprochen, so brach die Schwedin in einen Schrey aus; sie ließ den unseligen Becher fallen, stürzte zu den Füssen des Wilden, und sprach: „Unglücklicher! erkenne deine Mutter, welche vor Schande zu deinen Füssen stirbt. Bey deiner Geburt wollte ich dich aus dem Wege räumen, und heute kam ich, dich zu vergiften, um deines Vater Rache auszuüben. Die Armuth, die Schwachheit und die Gewohnheit der Missethaten, haben sich über meinem Haupte gehäuft. Schon beginnen die schreckenvollen Gewissensbiße, um dich zu rächen. Uiberlasse meinem blutenden Gewissen meine Strafe, bald werde ich nicht mehr seyn, doch nie wird das Verbrechen des Selbstmordes, das meines Lebens tilgen.

Der Delekarlier, erkannte nur zu sehr, daß alle Bande, welche ihn mit mörderischen Eltern

vereinten, aufgelößt wären, daß die Dankbarkeit Dienste und keine Mordthaten voraussezte, und daß der Bärin, der er überlassen wurde, mehr zu verdanken habe; allein in diesem schrecklichen Augenblicke siegte sein angebornes Gefühl über seine Philosophie. Er hob die Schwedin wieder auf, und sagte; Lebe, lebe: kehrst du wieder zur Tugend zurück, kann mein Glück das deinige werden, so ist alles wieder gut, und du bist meine Mutter." Uibrigens war das Helden Denkmal, welches der Wilde der Natur errichtete, nur halb vollendet, denn stets verfolgte ihn das Andenken an einen Vater, der seinetwegen im äussersten Elende schmachtete, er faßte hierauf den Entschluß, sich zu den Füßen der Waldemar zu werfen. „Theure Hälfte meiner selbst, — sprach er zu ihr, — ich sollte diesen Abend in deinen Armen das höchste Glück geniessen, doch ist mein Herz noch in keiner ganz heitern Stimmung, ich muß noch ein Opfer bringen, um dich zu verdienen, derjenige, der mir das Leben gab, seufzt an meiner Stelle in den Tiefen von Coperberile. Ich weis, daß der Zufall bey meiner Geburt obwaltete, und daß der Urheber meines Daseyns, indem er meinem Leben nachstellte, durch mich die Bande der Natur gebrochen hat, allein der Himmel hat ihn genug bestraft, indem er ihn sich selbst

überlassen hat. Ich will zu ihm gehen, und das in ihm zwar verdorbene aber nicht ganz erloschene Gefühl wieder rege machen, und gelingt es mir ihn wieder zum Menschen umzuschaffen, so verdient er vielleicht, mein Vater zu seyn."

Die zärtlichsten umramungen waren die Antwort der Waldemar. Die Verbindung ward aufgeschoben, und die beyden Liebenden wurden einander dadurch um so schäzbarer.

Die liebvolle Waldemar gieng sogleich zur Königin, um ihre Gnade für den Häscherhauptmann zu erflehen. Besser könnte sie diese Fürstin nicht schmeicheln, als ihr die Gelegenheit verschaffen, ihre Wohlthätigkeit auszuüben; grosmüthig ward ihr die Begnadigung des Unglücklichen zugesagt, sie wollte nicht einmal einen Dank dafür, indem sie sagte: „Als ich ihn verurtheilte, wollte ich nur den unterdrückten Gerechten rächen, allein weil dir sein Leben theuer ist, so sey er frey, und indem ich ihn seinen Mitbürgern wieder gebe, so erfülle ich mir meine Pflicht. Alle begangene Verbrechen gegen das Vaterland sind getilget, weil er Waldemars Vater werden wird."

Der Delekarlier, von der schönen Handlung, nemlich von der Begnadigung des Häscherhauptmanns unterrichtet, eilte sogleich nach dem Bergwerke von Coperberile. Jene heimliche Ahndung, deren sich die Schaubühne mit so vielen Vortheilen bey ihren Helden zu benuzen weis, bemächtigte sich nicht des Herzens eines Vaters, der eines solchen Sohnes nicht werth war. Er hielt den Wilden nur für einen Barbaren, der einen besiegten Feind zu beschimpfen gekommen wäre. Plözlich schimmern seine Augen von dem Feuer der Wuth, die Bitterkeit seines Herzens ergießt sich in Worten, er wirft mit Gewalt, und wie wahnsinnig die Fesseln, die ihn in seinem Gefängnisse zurückhalten, umher, der Philosoph wird sein Vorhaben gewahr, wirft ihm kaltblütig seinen Degen zu: „Durchbohre mich, spricht er, ich bin dein Sohn, ich werde meinen Vater an den Stichen erkennen; es steht bey ihm, jenes Herz zu durchbohren, vor dem selbst die wilden Thiere in den Wäldern von Dalekarlien Ehrfurcht hatten." Der Häscherhauptmann war mit keinem grausamen Herzen geboren, die Noth, der Eigennuz, und die Schwachheit hatten ihm von einem Laster in das andere gestürzt, aber er war noch nicht aus Grundsaz schlecht, noch systematisch ein Bösewicht. Die Großmuth seines Sohnes war

ein lichter Strahl, der alle seine Vergehen vor ihm aufklärte, er trat mit Schrecken zurück, und hilt die Hände über die Augen, als wollte er die Finsterniß seines traurigen Aufenthaltes verdoppeln, und mit unterbrochenem Schluchzen wandte er sich an den Helden, dessen Blicke er nicht ertragen konnte und sagte ihm: „Genug, ich bin nur zu sehr beschämt, meine vergangene Verbrechen, und die, auf die ich noch sann, sind Dolche genug, um mich zu durchbohren. Ach! wenn ich den Richterstühlen der Menschen auch entgangen seyn werde, werde ich auch eben so meinem Herzen entgehen? Fliehe einen Bösewicht, den du zur Vermehrung seiner Schande erleuchtet hast, und der ohne dich noch weit schuldiger, aber ohne Zweifel weniger unglücklicher wäre."

Unglück folgt nur den Verbrechen, glaube mir, deine Seele war nicht geschaffen, um niedrig zu seyn, allein sie würde es, wenn du alle Hoffnung zur Besserung aufgäbest. Der Strafbare, welcher Reue fühlt, war niemals ein Bösewicht, und laß auch deine Tage mit Lastern befleckt seyn, wenn du dem Vaterlande und der Menschheit die lezten deines Leben weihest, so ist alles wieder gut. — Wie! du selbst rechtfertigest mich? Ach! so schuldig sah ich mich

nie, laß mich die Augen, die nicht werth sind dich anzuschauen, niederschlagen; möchte mein Gefängniß dem Mittelpunkt der Erde noch weit näher seyn, um mich darinn vor der ganzen Welt, vor mir selbst zu verbergen. Der Zustand, in dem ich dich sehe, tilgt deine Vergehen weit besser, als alle Strafen der Menschen; Natur und Vaterland sind befriediget, hier ist deine Begnadigung, die ich dir zu bringen gekommen bin, geniesse deine Freyheit, und möchte ich sagen können: Der Fall meines Vaters hat seine Tugenden nur noch mehr befestiget, er würde nicht so groß seyn, wenn er immer gerecht geblieben wäre.

Lange schwieg der Häscherhauptmann, und beredter, als alle Ausdrücke der lebhaftesten Dankbarkeit, er umfaßte die Knie des Delekarliers, benezte sie mit seinen Thränen, und sich plözlich aufrichtend, drückte er die Hand des Philosophen und sprach zu ihm: „Von einem neuen Licht erleuchtet, fühle ich mich würdig, dich eines Tages meinen Sohn zu nennen, du wirst dich nicht schämen, mein Wohlthäter gewesen zu seyn, kühn will ich eine neue Laufbahn antretten, und die Tage die ich nur um dir nachzuahmen anwenden werde, werden

vielleicht

vielleicht dazu dienen, die, so ich noch zu deinem Verderben bestimmte, aus meinem Leben auszulöschen."

Der Häscherhauptmann, der sich nun frey sah, bescheinigte nun seine rechtmäßige Verbindung mit der Schwedin. Der Delekarlier, welcher alles erfüllt hatte, was er der Natur schuldig war, kehrte hierauf schnell zur Liebe zurück, warf sich in Waldemars Arme, und sagte ihr liebreich: „Endlich habe ich ein Vaterland, einen Vater, und eine Gattin, ich bin der Glücklichste unter den Sterblichen, ich bin Mensch."

Der Spieler.

Eine wahre Begebenheit.

Nahe bey einer grossen Stadt Teutschlands lebte ein Edelmann als ein glücklicher Hausvater in dem Schoose seiner Familie. Die Einkünften des Rittergutes, das er bewohnte, waren ergiebig genug, um ihm die Fortdauer seines Glückes auf die entferntesten Zeiten zu sichern; allein Leidenschaft, Personen seines Standes so gefährlich, drohenten diesem Glücke dem Umsturz — die Leidenschaft des Spiels. Bisher waren seine Tage in Einförmigkeit, von keinem Sturme gegeisselt, vorüber geflossen; und eheliche Liebe und Vaterfreude bestreueten seinem Weg immer mit neuen Blüthen. O möchte es immer so geblieben seyn! möchte der Glückliche sein liebstes Geschäft immer darein gesezt

haben, diese ohnehin vergängliche Blüthen sorgfältig zu warten, und sie für künftige Gränzen auf zu sparen, am statt selbst dem Sturm zu rufen, und die Stunde der Entblätterung zu beschleinigen! — —

Einstmals besuchte er mit einigen Freunden ein benachbartes Gesundbaad, wo ein Spieler am Faro Tische sein lockendes Gold ausgebreitet hatte, und die Verübergehenden einlud, der launigten Göttin Fortuna zu opfern. Woldemar (so hieß der Edelmann) ließ sich leicht durch seine Freunde bereden, Antheil am Spiel zu nehmen; Er wagte kleine Summen, — und verlor sie, er wagte grössere, und verlor sie auch. Das schwarze Gestirne des Ohngefährs, hatte seinen Untergang beschlossen. Schon war zu viel verloren, als das er einhalten konnte. Verzweiflung spornte ihn. Er sezte zulezt sein ganzes Rittergut aufs Spiel. Die fatale Karte fiel, — und der Spieler gewann. Nun stürzte Woldemar, Blässe des Todes im Antliz, zur Thüre hinaus: Scham und Schmerz vergönten ihm nicht, von seiner unglücklichen Gattin Abschied zu nehmen. Er floh — auf ein entlegenes Dorf wo er unbekannt zu seyn

glaubte, und überließ sich hier ganz seiner gränzenlosen Verzweiflung.

Das Gerücht von seinem Verlust und von seiner Flucht verbreitete sich augenblicklich bis in das Schloß des Ritters. Seine Gemahlin sank in Ohnmacht beym Empfang der Nachricht. (Geldor, der Name des Spielers) nahm einige Tage darauf Besitz von dem gewonnenen Landgute, und sezte der unglücklichen Familie eine Räumungsfriest von acht Tagen. Welch ein Gedanke, Hab und Gut mit den Rücken anzusehen; aus dem blühensten Wohlstand in Zeit von einigen Tagen in die schmählichste Armuth herabgestossen zu seyn! Hierzu die Ungewißheit, ob Woldemar noch lebe, ob er jemals wieder in die Umarmung der Seinigen wieder zurückkehren werde! — Dieß alles zusammen machte nur ein sehr unvollständiges Gemälde aus, in welchem sich Woldemars Gattin mit ihren Kindern befand.

Ihr Schicksal einiger Massen zu erleichtern, machte sie einem Versuch. Sie bat dem neuen

Eigenthümer mit Thränen, um die einzige Gefälligkeit, ihr sechs Wochen zur Räumung zu bewilligen. Sie that dieses in der Hoffnung, ihr Gemahl werde in dieser Zeit wieder kommen, und Mittel zur Rettung des Gutes schaffen. Der Spieler gewährte diese Bitte unter folgende Bedingung: Daß er während dieser sechs Wochen, einem Ball in dem Schlosse seines neuem Besitzthume, geben dürfe, und daß die Edeldame diesem Ball beywohnen müsse. So ungern auch die Edeldame diese lezte Bedingung einging, so blieb ihr jedoch bey der alternative, entweder solche einzugehen, oder augenblicklich das Schloß zu verlassen, eben nicht viel Wahl übrig.

Der zum Ball bestimmte Tag erschien. Geldor war ein Mann vom Stande und Reichthum. Die Karossen seiner Freunde und Bekannten rollten in schimmernde Menge über dem Schloßhof. Weinend stand Woldemars Gattin hinderm Fenster ihres Wohnzimmers; ihre Kleinen schluchzen an ihrem Halse mit ihr, ohne einem andern Beweggrunde zu wissen, als weil die Mutter weinde.

Die Musick kündigte den Anfang dieses festlichen Balles an. Sie bedeckte ihr schönes Antliz mit einem Schleier, und folgete mit widerstrebende Seele. Geldor, der sie abzuholen kam, und zum ersten Tanz sie aufführte. Die Sitte des Landes erfodert, daß jeder Tänzer seiner Tänzerin einem Blumenstrauß überreichte. Dieß that auch Geldor gegen Woldemars Gemahlin; — sein Blumenstrauß war so gebunden, daß er in ihren Fingern auseinander fiel, und ein Pappier in ihren Händen zurück ließ, daß sie auf sein Bitten lesen mußte. Es enthielt die großmüthige Schenkung alles dessen, was Woldemar an jenem unglücklichen Tage verloren hatte.

Er hatte zuvor dafür gesorgt, daß Woldemar, dessen Aufenthalt ihr verrathen war, von dieser Schenkung sichere Nachricht, nebst einer verbindlichen Einladung erhalten hatte. Athemlos trat er in eben dem Augenblick in dem Saal, da seine Gemahlin in froher Bestürzung wie versteinert dastand, und dem Schenker nicht zu antworten vermochte, der, mit einer edlem Thräne im Auge sie bat, das Geschenk ohne Danksagung anzunehmen. Eine stumme

Umarmung der Liebenden. Blicke des Dankes auf dem Wohlthäter, gaben zu erkennen, was ihre von Dank durchdrungene Herzen fühlten.

Der Abend verfloß unter freudigem Gesprächen und der Feyer des Tanzes. Woldemar war wieder der vorige glückliche Hausvater, und Geldor erklärte diesem Abend für den vergnügtesten seines Lebens. Er so wohl als Woldemar, gelobten nie wieder dem Harzard Spiel zu fröhnen, und sie hielten ihr Gelübde.

Der böse Schein.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Ein Stoß alter Pappiere, der in einem Winkel unter dem Dache des Hausbodens in der Nachbarschaft ungestörter Spinnen bestäubte, zog in einer geschäftslosen Stunde meine Aufmerksamkeit an sich. Das betagte Wesen dieser Pappiere belehrte mich noch früher, als ein Blick auf ein und die andere Jahres Zahl, daß ihre Schreiber längst aufgehört hatten zu schreiben. Nur aus einer gewissen Ehrerbietung für Geschriebenes, durch welche manche alte Briefschaften und Rechnungen unangetastet Plätze behaupten und versperren, aus einer zimlich allgemeinen dunkel gefühlten Achtung, welche in alten Pappieren gleichsam die noch fortdauernde Wirksamkeit ihrer Verfasser zu vermuthen scheint, konnte ich es mir erklären, daß diese Schreibereyen noch nicht verdorben, in der Küche verbraucht, oder unter den Kuchen der Nachwelt verbrannt waren.

Die Fremdheit mehrerer Namen, welche ich las, überzeugten mich bald, daß ich hier keine Nachrichten oder Verordnungen, Vermächtnisse oder Berechtigungen meiner Vorfahrer suchen dürfte; daß diese Blätter, wie alle Verlassenschaften, die nicht baar sind, und sich in nichts Baares verwandeln lassen, das Schicksal erfahren haben mußten, von einem Orte zum andern gedrängt zu werden, und daß ihre Schreiber mit der Ruhestätte auf dem Boden wohl so wenig Gemeinschaft gehabt hatten, als ein Baum mit der fernen Stelle, auf welchem sein vom Herbstwinde verwehetes Laub zerfällt.

Schon wollte ich den ganzen Vorrath seinem Dunkel, seinem Staube und seinen Würmern überlassen, weil ich zuerst auf unbedeutende Briefe stieß, als mir eine Menge Hefte in die Hände fielen, die von einer Hand geschrieben, und hin und wieder mit dem Namen Adolph Minster bezeichnet, augenscheinlich zusammengehörten. Hinder einer mehrere Jahre hindurch geführten genaue Berechnung dessen, was der Mann eingenommen und ausgegeben, gesäet und geärndtet, gekauft, gemästet und geschlachtet hätte, fanden sich einige Aufsäze, in welchem er sich über verschiedenes, was er in

denselben Jahren genoß und litt, that und versäumte, mit sich selbst besprach. Das fesselte mich, und der Gedanke: Der war auch hinnieden, und war nicht gedankenlos und nicht ohne Empfindung hier: Dem war sein Seyn und Wesen, sein Thun, Treiben und Wachsen auch werth: ließ mich nicht eher aufhören zu lesen, als da nichts mehr zu lesen war. Unter andern Nachrichten fand sich ein für sich bestehender Aufsatz, den ich mit dem Wunsche mittheilte, daß es mir nicht ganz so wie vielen Findern gehe, die etwas für merkwürdig halten, was sonst niemanden so scheint. Er hatte die großgeschriebene Worte: Der Schein war gegen mich, mein Herz war schuldlos, zur Uiberschrift, und lautete von Wort zu Wort also:

Womit, ach womit habe ich es an Euch verschuldet, meine Brüder, daß Ihr mich so gedankenlos verkennt? daß Ihr das Gut, welches mir unter meinen äussern Besitzungen am liebsten seyn muß, meine Ehre so hart mißhandelt? In sechs kurzen Wochen nicht etwa oft kindisch und leichtsinnig beschwazt, sondern dreymal sehr ernstlich in wichtigen Rücksichten misverstanden, ungerecht und lieblos beurtheilt,

geschmäht und verläumdet, und zu einem Gegenstande der Verachtung und des Abscheues gemacht zu seyn: das schmerzt, o das schmerzt peinlich! Der Schein war gegen mich, aber mein Herz war schuldlos.

Hättet Ihr nicht bedenken sollen, daß das möglich sey, als Ihr unselige Gerüchte von mir hörtet, und ehe Ihr sie glaubtet, und weiter verbreitetet? Was hat Euch so bereitwillig gemacht, mich für schlecht zu halten, und mich schlecht zu nennen? was hat Euch getrieben, wenn Ihr auch meinen innern Werth nicht antasten konntet, doch die Wirksamkeit desselben zum Besten Anderer durch Schwächung des Zutrauens zu mir zu stören.

Niedrige schadenfrohe Neigung, Andere böse zu finden, weil man sich selbst unwürdig fühlet, war es gewiß nicht überall: denn auch unschuldige, unbescholtene, gute Menschen haben mir durch ihre Reden wehe gethan; aber Liebe zum Neuen und auffallenden Mangel an Bedachtsamkeit und feinem Gefühle, wahrlich das war es doch, worüber Ihr vergasset, meines guten Namens zu schonen. Wußtet Ihr nicht,

nicht, daß nichts weniger als die Ehre des Menschen eine zudringliche, plumpe und ungeschickte Betastung verträgt, daß ein verständiger Mensch mit dem ehrlichen Rufe des Bruders behutsamer umgeht, als mit den fein gebauten empfindlichen, leicht verlezbaren Augen desselben? Nur unbesonnene Kinder griefen Andern Blindlings in die Augen, und der Griff kann, wenn er auch nichts zerstört, doch Thränen kosten. Und Thränen, meine Brüder, bittere Thränen habt Ihr mir seit sechs Wochen ausgepreßt!

So lange ist es nun, als mir eine Handlung deren ich mich vor mir selbst nicht zu schämen habe, zum Verbrechen gemacht wird.

Eine arme alternde Nachbarin, die ich kaum von Angesicht kannte, weil ich vor Kurzem aus einem entfernten Theile der Stadt in ihre Nähe gezogen war, ward mir von meinem Wirthe mehrmal als ein Gegenstand des verdientesten Mitleidens geschildert. Die Noth der guten Frau wird immer grösser, sagte mir der Mann, als ich eines Abend spät nach Hause kam. Sie war heute Nachmittag hier, und hat bitterlich

geweint, und die Hände so kläglich gerungen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Sie flehte mich gar beweglich an, ihr doch fünf Thaler zu leihen, die sie einem bösen zänkischen Weibe schuldig ist. Die Unbarmherzige hatte sichs erst gefallen lassen, noch einen Monat zu warten, und heute kommt sie mit einem Male, und dringt auf Bezahlung. Die Wittwe macht ihr wegen ihre Härte einen sanften Vorwurf, und die Lieblose geräth so in Wuth, daß sie mit gerichtlicher Klage und Schimpf und Schande droht, wenn sie nicht morgen ihr Geld bekomme. Ich hätte ihr gern geholfen; aber lieber Gott, ein Handwerker hat nicht immer das in seiner Gewalt, was sein ist, auch nicht einen Thaler habe ich vorräthig. Ich habe der Unglücklichen versprochen, mich für sie zu verwenden, und ihr morgen Bescheid zu geben. Könnten Sie denn nicht etwas missen? für die Ehrlichkeit der Nachbarin stehe ich Ihnen.

Da ist Beystand nöthig, dachte ich, und: ich will ihr helfen, war meine Antwort. Aber hat die Frau denn gar keine Verwandten, die sich ihrer annehmen könnten? Ich weiß keinen Menschen, erwiderte mein Wirth: eine Tochter hat sie, ein fleissiges gutes Mädchen,

das sie ernähren half. Aber die Tochter ist nicht mehr hier; vor einem Monat etwa ward ihr der Antrag zu einer Stelle bey einer adelichen Frau ein paar Meilen von der Stadt gemacht, wo sie mehr Gesellschafterin als Dienerin seyn soll. Das liebe Kind weigerte sich, die Betagte zu verlassen; indeß die angebotene Stelle war zu vortheilhaft, die Mutter drang in sie, und nun ist sie auf dem Lande. Wenn nur erst ein Vierteljahr verüber wäre, meinte die Wittwe, so könne die Tochter sie von ihrem Gehalte etwas mit unterstüzen.

Ich will morgen frühe zu der Frau gehen, sagte ich, und legte mich mit stiller Selbstzufriedenheit zu Ruhe. Sobald es am folgenden Tage schicklich war, eilte ich zu der Wittwe. Wer beschrieb mein Erstaunen? In der Stube stand eine holde Schöne, schlank wie die Göttin der Jugend, und schön wie die Hore des Frühlings. Ihr helles schwarzes Auge band jeden Blick, auf ihre Wangen hatten Gesundheit und Unschuld ihre zartesten Lieblichkeiten geschüttet, und in allen ihren Gebärden waltete gegenwärtiger, tiefer, kindlicher Kummer. Die Schöne war die Tochter der Armen, die, wie ich erfuhr, am vorigen Abend spät gekommen war,

um sich eine Woche, während welcher ihre Herrschaft eine Reise machte, bey der Mutter sich aufzuhalten, aber nichts mitgebracht hatte, als den Wunsch, zu trösten, und unzulängliche Hülfe.

Stammelnd vor Verwunderung und unverkennlicher Ehrfurcht, denn immer hatte eine solche Schönheit meine Achtung geweckt, eröffnete ich die Absicht meines Besuches, und legte hastig, als fürchtete ich Zurückweisung meines Dienstes, ein Goldstück und eine Hand voll Münze auf den Tisch. Noch nie hatte ich empfunden, was ich jezt empfand; mein Inneres war lauter, die Freude des Wohlthuns ergriff mich so süß, das ich mich nicht für den Geber, sondern für den Empfänger hielt, und die Wirkung meiner Gabe entzückte mich durch die reinsten Gefühle.

Gott belohne Sie mit tausendfältigem Segen, daß Sie Sich einer verlassenen Witwe annehmen! rief die Mutter, und blickte mit strömenden Augen mir bald in das Antliz und bald gen Himmel. Der Höchste lasse es Ihnen immer wohgehen! fiel die Tochter ein, sprang

mit der Unschuld eines Kindes auf mich zu, stemmte ihre Hand innig auf meinen Arm, wollte noch etwas sagen, und schwieg, und blickte mich an mit Lippen, die zwischen Lächeln und Weinen schwebten, mit steigender Röthe, wie wenn ein Frühlingswind die verhüllenden äussern Blätter einer Rose von ihrem glühendem Innern hinweg haucht, und mit der schmelzendsten Fülle von Wehmuth und Herzlichkeit in den Augen, aus welchen eine Thräne nach der andern perlte. Der Höchste lasse es Ihnen stets wohlgehen! wiederholte sie; und das wir ehrlich sind, sezte sie hinzu, sollen Sie erfahren. O wir wollen arbeiten, meine Hände sollen auch in den Stunden der Musse nicht rasten, und sollte mir das Blut unter den Nägeln hervordringen, bis wir Ihnen das Ihrige zurückgegeben haben.

Die Bewegungen meines Gemüths waren schon vorher so rein gewesen, daß ich mit Ihnen getrost in eine Welt vollendeter Geister hätte übergehen können; jezt erhoben sie sich zu dem Ernste und der Feyerlichkeit der Andacht. Ruhig und achtungsvoll drückte ich mit der Linken die Hand der Jungfrau, wie man die Hand einer Mutter drückt; und langsam und ehrer

bietig strich meine Rechte über ihre brennenden Wangen, wie die Hand eines Sohnes über das Antliz einer Mutter.

Wir alle waren in unsern Gefühlen so vertieft, und der Untadelhaftigkeit derselben so sicher gewesen, daß wir keine Annäherung gehört hatten, und plözlich überrascht ein Weib mit laurender Tücke in den Gebärden, in welchen ich sogleich die plagende Mahnerin errieth, unter uns sahen, als eben meine Hand von dem Angesichte der Tochter auf ihre Schulter niedergleitete.

O da fehlts ja nicht an Baarschaft, rief die Unwillkommene mit höhnischem Lächeln auf dem gerumpften Munde, und mit schnell zurückgeworfnem Kopfe; richtete ihren Blick bedeutend auf die Witwe, ließ ihn dann über das Geld auf dem Tische hinfliegen, und um so haftender und kränkender auf mir und auf dem Mädchen ruhen. Was sie vermuthete, verkündete die vielsagende, schadenfrohe, schalkhafte Freundlichkeit, mit welcher sie ihre Bezahlung annahm und gieng. Und was sie sahe, und nicht sahe, und was sie argwöhnte, daß wußte

und glaubt — es ließ sich ja alles auch so leicht und so natürlich deuten — nach ein paar Tage die ganze Stadt. Mancher ist der Gegenstand aller schwäzenden Gesellschaften, ohne zu wöhnen daß man seiner nur gedenke; wie arg, wie laut und allgemein mußte also das Gerede von mir und meinen unschuldigen Verhältnissen mit der Unschuldigen seyn, da es einigemal sogar meine Ohren erreichte! Die Leichtsinnigen und Verdorbenen sahen mich an, als ihren Genossen, die Edlen wurden irre an mir; und ich tröstete mich mit meinem Gewissen, verachtete die Bosheit, bedauerte die Leichtgläubigkeit und schwieg. Der Schein war gegen mich, mein Herz war schuldlos.

Die junge Schöne reißte auf das Land zurück, und dieses Geschwäz begann sich zu verlieren, indeß mir Armen eine Krankheit ein neues bereitete, theils das veraltete wieder erfrischte. In dem Hause, welches ich vorher bewohnte, hatte vor Kurzem eine unglückliche Begebenheit eben so viel Verdruß und Verwirrung, als ausser demselben grosses Aufsehen erregt. Es diente in dem Hause ein Mädchen, das zu den lieblichsten Geschöpfen gehörte, die ich jemals erblickte. Ach die himmlische Schön-

heit haus't oft in den Hütten der Armuth, und manche Fürstin blickt oft mit beklommener Brust und geheimen Wünschen auf die zarte Blüthe einer Hirten Tochter. Die Reize der Jungfrau rührten mein Innerstes, und ihre einnehmende Sitte nährte in mir den jugendlichen Gedanken: wenn ich jezt schon mit einer Gattin leben könnte, ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen nur meinem Herzen zu folgen, und ihr meine Hand zu bieten. Bisweilen, ich gestehe es mir mit Beschämung, ward die Bezaubernde auch meiner Sinnlichkeit gefährlich; aber ich schauderte vor ihren Regungen zurück, verwarf ihre Forderugen mit Abscheu, und wahre Liebe und Tugend siegte.

Das Mädchen, das ich mit ehrerbietiger Schüchternheit achtete, ward verführt. Fließt immerhin von neuen meine Thränen, wie ihr oft schon flosset! ich brauche vor euch nicht zu erröthen. Reich und mächtig um seine Laster zu verhüllen, mußte der Lüstling gewesen seyn, dem es gelungen war, ihre Unschuld zu besiegen. Das Mädchen entfernte sich, als die Folgen ihres Fehltrits sich ankündigten, aus dem Hause, ohne nur einen Wink über ihren Verführer zu geben. In mir hatten ein paar

elende Menschen diesen gesucht, ohne ihre Vermuthung mit irgend einem Guten zu theilen. Aber auch durch gute Menschen mußte ich in der Folge leiden; gute Menschen, warum habt ihr mich durch eure Leichtgläubigkeit so schmerzlich verwundet?

Wenige Tage nach der Abreise der Holden, deren Mutter ich unterstüzte, fiel ich in eine schwere Krankheit, die sich bald durch sehr lebhaftes Irrereden als ein hiziges Fieber kenntlich machte. Man gab mir eine alte Frau zur Wärterin, scharf genug von Gehör, um jedes Wort, das ich sprach, zu verstehen, und stumpf genug von Verstande, um die Wirkung einer schwärmenden Einbildungkraft zu mißdeuten. Es war mit das Erste, was ich nach meiner Genesung erfuhr, daß ich die Tochter der Witwe mehrmal mit der herzlichsten Wärme genannt, beynahe unabläßlich aber von der Verführten gesprochen, mit glühender Leidenschaft ihre Schönheit, ihre Bescheidenheit und Unschuld gepriesen, ihren Fall mit strömenden Thränen beweint, mich einmal über das andere ihren Verführer, den frevlerischen Mörder ihrer Ruhe genannt, mit wildem Zorne mich verwünscht, und in tobender Verzweiflung mit geballten Händen gegen mich gewüthet hätte; daß meine Wärterin mit aller Aemsigkeit und Bedeutsamkeit, welche Schauder über vermeinte

liche Strafe des Unrechts nur irgend erzeugen kann, unter die Leute gebracht habe, was sie sah und hörte, und daß man fast überall die junge Unschuld vor mir warne. O Gott der Schein war wider mich, mein Herz war schuldlos.

Bald darauf war ich in einer zahlreichen Gesellschaft. Schon ein paar Stunden hindurch hat mich eine gewisse besondere Stimmung der meisten Glieder derselben gegen mich, bey dem einen Kälte, bey dem andern Zurückhaltung, bey dem Dritten eine absichtlich scheinende Unachtsamkeit auf das, was ich sprach, befremdet und geärgert, als der größte Theil der gegenwärtigen und ich mit ihnen vor der Thüre des Hauses zum Genusse der Abendluft trat.

Siehe, da wankte ein blasser Greis am Stabe herbey, und flehte aus der Ferne unser Mitleid an. Seine Füsse zitterten in den zerrissenen Schuhen, sein Kleid hatte fast nur verneinnende Eigenschaften, der Grundstoff desselben war nicht zu errathen, und der Hut in seiner Hand schien nur noch zum Einsammeln einiger Geldstücke zu taugen. Alle gaben ihm ernstlich; nur ich schlug, als ich ihm eine Kleinigkeit reichte, ein mir selbst unerklärliches, unaufhaltbares, schallendes Gelächter auf. —

O Menschenbeobachter und Menschenkenner, daß ihr da für mich hättet sprechen kön-

nen! Ihr wißt es, daß man das Innere eines Menschen nicht immer nach seinem Aeussern richtig beurtheilt, daß man zu manchen Zeiten fast unwillkührlich, daß man bey peinlicher Leere im Herzen, beym Gefühle von Mangel innere Befriedigung oft sehr leicht lacht; Ihr wißt es, daß der grosse Rubens vielleicht nur eines kleinen Theiles seiner Kunst bedurfte, als er ein lachendes Kind, das er gemalt hatte, durch einen Pinselstrich in ein weinendes verwandelte. War es von meinem Fieber zurückgebleiebene kränkliche Reizbarkeit, war es der unvermuthete Anblick des Abstandes zwischen dem armselig gekleideten Bettler und den geputzten Menschen um mich, oder was war es sonst, das mich übermannte? Genug ich lachte, ohne irgend etwas bestim̃t zu denken, als daß ich nicht über das Elend des Dürftigen lachte.

Betroffen und unmuthig sahen mich die Umstehenden an, und der Greis warf einen so erschütternd wehmüthigen Blick auf mich, daß ich vor mir selbst zusammenschrack. Mir war, als müsse ich versinken, ich konnte auf meiner Stätte nicht ruhen: ich blickte ängstlich dem weiterwandelden Greis nach, als fürchtete ich, er werde jezt sterben, und mit Gram über mich in die andere Welt hinübergehen; und lief ihm, so bald er sich etwas entfernt hatte, unter einem leicht gefundenen Vorwand nach. Von weitem

folgt ich ihm bis in seine zerfallene Hütte in einem entlegenen Gäsgen. Hier faßte ich mit einem heftigen Drucke seine Hand, bat ihm um Vergebung, ließ mir von ihm erzählen, überzeugte mich von seiner Noth und von den Leiden der kranken Gattin, für welche er sammelte, gab ihm, was ich eben erübrigen konnte, bestimmte ihm eine wöchentliche Beysteuer, und eilte dann aus dem nahen Stadtthor, um durch langes Weinen meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. —

Minster, was focht Sie an, daß Sie vorhin lachten? sagte mir, als ich heiter zur Gesellschaft zurück kam, ein Freund, der mich auf die Seite zog, und benachrichtigte mich allzu dienstfertig, wie man nach meiner Entfernung noch lange den Bettler bedauert, wie mancher über mich den Kopf geschüttelt, und eine alte, übrigens verständige Frau gesagt habe: Männer seiner Art — sinnliche Wohllüstlinge wollte sie sagen — pflegen sonst weichherzig und theilnehmend zu seyn; und dieser lacht, wo andern die Augen übergehen möchten! es ist entsezlich. Unwillig drückte ich die Lippen über das harte Gerücht, das über mich ergangen war, zusammen, wandte mich hastig, wischte eine heisse Thräne von den Wangen, und stammelte: Freund, nur der Schein war gegen mich, mein Herz war schuldlos.

Das Rebhuhn des h. Johannes.

Nach einer Legende.

Schon in einem hohen, doch heitern Alter, lebte St. Johannes als Bischof zu Ephesus, fast angebetet von seinen Kirchkindern, geschätzt in der ganzen Gegend umher, und auch in der Ferne nicht unberühmt. Zu dem Manne, der ehmals unter dem Kreis der Apostel für den Liebling seines grossen Meisters gegolten hatte, der dem allgemeinen Glauben nach, durch ein Wunder vom Martyrertod errettet worden, und von welchem eine dunkle Sage umhergieng: Daß er niemals sterben, sondern die Ankunft des Herrn zum Gericht erwarten würde: —— Zu diesem, den damaligen und nachherigen Christen so theuern, und auch von beyden so oft misverstandenen Manne walfahrteten die Glaubigen von jeder Himmelsgegend her; freueten sich seines sanften, milden Gesprächs, und ehrten in ihm einen ächten Lehrer des Gottes der Liebe.

Einst kam auch von den Gränzen Arabiens ein Neubekehrter her. Er war ein reicher, noch zimlich rascher, für das Christenthum zwar warmer, doch auch den Freuden des Lebens noch nicht abgestorbener Jüngling; ein wenig voreilig in Gedanken, Worten und Thaten, aber im Grunde allerdings ein junger Mann von edler Seele. Er hatte sich so sehr gefreut, den berühmten Johannes nun von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; unterwegens noch so viel über ihn mit seinen gefährten gesprochen; und — wäre bald wieder umgekehrt, ohne ihn anzureden. Denn als er, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, zu einer Zeit kam, wo der Bischof sich im Garten bey seinem Hause befand; als ein einziger, alter Diener — noch ehrte und entehrte damals kein fürstlicher Prunk die bischöfliche Würde! — die Gartenthür ihm aufschloß, und ohne weiters Melden, den Besitzer selbst aufzusuchen anrieth, da fand der Jüngling den Evangelisten in seiner Lage, die man zwar nicht unanständig nennen konnte, die aber doch jenen hochgespannten Erwartungen sehr wenig entsprach; und die — selbst bey unsern Lesern vielleicht einer kleinen Einleitung bedarf.

Johannes, sanft gegen jedermann, war es auch gegen vernunftlose Geschöpfe. Jener

Spruch:

Spruch: „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes!" schien ganz für ihn gemacht zu seyn. Er schob oft, wenn er zur Tafel sich sezte, die Befriedigung seines eigenen Hungers auf, um die stärkere Begier eines winselnden Haushundes zu befriedigen, und freute sich allemal herzlich, wenn er das heimkehrende Roß der gefüllten Krippe zueilen, oder die nachbarlichen Tauben dem ihnen hingestreuten Waizen zufliegen sah. Unter allen aber genoß ein zahmes Rebhuhn ganz vorzüglich das Glück in seiner Gunst hoch angeschrieben zu stehen. Aus seiner eigenen Hand erhielte es fast immer das Futter; ward oft von ihm gestreichelt und gepflegt; durfte so oft es wollte auf seinen Tisch fliegen; hatte es in Gewohnheit oft nach ihm zum Scherz mit seinem Schnabel zu hacken; und pflegte dann endlich unters Gewand an seinen Busen zu schlupfen, und allda auszuruhen, so lange es ihm selbst beliebte. — Nun saß eben damals, ganz bequem auf eine Rasenbank hingelehnt, der ehrwürdige Johannes da, und trieb seinen Scherz mit diesem Thierchen; warf ihm jezt ein paar Körnchen Futter hin, streichelte es jezt, wenn es sich darnach bückte; zog die Hand zurück, wenn es darnach schnappte; kurz tändelte und spielte mit ihm, als der junge Araber mit drey von seinen Begleitern

sich nahte. Schon von weitem hatten sie diesem Zeitvertreib wahrgenommen, und sich im Stillen darüber gewundert. Ungefähr noch 10 oder 12 Schritt hinter dem Rücken des Evangelisten blieb der Fremdling stehen, sahe noch ein Weilchen zu, und flüsterte endlich zu einem seiner Geführten: „Wie? ist dieses der Mann, „von dem das Gerücht so viel plautert? den man „für eine solche Stütze seiner Glaubens Genos„sen hält? Hat ein Bischof und Apostel nichts „wichtigeres zu thun, als mit einem solchen „Thierchen zu spielen? Oder ist der ehemals „thätige Greis schon wieder ein Kind geworden? „Wenigstens einer so weiten Reise wird sein „Anblick und sein Gespräch kaum verlohnen."

Leise genug hätte der Fremdlig alles dieß seinen Gefährten zugeflüstert; dennoch — es sey nun daß solches durch höhere Kraft, oder durch ein natürlich feines Gehör bewirkt ward! — dennoch war dem Heiligen auch kein Wörtchen davon entgangen. Ganz allmählig wandte er sich jezt; schien des Besuchs erst gewahr zu werden, winkte freundlich mit der Hand näher zu kommen, und sprach:

Willkommen, willkommen Fremdlinge und Brüder! — Näher, mein Sohn, näher. Ihr seyd wahrscheinlich weit her?

Fremdling. Aus Arabien, Hochwürdiger Vater.

Johannes. Dachte ich es doch, deiner Tracht, deinem ganzen Wesen nach! Und hast wahrscheinlich der Diener noch mehrere mit? Nichts?

Fremdl. O ja, noch zehen oder zwölf.

Joh. Und sollt' under diesen — wundere dich nicht über diese saltsame Frage zum Anfang des Gesprächs! Ich will dir den Grund davon bald enträthseln. — Sollt' unter diesen keiner mit Pfeilen und Bogen versehen seyn?

Fremdl. Allerdings! Sieben meiner Dienerschaft sind damit bewaffnet.

Joh. Aber diese Bogen — wie tragen sie solche, auf den Schultern? Gespannt oder ungespannt?

Fremdl. (Mit sittlicher, lächelnder Verwunderung) Ungespannt! Wie anders! (für sich) Dacht' ichs doch! zum Kinde geworden!

Joh. Aber warum ungespannt! Warum so unvorsichtig?

Fremdl. Weil gerade das Gegentheil unvorsichtig wäre! Weil der Bogen bald seine Schnellkraft verlieren, bald an jene Biegung sich verwöhnen würde, wenn er stets, oder fast so gut als stets die gekrümte Form behalten sollte. Nur dann, wenn er gehörig ausruhet, erhält er wieder

Stärke und Spannungsvermögen genug, um den tödtenden Pfeil recht weit und recht kräftig fort zuschnellen; kann dann den Räuber abhalten; das Wild erlegen; und den Feind zu Boden streken.

Joh. (Mit sanften, und doch etwas verweisenden Tone) Ey siehe doch, sieh! wie richtig du über Bogen urtheilest, und wie unrichtig über den Menschen! Wenn für jene Nachlaß und Ruhe erforderlich ist, um dann desto gewisser, desto stärker zu wirken; warum willst du strenger in Forderungen an deine Mitbrüder seyn? Warum willst du dich wundern, daß ein Mensch, und zumal ein Greis auch jezuweilen von den Geschäften seines Amtes und seines Tages auf Erholung denkt? — sie bey Geschöpfen sucht, die zwar allerdings dir geringfügig scheinen, die aber doch Zueignung zu empfinden und zu erwiedern vermögen! — Wisse: in weislicher Musse frische Kräfte sammeln, ist allgemeines Bedürfniß der Natur. Sie erquickt Körper durch den Schlaf, und Geister durch den Wechsel von Arbeit und Spiel. Wann angespannte Bogen des Ausruhen bedürfen, um wieder zu wirken, so haben auch angespannte Nerven des menschlichen Körpers dieß nicht minder von nöthen: und zwischen Erholung und Müssiggehen ist ein eben so grosser Unter-

schied, wie zwischen weißlicher Milde und sinnloser Verschwendung.

Einen Augenblick hielt hier Johannes ein. Mit glühender Scham auf der Wange, und mit noch stärkerer im Innern des Herzens wollte sich der Fremdlin jezt entfernen; doch des Greises etwas ernste Miene war schon wieder zum traulichen Lächeln geworden. Indem er leicht die Absicht des Jünglings errieth, faßte er ihn bey der Hand, und sprach: Warum willst du schon gehen, da du kaum gekommen bist? Hältst du vielleicht mich für beleidiget? Ja wahrlich; dann wäre doch dein Argwohn gegründet; dan wäre freylich der Greis wieder zum Kind geworden. Nein, bleib! bleib! Du kamst ja doch wohl, mich über einiges zu befragen, dich über einiges bey mir zu belehren; laß dirs nicht misfallen, daß ich dich auch über Dinge belehrte, wornach du mich nicht befragtest! Spanne nun den Bogen, da er ausgeruhet und Kräfte gesammelt hat! Wenigstens wirst du ihn willig finden, dir zu nüzen.

Rundgesang der Freundschaft.

Im Bache des Lebens — ach! fließen
Der bittersten Tropfen genug;
Drum nüzt auch die wenigen süssen
Der Weise mit weislichstem Zug.
Am Pfade des Lebens — ach! welken
Die Blumen so eilig dahin;
Drum pflückt sich die Rosen und Nelken
Der Klügre, bevor sie verblühn.

Doch keine der Blumen vergleichet
Sich, göttliche Freundschaft, mit dir.
Dir, Tochter des Himmels, entweichet
Der Kummer, und Wonne folgt dir.
Wo du bist, da schwinden die Stunden
So schnell und so traulich verbey.
Du heilest oft tödliche Wunden,
Machst Sklaven in Ketten noch frey.

Du scheuchest das Dunkel der Kerker;
Du glättest das stürmende Meer,

Durch Nebel und Nächte blickt sterker
Dein Pharus dem Irrenden her.
Du reichst ihm in sandiger Oede
Der Hoffnung erquickenden Stab;
Und trocknest mit schmeichelnder Rede
Den Schweiß der Ermattung ihm ab.

Und wenn sich beym traulichen Mahle
Dann deine geretteten freun,
Dann träufelst du selbst in die Schaale
Den Nektar so reichlich und rein.
Selbst schwarz Brod und kärgliches Wasser —
Hast du nur die Tafel gedeckt —
Schmeckt süsser, als jemals dem Prasser
Sein Tokey und Hochheimer schmeckt.

Doch wehe dem Mann, dem im Leide
Du nimmer zur Seite noch standst;
Noch nie um den Becher voll Freude
Dein holdes Vergißmeinnicht wandst!
Dann sollt' ihn auch Purpur umschimmern,
Denn schmickt ihn auch Zepter und Kron; —
Troz all' diesen Flittern und Flimmern,
Ist Unruh sein ewiger Lohn.

Im Myrten - und Lorbeer - Gebüschen,
Von Flöten - Konzerten umrauscht,
Sieht er sich nur Nattern umzischen;
Und glaubt sich von Dolchen belauscht.

Ja, säß' er dem Glück auch im Schoose,
Und küßt, ihn die Wohllust auch war; —
Ach! ganz ohne Freund ist der Grosse
Gebiether der Erde nur arm!

Vermahnt ihr die Warnung, ihr Brüder?
Auf, schenket die Becher voll Wein!
Auf, schwört: stets männlich und bieder
Euch Freunde durch Leben zu seyn.
Es mag dann durch Dornen und Nessel
Verirrsam der Richtpfad auch gehn!
Es droht uns auch Prüfung und Fessel!
Wir enden doch glücklich und schön.

Und wenn uns einst düster und schaurig
Der Odem des Grabes umweht;
Am Lager der Trennung dann traurig
Orestes beym Pylades steht;
Dann drücke dem blassenden Mundn
Der Scheidekuß feurig sich ein!
Und laßt zum erneuerten Bunde
Uns wach in Elysium seyn!

Der Salzburger.

Ein psychologisches Phänomen.

Es treibt sich seit ungefähr 15 Jahren ein Mensch in den Dörfern und Waldungen des nördlichen Schwaben umher, der für die Kinder das furchtbarste Schreckbild, für frivole Spaßmacher der Gegenstand leichtsinniger Mishandlungen, für die kleine Zahl der Theilnehmenden und Fühlenden der Gegenstand des herzlichsten Mitleidens, und für den philosophischen Beobachter der menschlichen Natur eines der interessantesten Exemplare ist. In einem Subjekte findet man hier die schönsten Denkmäler des Göttlichen im Menschen mit der höchsten Verwilderung, die erstaunungswürdigsten Trümmer von Kultur mit der höchsten Thierheit vereinigt.

Der Salzburger — unter diesem Namen kennt man überall den Helden dieser Erzählung — ist ein Mann von ungefähr 50 J.,

von mittlere Grösse, und starkem, kernhaftem Baue. Seit einem Jahre hat er, vermuthlich durch eine äussere Verlezung, das linke Aug verloren. Er spricht ein reines Deutsch, das sein angebliches Vaterland sehr zweifelhaft macht. Aber die Art, wie er seinen Körper ziert, kündigt einen Wahnsinnigen von der verworrensten, unheilbarsten Klasse an. Er wechselt hierin sehr oft; doch trägt er nie einen Rock, sehr selten Beinkleider, und auch im strengsten Winter keine Bedeckung der Füsse. Vor einiger Zeit war sein Kopf in Lumpen gewickelt, die auf der einen Seite sein krankes Auge bedeckten; auf der andern Seite steckten einige kleine Federn. Sonst trägt er, anstatt des Huts, einen Bienenkorb; manchmal geht er unbedeckt, und trägt einen Stein auf dem Kopfe, wobei er sehr gespannt einherschreitet, damit derselbe nicht herunterfalle. Von dem Halse an hängen größere Lumpen über die Lenden herunter, und die Aerme sind beynahe ganz blos; die Füsse aber bis unter die Waden mit Werg umgeben, welches er mit kleinern Lumpen umwickelt. Auf seiner Brust hängt an einer Schnur ein Ammonshorn. Dieß sey, versichert er, sein Orden. In der Hand trägt er einige starke Stöcke, die er auch mit Lumpen umwickelt. Die Lebensart dieses Menschen ist die sonderbarste, die man sich den-

ken kann. Mitten in dem kultivirten Deutschland führt er das Leben eines Wilden. Nirgends hat er eine Heimath. Der Himmel ist sein Dach; jeder sanfte Rasen sein Bett. Keine Sitte und keine Konvention kümmert ihm. So lange die Natur ihre eßbare Produkte darbiethet, bedarf er keines Menschen. Er hat kein Eigenthum, als seine Lumpen, die er öfters wechselt, und kleine und grosse Petrefakten, die er mit Fleiß und Kenntniß sammelt, und wieder zerstreut. Wenn man ihm Geld schenkt, so verwahrt er es in seinem Munde. Den Brandwein liebt er bis zur Unmässigkeit. Schnupftaback ißt er als einen Leckerbissen. Im Winter übernachtet er gewöhnlich in den Backöfen auf den Vorwerken, in welchen den Tag zuvor Brod gebacken ward. Man darf, wenn man mit diesem Unglücklichen spricht, die Saite nicht berühren, die die kranke Parthie seiner Einbildungskraft durchstreicht. Man darf nichts von seiner Kleidung, von seiner Lebensart und von seinen Schicksalen sprechen. Man hat sonst in diesem Falle einen Wahnsinnigen von der gemeinsten Art vor sich. Es ist deshalb auch unmöglich, die eigentliche Ursache seines Verfalls zu erforschen. Die heterogensten Bilder verfolgen sich, ohne die mindeste Verbindung, Schlag auf Schlag in seiner Seele. Nur stechen dar-

unter die Erinnerungen an eine unglückliche Liebe, an eine Flucht und darauf erfolgte Einsperrung hervor. Jedoch gelangt man, bey den künstlichsten Nachforschungen, auf nichts Sicheres, und wenn man glaubt, ihn zu erhaschen, so springt er plözlich in die entferntesten Ideenregionen hinüber. Hütet man sich aber, an diesen so reizbaren Punkt anzustossen, so geräth man in Erstaunen über den Mann, in dessen Seele so viel Licht und Schatten, Regelmässigkeit und Verwirrung beysammen sind.

Die sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung ist überall sichtbar. Er versteht — natürlich nur fragmentarisch — Geographie, Geschichte ꝛc., mischt lateinische und französische Ausdrücke und Sendenzen in das Gespräch, und bedient sich solcher Formen, Bilder und Wendungen, die man nur unter den höhern, kultivirten Klassen zu hören gewohnt ist. Da vernimmt man kein unverständiges Wort; im Gegentheil stößt man auf Züge von Witz und treffendem Urtheile, auf eine Feinheit und Schärfe der Reflexion, und auf eine richtige Verbindung der Ideen, worüber jeder prüfende Beobachter stuzt. Dabey fühlt der Mann Alles, was er spricht, mit äusserster Lebhaftigkeit, drückt jede Vorstellung durch

Stimme und Gesichtszüge aus, und gestikulirt mit einer Wahrheit, die man allen Schauspielern und Rednern wünschen möchte. Jedoch sind die Organe seines Denkens nicht immer in diesem glücklichen Zustande: denn öfters ist schlechterdings Nichts mit ihm anzufangen. Er thut dann mürrisch, mistrauisch, nimmt kein Geschenk an, und wird gegen den Zudringlichen grob.

Eine sehr günstige Stunde war es, um die Lichtseite seines Karakters in ihrer ganzen Klarheit zu sehen, als er den 29. Junius 1800 in das Zimmer eines Mannes trat, bey dem er öfters zuzusprechen gewohnt war. Er fand dorten eine kleine Gesellschaft von benachbarten Freunden. Dieser Anblick erheiterte ihn. Er bat, seiner Gewohnheit nach, um die Zeitungen. Die fremden Herrn fingen an, mit ihm zu sprechen. Er verlangte, ihre Bekanntschaft zu machen.

Der Regierungsrath P —, der noch nicht lange in dortiger Gegend ist, sagte ihm scherzweise: Er sey ein neugebackener Rath. Mit einem Blick voll schneidender Satyre, erwiederte

der Salzburger: „Nun, wenn Sie nur ausgebacken sind!“— Die Rede kam auf die Ereigniß unserer Zeit. „Von welchem Systeme bist denn Du? — fragte Jemand den wilden Mann — Bist du östreichisch, oder französich? — „Ich bin deutsch!“ sprach er, indem er stolz mit der Hand auf das Herz schlug. — Diese unerwartete Antwort machte der ganzen Gesellschaft die höchste Freude. „Ich bin deutsch!“ wiederholte jeder der Anwesenden; aber Keiner mit diesem hohen, lebendigen Gefühle.

Man erkundigte sich nach seiner Religion. Allein, über diesen Punkt spricht er mit äusserste Vorsicht, um nirgends anzustossen. Diese Vorsicht, und noch einige andere Spuren von ähnlicher Beschaffenheit lassen nicht ungegründet vermuthen, daß er eher auch als ein Opfer der Intoleranz gelitten haben dürfte. Er wußte, daß die Gesellschaft aus Katholiken und Protestanten bestand. Erst beugte er den Fragen aus; als er es aber nicht mehr konnte, so erklärte er sich: „er sey von der natürlichen Religion. „Diese Erklärung wurde mit einer politischen Miene gegeben, und durch den Zusatz erläutert: es sey das Wesen dieser Religion:

„liebe deinen Nächsten, wie die dich selbst, und den einigen wahren Gott über Alles.“ — Man vermißte in diesem Systeme die Idee von der Unsterblichkeit der Seele. Er wollte auch hierüber nicht entscheidend sprechen. Man verlangte, daß er geradezu sagen sollte, ob er glaube, daß seine Seele nach dem Tode fortdauere? — „Dafür, sprach er, laß ich den lieben Gott sorgen!“ Und damit war auch das Gespräch abgebrochen.

Nun kam die Rede auf seine geographischen Kenntnisse. Erst bemerkte er: er habe seine Landkarte hinweggeworfen, weil er durch sie bey dieser kriegrischen Zeit leicht in Verdacht der Spionerie hätte fallen können. Dann gab er folgende wörtliche Erklärung der Gesellschaft zum Besten: „Der Pfarrer von W—, der mich für ein Kind in der Weish— in der Wissenschaft — wer wird den feinen Blick in der Selbstberichtigung übersehen? — halten mochte, wollte mir weis machen, die Donau sey der einzige Fluß in der Welt — der gegen Morgen fließe. Gut, Herr Pfarrer, sagte ich. Wir gehen von der Donau hinweg, spazieren über die Tiroler Berge hinüber, und wollen dann sehen, was der Po macht! (Wie satyrisch!) Dann

schiffen wir uns in Genua ein, gehen durch das mittelländische Meer in das atlantische, und an der Küste von Amerika kommen uns der St. Laurenzo- und Amazonenfluß entgegen.“— Unter Andern befand sich ein junger, katholischer Geistlicher in der Gesellschaft, den er nicht kañte. Mon fragte ihn, für wem er denselben halte. „Der sollte Theologie studieren!“ versezte er. Und warum dann gerade Theologie? fuhr einer fort. „Er hat so ein freuneliches Aussehen!“ — erwiederte der Salzburger. Aber was haben denn die Theologie und das freundliche Aussehen mit einander gemein! fragte man ihn weiter. Hier sprach er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von tiefer empfindung: „Ach! er wird ja ein Tröster seyn!“ Durch diese Worte wurden Alle innig gerührt, und es bemächtigte sich ihrer das schmerzhafteste Mitleiden mit einem Menschen, den die Natur mit so ausserordentlichen Gaben ausgestattet, ein unfreundliches Schicksal aber so tief in den Staube getretten hatte. Gewiß hätte auch das Leztere nicht so Viel vermocht, wenn die Erstere mit ihren Gaben sparsamer gewesen wäre.

Phantasien über Bestimmung des Menschen und Lebensgenuß.

Warum bin ich? warum ward die Seele
Hier in ihrem Kerker eingezwängt?
Daß Entbehrung sie und Mangel quäle,
Im Gemeinen sich ihr Flug beschränkt?

Ist dieß Leben mein, gewiß mein eigen,
Daß ichs mir zur Lust erkiesen darf?
Muß ich einer höhern Macht mich beugen,
Die für sich mich auf die Bühne warf?

Soll ich wirken hier und nie genießen,
Reifen, Sprossen meinem bessern Seyn?
Oder jeder meiner Lüste büßen ——?
Dem Genuß bloß meine Tage weihn?

Soll ich jeder Freude hier entsagen,
Weil mir einst ein ewig Eden winkt?
Oder rastlos nach Genüssen jagen
Bis in Tod, in Nichts mein Ich versinkt?

Soll den Freudenbecher mir entziehen,
Dem entgegen meine Lippe schwoll,
Jedem Scherz und jeder Wonn entfliehen,
Weil ich säen, nimmer ärndten soll?

Oder in Vergnügung mich berauschen,
Und im steten Taumel ohne Rast,
Mit Genüssen nur Genüsse tauschen
Bis mich der Vernichtung Arm umfaßt?

War dieß Leben Blüthe nur hinnieden,
Und sprießt künftig erst die Frucht hervor?
Oder ists durch ewge Kluft geschieden,
Und geht dann ein andres Ich hervor?

Rief die Welt — unendliches Gebäude! —
Darum Gott aus seinem Nichts hervor,
Und zugleich auch mich, damit uns beyde
Er zum Werkzeug seines Glücks erkohr?

Oder bin ich eignem Zweck geboren,
Ist mein Glück auch meines Daseyn Ziel?
Ist dieß Leben für mich unverloren,
Bin ich nicht des blinden Zufalls Spiel?

Ha! was kann die Dunkelheit erhellen
Auf des Pilgers ungewissen Bahn?
Welcher Anker auf empörten Wellen
Ist mein Schutz, im stürmschen Ocean?

Schwankend ist die Zunge meiner Waage!
Zum Genusse treibt mich Leberskraft,
Treibt Natur mich — was Vernunft auch sage —,
Treibt mich unaufhaltsam Leidenschaft!

Durchs Gebieth der Hoffnung mich zu leiten,
Für Verlust mir grösserem Gewinn
In dem Lande der Wahrscheinlichkeiten
Einst zu biethen, reißt Verstand mich hin.

Hier fühl ich die Lippen glühend schwellen,
Beut der Freudenbecher sich mir an,
Dort den Wonnetrank mir zu vergällen
Stöhrt Verstand des Herzens Zauberwahn!

Nein! nicht blosse Hoffnung mag sie stillen
Diese Neigung, die im Innern glüht,
Die, ich fühl's, nur nach des Schöpferswillen
Reissend zum Genusse hin mich zieht.

Ach für Freuden, die mir jezt entsprossen,
Tausch ich keine ungewisse ein,
Und das Glück, das einmal ich genossen
Bleibt durch alle Ewigkeiten mein.

Giebt es denn ein schöneres Erwachen?
  Und trägt mein Entbehren dort auch Frucht;
Oder ist ein Nothbehalf der Schwachen,
  Der im Glauben einst Entschäd'gung sucht?

Ist die Hoffnung, der wir auferzogen,
  Ew'ge Dauer, unumstößlich wahr?
Hat der Prüfungsgeist sie reif erwogen,
  Ist es Frucht, die Wahrheit uns gebar?

Mußt' sie nicht im Glauben blos entsprießen?
  Aber trägt der Glaube nicht stets mich?
Glaub ich nicht, ich sey um zu genießen? —
  Widerspricht nicht Glaub' und Wahrheit sich?

Nein! das Jenseits birgt ein dichter Schleier,
  Und das Diesseits strahlt dem Auge hell!
Was ich jezt geniesse ist mir theuer,
  Ungewiß der künft'ge Freuden-Quell.

Nur das Jezt ist Zweifelsfrey mein eigen,
  Nur das Glückt, das Gegenwart umspañt,
Nicht das Land, das kühne Schwärmer zeigen,
  Und das noch kein menschlich Aug' erkannt!

Daß ich bin, kann dieß mir nicht beweisen;
  Daß ich sey zu meinem eignem Wohl,
Daß ich nicht der Freuden Quell umkreisen,
  Nein! mich nähern — schöpfen — trinken soll.

Ja! denn nicht zu leben, um zu leben,
Nicht des Daseyns wegen, schuf mich Gott!
Freude soll den Mensch zu ihm erheben;
Freud' entsagen ist ihm frecher Spott.

Hoffnungslos mein Leben kärglich fristen,
Um zu neuem Dulden aufzustehn;
Heißt: der Mensch durch menschenleeren Wüsten,
Zu der dichtverwachs'nen Waldung geh'n.

Schlafen, um ein Leben aufzuhalten,
Das, in ewger Gleichförmigkeit,
Nie dem höhern Zweck sich mag entfalten,
Wo zu gleichem Druck sich Tag und Jahr erneut.

Darum auf zum Mann und Jünglingreifen,
Daß des Schicksals Bürde meiner harrt,
Darum kühn dem Schicksal vorzugreifen,
Daß sich mit dem Kind schon Knechtschaft paart.

Ruh'n — den Kampf aufs neue zu beginnen,
Kämpfen — daß zum Preis mir Ruhe wird,
Eilen — um den Hafen zu gewinnen,
Daß aufs neu' im Meer mein Nachen irrt.

Mit dem ungeheuern Schicksal ringen,
Um ein freudenleeres, ödes Seyn,
Darum sich in Kindern einst verjüngen,
Um auch sie der Menschheit Fluch zu weihn.

Daß dem Pilger Dornen nur entsprießen,
Und der Sonne heisser Brand ihn drückt,
Blüthen immer ihm den Pfad versüßen,
Ruh und Kühlung immer ihn erquickt.

Daß Decennien in immer gleichen Gleise,
Nur auf Dornen hin mein Pfad mich führt,
Mann — der Jüngling — u. der Mañ zum Greise,
Und der Greis zum Staube zwecklos wird.

Daß, wann bis zum Tod ich durchgedrungen,
Und Vernichtung mich ins Daseyn trieb,
Wenn ich ew'ges Nichtseyn mir errungen,
Mir nur das Gefühl der Leiden blieb.

Ist des Zweck? — u. kann dies Pflanzenleben
Mir, dem freyen Geist, Bestimung seyn?
Muß es nicht ein besseres Daseyn geben,
Oder muß mein Zweck nicht anders seyn?

War's deñ werth, daß Gott mich in die Schranken
Zu dem Kampf aus Nichts hervor mich rief?
Kann ich dann noch ihm mein Daseyn danken;
War's nicht besser, daß ich ewig schlief?

Warum mußte denn der Staub beleben,
Daß aus ihm hervor mein Körper gieng,
Warum Gottes Wollen, daß zum Leben
Dieser Staub den ew'gen Geist empfing?

Konnte nicht, wie schon vor Ewigkeiten
Ruhig schlummern bis in Ewigkeit
Meines Geistes Keim, und in dem weiten
Raume einzig Gottes Herrlichkeit.

Was bedurft's des Geistes Feuerschwingen,
Daß ein thierisch Leben fort sich schleicht;
Muß der Geist darum in Fesseln ringen,
Daß des Körpers Wohl ihn wieder beugt?

Nein! unmöglich war's des Schöpfers Willn,
Daß die Sorge für die Dauer blos,
Aus den Blick ins bessere Seyn umhülln
Nein! das ist nicht meines Geistes Loos.

Denn, die Zeit mit Freuden auf zu wiegen,
Dahin zielt Natur — mein innrer Trieb;
Und dies Buch der Wahrheit müßte lügen,
Oder spotten dem der es einst schrieb.

Was sich tief in meinem Innern prägte,
Ist der Zweck — das Leben — Mittel nur.
Der so tief dies in mein Innres legte,
Gab das Mittel auch zum Zwecke nur.

Wesen glücklich, ohne Maß, zu sehen,
Rief der Schöpfer Welten auf die Bahn.
Nur sein Glück in unserm zu erhöhen,
War, als er uns schuf, sein ewger Plan.

Drum, wer Freuden, die in diesem Leben
Sich ihm bieten, schwächt, der ist ein Thor.

— Nicht die Gottheit mag ihm wieder geben,
Was er hier durch eigne Schuld verlor.

Drum dem Zweck des irdschen Seyns entsprochen,
Ob sich Zweifel auch auf Zweifel häuft,
Drum des Daseyns Frucht Genuß, gebrochen,
Die nicht blos, um uns zu reizen, reift.

Zum Genuß sind zwar der Wege viele,
Der führt durch der Weisheit Heiligthum —
Durchs Gebiet der Liebe der zum Ziele —
Der in Freundschaft zu Elysium.

Doch es ist ein Ziel, zu dem sie leiten,
Und zu einem Tempel führen sie;
Der nur weiß der Schöpfungsplan zu deuten,
Den Genuß die Himmelsfackel lieh'.

Freundschaft - Liebe, - höchstes Glück der Seele, —
Ihr nur locktet Welten auf die Bahn —
Ihr nur seyd des Weltsystemes Seele,
Euch nur ist Elysium aufgethan!

Euch nur ist der Mensch hervorgerufen,
Durch euch lohnen, war des Schöpfers Plan,
Leuchtend führt ihr uns auf Himmelsstufen,
Unserm Ziel entgegen Himmelan!

Wem des Daseyns Spreu, das thiersche Leben,
Alles dünkt, wer höhern Freuden taub,
Nie empor vom Niedern sich kann heben,
Der ist Staub für jezt — für ewig Staub.

Adam Lux.

Adam Lux, ein begüterter Landmann und Philosoph aus der Gegend von Mainz, genoß in dem Kreise seiner Gattin und Kinder viele der seligsten Stunden. Von Jugend auf vertraut mit dem Geiste der Alten, vereinigte er mit einer edeln Schwärmerey einen reifen Verstand, und eine für alles Schöne und Grosse empfindliche Seele, wohnend in einem festen und gesunden Körper. Seine Phantasie, stets mit den Bildern der Vergangenheit beschäftiget, ließ seinen Geiste keinen so grossen Reiz für die politische Lage seines Vaterlandes gewinnen, um ihn dahin zu bringen, sich um ein öffentliches Amt zu bewerben. Ungezweifelt suchte er insgeheim seine Ideale zur Verbesserung des Menschengeschlechtes zu realisiren. —

Die dreyfarbige Fahne wehte jezt auf den Wällen von Mainz, und die rheinisch-deutsche Konvention bildete sich. Lux schwur auf die Gesetze der Franken, und ward nebst Potoki

und Forster als Deputirter an den Nationalkonvent abgesandt, um die Vereinigung von Mainz mit Frankreich zu bewirken. Er kam gerade zu einer Zeit dahin, da die Unterdrückung der Girondisten durch den Berg begann; und da er, Mehrere der Ersten persönlich kennen zu lernen, Gelegenheit hatte, so schloß sich sein Herz bald an sie an. Allein, er sahe keine Hoffnung zum Siege für die Freunde der Wahrheit und des Rechts. Der König fiel, die Republikaner fielen; allein, die Republik fiel nicht mit ihnen, denn der Rest der geachteten Edeln siegte endlich und Pergniauds Manen stürzten den Tyrannen.

Wer konnte aber damals diesen Sieg ahnen, als immer muthiger und mächtiger Robespierre und seine Gefährten sich erhoben, als jede bessere Hoffnung bald wieder in trübe Nacht verschwand, und selbst der redliche Republikaner nicht selten die Vorzeit den Gräueln des Tages vorzog. Die Preßfreyheit war vernichtet; die Schröcken des Todes und der Kerker fesselten Zunge und Feder: Selbst das Stillschweigen ward Verbrechen. Während an den Gränzen des Reiches ein Heer von Helden Triumphe an Triumphe reihte, lieh eine knech-

tische Versammlung dem beyspiellosesten Gräuel das ehrwürdige Siegel des Volkes, und warf sich und die Nation, unter dem Jauchzen eines blödsinnigen Pöbels, gebunden zu den Füssen der wüthendsten Tyrannen.

So stellte sich die Zukunft auch dem guten, schwärmerischen Lux dar. Mit einem römischen Enthusiasmus beschloß er zu Anfange des May's, den Tugenden seiner Freunde, der Girondisten, öffentlich an den Schranken des Konvents zu huldigen, und sich, zur Bestättiguug der Wahrheit, den Dolch des Kato in die Brust zu stoßen. Allein, seine Freunde, noch auf Rettung vertrauend, wiederriethen ihm das vergebliche Opfer, indem sie ihm die gutgesinnten Departements zeigten.

Der edle, trauernde Mann verschloß nun seinen herzangreifenden Kummer in sich selbst. Entfernt den Tag hindurch von der Gesellschaft der Menschen, kehrte er meistens nur des Abends, bey Eröffnung des Schauspiels, in dieselbe zurück. Einsame Spaziergänge waren jezt seine Lieblingsunterhaltung geworden; besonders gerne verweilte er aber in dem Gehölze

von Boulogne, wo er unter dem Schatten der Eichen bald in den Briefen des Brutus an Cicero, bald in andern alten Schriftstellern sich mit den grossen Republikanern der Vorwelt vertraut machte.

Der 31ste May erschien; und die Wirklichkeit erfüllte Luxens furchtbarste Ahnungen. Umsonst waffneten sich die mittäglichen und westlichen Departements zu Gunsten der in ihren Stellvertrettern beleidigten Nationalkonvention Puisair verrieth die Sache der Deputirten.

Charlotte Cardai ermordete den Marat. Lux begegnete dem Zuge, der sie zu dem Schaffote führte. Es war, als feyerte man ihren Triumph. Lux glaubte in ihr eine aristokratische Schwärmerin zu finden, und fand eine Republikanerin, die, nach dem sie ihrem Vaterlande dieses Opfer gebracht hatte, die Gesetze zu versöhnen, mit einem Blicke dem Tode entgegen gieng, der ihrem Wesen noch wenige Schritte vor dem Schaffote jene verklärte Gestallt zu geben schien, die ihr erst jenseits zu Theil werden sollte. Man hatte ihm von einer alten Betschwester gesprochen; und er fand ein Mädchen in der schönsten jugendlichen Blüthe, dem die

nahe Gegenwart des Todes keine der Rosen rauben konnte, die seine Wangen schmückten.

Er folgte Charlotten bis ans Schaffot. Der Heldenmuth, womit sie das Blutgerüste bestieg, die sanfte Schamröthe, die selbst das drohente Beil nicht zurückschrecken konnte, als die Henker ihr den jungfräulichen Busen entblößten — Nichts entgieng seinem Blicke. Er vermochte es nicht, seine Empfindungen in sich zu verschließen. Während ganz Paris vor Charlottens Mörder bebte, schrieb Lux eine Lob rede auf sie, und eine Schrift gegen den 31sten Mäy, worinn er die Urheber dieses Tages der Gegenrevolution in ihrer Blöße darstellte — zwey Schriften, welche bey der damaligen Lage der Dinge in Frankreich ihn nothwendig auf das nemliche Schaffot führen mußten, auf welchem er eben das Blut der Cordai fließen sah.

Mit welcher Ergebung er aber sein Schicksal erwartete, leuchtet aus einem Briefe an Einen seiner Freunde hervor, den er in dem Augenblicke schrieb, da er seiner Verhaftnehmung entgegen sah. Der Brief lautet, wie folgt:

„Da eine Schrift, die ich ohne ihr Wissen verfaßte, und dem Drucke übergab, im Publikum erscheinen wird, da mich die Verfolgungen, welche sie mir zuziehen muß, in Ungewißheit über den Augenblick meiner Verhaftnehmung lassen; so komme ich jedem Ereigniß zuvor, um Ihnen ein Lebewohl in diesen Zeilen zu sagen. Ich erkläre Ihnen hierinnen feyerlich, daß ich meine Betrachtungen ohne Ihr Wissen niedergeschrieben habe; ich erkläre dieses nicht sowohl, um Ihnen einen Streit über die Art, womit ich unsre politische Lage, die von der Ihrigen abweicht, ansehe, zu ersparen, sondern vorzüglich deswegen, weil ich die Erbitterung der Inquisition kenne, und Niemanden, als mich selbst, der Gefahr aussezen will. Glauben Sie ja nicht, daß ich Thor genug sey, um nicht das Schicksal voraus zu sehen, welches mir eine Schrift bereitet, die um so mehr die Machthaber verwunden muß, da sie mich nicht persönlich beleidiget haben. Allein, mein Grundsatz ist, daß man, was es auch kosten möge, immer der gerechten Parthey folgen muß. Meine Uneigennützigkeit und mein Gewissen werden mich, wie ich hoffe, für das Schicksal entschädigen können, welches meiner wartet. Ich bin sehr vergnügt darüber, mit Ihnen während unsrer Verbannung gelebt zu haben. Ich danke Ihnen

für alle mir erwiesene Freundschaftsdienste, und umarme Sie von Herzen. Leben Sie wohl!"

"Adam Lux."

Umsonst wandte Forster, Luxens Freund und Hausgenoße, Alles an, um ihn wenigstens zur Unterdrückung der zweyten Schrift: Uiber den 31sten May, zu bewegen. Lux beharrte standhaft auf seinem Entschluße.

Seine Verhaftnehmung erfolgte. Ein Kommissär des Revolutionsausschusses fragte ihn, ob er Verfasser der beyden Schriften sey? "Ja, ich bin es, antwortete Lux; und hier ist das einzige Exemplar, das ich noch davon besitze. — Während das Protokoll aufgenommen wurde, frühstückte er gelassen.

Eben so betrug er sich vor dem Sicherheitsausschusse, eben so in dem Gefängniß la Force, wo die Tyranney Republikaner wie Miranda, Vergniaud, Palaze u. s. w. versammelt hatte. Wedekind machte einen Versuch, ihn zu retten, indem er in das journal de la Montagne einen Aufsatz einrücken ließ, worinn Lux als ein Schwärmer dargestellt wurde, dem die Liebe zu Charlotte Cordai den Kopf verrückt

habe; allein, mit Unwillen forderte Lux Lavaux, den Redakteur des Journals, zum Widerrufe auf.

Er schrieb in dem Gefängnisse mehrere Briefe an seinen Freund Vogt, und an seine Gattin, Briefe, welche das Gepräge der zärtlichsten Liebe und wärmsten Freundschaft an sich tragen. In einem Briefe an Vogt bittet er seinen Freund, den Koadjutor von Dallberg seiner Achtung zu versichern.

Dem Tode sah er mit dem höchsten Grade stoischer Ruhe entgegen; und sprach mit Einigen gerade über die Gefahr der Leidenschaften und den Mangel der Beurtheilungkraft, der eine feurige und unverdorbene Seele beständig über das Ziel hinausreißt, als man ihn rief, um ihm seine Anklagsakte zuzustellen. Er las sie mit Kaltblütigkeit, und steckte sie mit Achselzucken in die Tasche.

Hier, sagte er zu den Anwesenden, mein Todesurtheil, das den Repräsentanten einer Stadt auf das Schaffot führt, die ihn abgeschickt hat, um Euer zu werden. Ich endige im 28sten Jahre meines Alters ein elendes Leben. Morgen werde ich kalt, wie dieser Stein, seyn.

Allein, saget Denen, die zu Euch von mir sprechen werden, daß, wenn ich den Tod verdient habe, es nicht unter den Franken war, wo ich ihm empfangen sollte — sagt ihnen, daß ich seine Annäherung mit Ruhe und Verachtung gesehen habe.

Die Nacht brachte er mit Schreiben zu. Morgens frühstückte er mit Appetit, gab seinen Mantel einem unglücklichen Gefangenen, erschien um 3 Uhr vor dem Tribunal, und war um 6 Uhr nicht mehr.

Der Wagen, auf welchem er fuhr, nahm den Weg längs der Seine und der Mauer von dem Garten der Thuillerien. Mit ihm fuhr eine Frau, der er Muth einsprach, indessen er den wenigen Leuten, die ihm auf seinem Todeswege begegneten, immer die Namen der Volkstyrannen nannte. Er bestieg das Schaffot, rief: „Es lebe die Republik!" und trat in eine Welt, wo Sidnei und Barneveld, Cordai und Vergniaud ihn schon erwarteten.

Und so starb ein Mann, dessen Leben eine Reihe von Tugenden war, in

Frankreich beynahe in dem Augenblicke auf dem Schaffote, als wüthende Aristokraten seine Wohnung in Flammen steckten, und in Deutschland auf seinem Namen ein Anathem ruhte, das in Paris vollstreckt wurde.

Friede sey seiner Asche!

Unsterblichkeit.

Ists ein Geschenk, daß an den Staub gekettet
Wir durch den Wink des Unerschaffnen sind?
Wenn er uns nicht von der Vernichtung rettet,
In die des Lebens lezter Hauch verrinnt?

Ists ein Geschenk des Lebens das im Werden
Schon winselnd mit des Todes Schrecken ringt,
Wenn keine Zukunft nach dem Kampf auf Erden
Uns tröstend, wie die Morgenröthe, winkt?

Wenn für so viele Millionen Söhne,
Die diese Welt seit Anbeginn gebar,
Sie nur des Augenblicks beschränkte Sonne,
Und nicht die Schule ihres Geistes war?

Wenn nicht für schweres unverdientes Leiden,
Zu süßem Lohne der Ewige uns weckt,
Wenn nicht den Schurken im Genuß der Freuden,
Der Zukunft Donnerstimme niederschreckt?

Wenn nicht so manche Einigung der Herzen.
So manches Band vom Tode hier getrennt,
Auch jenseits dieses Lebens, ohne Schmerzen
Nach einer Dauer der Empfindung kennt?

Der Geist versinkt in diesem Zweifelmeere,
Kein milder Stern in ewig dunkler Nacht!
Wer kennt den Kompaß, der den Pfad uns lehre,
Zu jenem Lande, das der Tod bewacht?

Du, sanfter Glaube, von Vernunft geleitet,
Du einz'ger Führer auf der dunkeln Bahn,
Nur Du hast die Gewißheit uns bereitet,
Daß ich des künftigen Seyns mich freuen kann.

Du hellst die dunkeln Zweifel meiner Seele,
Du leitest aus dem Irrsaal meinen Geist,
Und zeigst mir, wie ich mich vergebens quäle,
Da alles hin auf ewge Dauer weißt.

Du lösest das geheimnißvolle Siegel,
Das uns das Buch der Ewigkeit verschließt,
Wir schauen in der Gottheit heiligen Spiegel,
Wo uns die Blume schönrer Zukunft sprießt.

Liebe.

Liebe war, ehe alle Sonnen rollten;
Liebe rief das Licht aus dunkler Nacht!
Doch des Lichts Geburt, die Leben, zollten
Nicht der Urkraft schöpferischen Macht.
Sie gebot, und alle Wesen einten
Sich, zu huldigen der Schöpferin.
Pulse schlugen, Herzen; Augen weinten:
Die Natur empfand mit Geist und Sinn.

Liebe ward der Millionen Leben
Hier ein unzertrennlich schönes Band;

Ward vom Jenseit ihnen mitgegeben,
Als des Daseyns unverkennbar Pfand.
Liebe lehrt der Menschen Brust empfinden,
Die von hohen Wonnen überfließt,
Wann, auf ewig treu, sich Herzen binden,
Und der Geist im andern sich genießt.

Aller Hoheit giebt nur sie die Würde,
Wissen, Ehre, Ruhm und Macht — Gehalt;
Muth und Frohsinn bey der schwersten Bürde;
Ja, dem Weltbeherrscher die Gewalt!
Glück verherrlicht sie mit ihrem Winken;
Armuth fühlt nicht mehr der Sorgen Pein.
Die aus ihrer Necktarschale trinken,
Fühlen selig sich durch sie allein.

Liebe schaft zum Himmel sich die Hütte;
Liebe lebt, in sich ihr ganzes Seyn!
Liebe flügelt geistiger die Schritte,
Trennt vom Wesen Tand und leeren Schein;
Leben ist sie, hoffen und Genießen,
Traum und Wirklichkeit, Gefühl und Sinn.
Ihre Ströme müssen ewig fließen;
Ihre Gottheit hebt zu Sternen hin!

Sie entblüht in zarter Kinder Mitte;
Weckt im Mädchen Busen schnell Gefühl;
Bändigt in dem Jüngling rohe Sitte;
Hebt den Mann zum höchsten Thatenziel!
Sie durchglüht mit kühnem Jugendfeuer
Eine Stirne die schon der Herbst bestreift;
Tönt entzückt aus Liedern sanfter Leyer,
Zur Vollendung nur durch sie gereift.

Aller Zauber liegt vor ihr entfaltet,
Der ätherischer den Busen hebt,
Götterfülln, höher ihr gestaltet,
Ideale, schöner ihr entwebt.
Wie Gedanken schnell durch Höhen eilen,
Giebt der Seele sie die Flammenkraft;
Geister staunen; Stunden, Zeiten weilen
Ihr, die, hochbegeistert, ewig schaft.

Schwach ist ohne sie die Kraft im Streben;
Tod der weiten Schöpfung reges Bild;
Schönheit — reizlos; Anmuth — ohne Leben;
Harmonienzauber unenthüllt,
Kalt, Empfindung; Sehnsucht, leer von Wonne;
Seelenlos, der ungehellte Blick;
Ohne Himmel jeder Freude Sonne;
Ohne Reichthum glänzendes Geschick!

Lieb' ist Wahrheit! Glanz aus lichten Höhen!
Hauch der Gottheit! Quell der reinsten Lust!
Schaffend noch, wenn Hoffnungen verwehen;
Ungetheilt, ein Gott in Menschenbrust!
Liebe lehrt am Abend noch empfinden,
Hellt in uns des Morgens rege Welt;
Liebe strahlt, wenn unsre Sonnen schwinden,
Wenn der Schöpfung All in Nichts zerfällt!

Die Geschwister.

Eine wahre Geschichte.

Der Graf von Winterfels hatte die Zeit seiner Jugend an einem der ersten Höfe zugebracht. Reichthum, Geburt, Schönheit und Talente machten ihn eben so sehr zum Gegenstand geheimer Wünsche, als des Neides und der Verführung. Verschlungen in den Strudel des glänzenden Hoflebens schwärmte er von Vergnügen zu Vergnügen, von Genuß zu Genuß, und verbreitete durch den Reiz seines Umgangs, durch die schimmernde Bildung seines Geistes mehr noch, als durch seine äussern Vorzüge einen Zauber um sich, dem selten ein weibliches Herz in der grossen Welt zu widerstehen vermochte. Das Bewußtseyn dieser Eigenschaften gab ihm eine Sicherheit des Benehmens, die jenen Zauber noch verstärkte, ihm aber eben deswegen Treue, Anhänglichkeit und häusliches Glück als Erzeugnisse der Phantasie, die nur in den Werken der Dichter existirten, erscheinen machte.

Eine Nichte des regierenden Fürsten war an einem fremden Hofe mit einem verwandten Prinzen desselben verbunden, dessen Jahre und Ge-

müthsart ihr jede Hoffnung auf Glück benahmen. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, bestimmt und würdig einen der ersten Throne Europa's zu zieren, sah sie sich durch politische Rücksichten verdammt, ihr Leben in einer Art von Privatstand an der Seite eines Greises verwelken zu sehen, der für keinen ihrer Vorzüge Sinn und Empfänglichkeit hatte. Dennoch trug sie dieß harte Loos mit Muth und Größe. Sie hatte nie geliebt, und in dem Bewußtseyn, dieser Leidenschaft nie unterlegen zu seyn, glaubte sie eine Bürgschaft ihren künftigen Sicherheit zu finden. So kam sie in einem Sommer, ihre Verwandten und den Schauplatz ihrer glänzenden Jugend zu besuchen. Hier, in den Umgebungen ihrer ersten glücklichen Jahre, öffnete sich ihr verschlossenes Herz sanften Gefühlen, und hier begegnete ihr, in allem Zauber der Schönheit und Anmuth, Graf Winterfels, auf welchen das Gerücht sie vorher schon aufmerksam gemacht hatte. Ein sonderbarer Zufall bey einer Lustfahrt auf dem Wasser, wo des Grafen schnelle Entschlossenheit das Leben der Herzoginn rettete, knüpfte die ersten zarten Faden an ihr Herz; des Grafen mannigfache Vorzüge zogen sie fester. Vergebens sprach die Stimme der Vernunft und fremder Erfahrung dagegen, die ihr den Grafen als einen gefährlichen Flattergeist schilderte; sie

fing damit an, was man zum Nachtheil des Grafen erzählte, für die Sprache des Neids, oder getäutschter Anmaßungen zu halten, und redete mit unbedingtem Zutrauen zu dem allzuliebenswürdigen Manne, der es gar wahl verstand, jeden Vorzug geltend zu machen, und jeden bösen Argwohn im Entstehen zu vernichten. Selbst das Ungewöhnliche des Verhältnisses, der Unterschied des Standes, der Reiz des Geheimnisses, Alles vereinigte sich, dieß Band fest und dauerhaft zu machen, und zum erstenmal in seinem Leben sah sich Winterfels in eine Leidenschaft verstrickt, die durch ihren Ernst sich von allen frühern Verbindungen dieser Art unterschied, und einen bleibendern Eindruck auf sein Gemüth machte.

Die Zeit, welche die Herzoginn bey ihren Verwandten hatte zubringen sollen, war verflossen; unter wahrscheinlichen Vorwänden wurde sie verlängert, und noch eine Weile glückte es den Liebenden, ihr Verhältniß, das indeß immer vertrauter geworden war, den Augen des Hofes zu verbergen. Endlich brachte es ein unglücklicher Zufall zur Kenntniß des regierenden Fürsten und seiner Gemahlin. Man erklärte sich gegen einander, die Herzoginn behauptete auch hier ihre Würde, aber sie selbst entschied

sich zur Trennung. Die nöthigen Maßregeln wurden getroffen, die Herzoginn kehrte an den Hof ihres Gemahls zurück, der Graf gieng auf Reisen, nur wenige Menschen, ausser den Gliedern der fürstlichen Familie, hatten um die Sache gewußt, Einige am Hofe sie geahnt. Entfernung und Zeit verwischten die schwachen Spuren, man hörte bald auf, davon zu sprechen, und erzählte sich nur, daß der Graf reise, um sich eine Frau zu suchen.

Das geschah auch, nur nicht so schnell, als die Welt es glaubte. So wenig des Grafen Herz dem seiner Geliebten gleich zu fühlen im Stande war, so war die Herzoginn doch zu schön, zu edel, und sein Verhältniß zu einem solchen Weibe zu reizend gewesen, als daß er so schnell sich in gehaltlosere Bande fügen, und die Befriedigung darin hätte finden können, welche ihm sonst Verbindungen dieser Art gewährt hatten. Endlich vergaß er doch nach und nach, wie selig er einst gewesen; nach Verlauf von drey Jahren kam er an der Seite eines der lieblichsten Mädchen aus der Provinz, welche mit frischem Jugendreiz die höchste Gutmüthigkeit und leidenschaftliche Liebe für ihren Bräutigam verband, in die Residenz zurück, und machte glänzende Anstalten zu seiner Vermählung. Die Gräfin von Win-

terfels erschien am Hofe, und Alles mußte gestehen, daß das gewohnte Glück den Grafen auch dießmal begünstiget hatte. Julie — so hieß sie — war mehr als reizend, sie war blendend schön, sie wurde bald von Verehrern umringt; aber die Bewunderung der ganzen Welt galt ihr nichts, denn sie hattn nur Augen für ihren Gemahl, und selbst nach mehreren Jahren, als seine häufigen Untreuheiten und eine genauere Kenntniß seines Charakters den ersten Zauber zerstört hatten, hing sie noch immer mit einer unglücklichen Zärtlichkeit an ihm, die nur mit ihrem Tod endete. Die Geburt ihres zweyten Kindes, eines Mädchens, kostete ihr das Leben, sie starb in den Armen ihres Gemahls, der troz seines Leichtsinns doch diesen Verlust schmerzlich fühlte, und nur in dem Gefühl der wiedererlangten unbeschränkten Freyheit Ersatz dafür fand.

Er entschloß sich nie wieder zu heirathen, obgleich er noch in den Jahren männlicher Reife war, und, um durch gar keinen Band gefesselt zu seyn, gab er seinen Sohn in ein adeliches Erziehungshaus, die kleine Julie aber sandte er mit ihrer Amme, einer bauersfrau von einem seiner Güter, aufs Land, und übertrug die Aufsicht über das Kind einem rechtlichen gebildeten Manne, der einst bey einem seiner Brüder Hof-

meister gewesen war, und jezt in der Nähe jenes Schlosses mit einer liebenswürdigen Frau auf einem Gütchen lebte.

Nun war er wieder frey, er stürzte sich aufs neue in den Strudel der Vergnügungen und genoß noch einige Jahre die Freuden, welche die grosse Welt bietet, mit vollen Zügen; aber allmählig schwand mit der Empfänglichkeit für jene Genüsse auch der Geschmack daran. Die Zeit der Jugend, des frischen Gefühls, der Lebenslust, war vorüber, und war es schneller bey ihm, als bey genügsamen, einfachen Menschen. Auch seine Gesundheit hatte zu leiden angefangen; er fühlte, daß, wenn Rang und Reichthum ihm jezt noch manchen Sieg über ein weibliches Herz verschaften, er diese Eroberung nicht mehr dem zu danken hatte, was er sein besseres Selbst nennen konnte; er sah sich noch immer geschmeichelt und geehrt, aber müßte nicht so geistreich gewesen seyn als er es war, um nicht zu erkennen, daß das Alles mehr seinen Umgebungen, als seinen persönlichen Annehmlichkeiten galt, — und er beschloß, die grosse Welt zu verlassen, eh diese ihn verliesse. In dieser Absicht gab er seine Hofcharge auf, schränkte sein Haus ein, nnd sah nur eine Zahl von gewählten Freunden bey sich; aber er schmückte seine Einsamkeit mit allen Ge-

nüssen und Erfindungen der schönen Künste, der heitersten Laune und des ausgesuchtesten Geschmacks. Bald war sein Haus aufs neue ein Vereinigungspunkt für Unterhaltung bedürftiger Menschen, nur daß sich jezt ein ganz anderer Zirkel um ihn versammelte. Aber alle diese sinnreichen Täuschungen vermochten nicht, ihm die Leere zu verbergen, welche in seinem Herzen, in seinem ganzen Thun und Treiben, überall merklich wurde, und er glaubte sie endlich aufs zweckmäßigste auszufüllen, indem er seinen Sohn aus der Erziehungsanstalt zurückrief, und noch überdieß einen Sohn seines Bruders, der mit vielen Kindern und geringen Einkünften in der Provinz lebte, zu sich nahm. Die Aufsicht über die Erziehnng und Bildung der beyden Jünglinge, und die Bereisung und Verwaltung seiner weitläufigen Güter, beschäftigten ihn angenehm, und liessen ihn eine Weile weniger den Abstand bemerken, der zwischen seiner jezigen Lebensart und der seiner schimmernden Jugend war.

Endlich wurde er auch dieser Beschäftigungen gewohnt, und sie verloren ihren Reiz für ihn. Da entschloß er sich, auch seine Tochter Julie aus ihrem stillen Aufenthalt, wo sie unter der Aufsicht der treuesten Freundschaft gelebt hatte, in sein Haus zu rufen. Was ihn noch besonders

zu diesem Schritte bestimmte, war die merkliche Abnahme seiner Gesundheit, die ihm weibliche Pflege und Sorge vor Allem wünschenswerth machte. Julie betrat also zum erstenmal ihres Lebens das Haus ihres Vaters, den sie nur aus einigen Besuchen kannte, die er während der Zeit der Erziehung bey ihrem Pflegevater gemacht hatte — ein Mädchen von vierzehn Jahren, dessen Wuchs, Haltung und anständiges Betragen ihrem Alter vorausgeeilt zu seyn schien. Man konnte nicht sagen, das sie schön sey, ihr Gesicht und ihre Figur waren beynahe zu stark, aber eine tiefe Bedeutung in ihren edlen Zügen, ein hoher regelmäßiger Wuchs und eine stille Würde in jeder Bewegung flößte unwillkührliche Achtung und Interesse für sie ein. Graf Winterfels war sehr zufrieden, daß sie von jener ländlichen Schüchternheit, deren Uibermaß er gefürchtet hatte, nur so viel besaß, um ihrer Haltung einen anziehenden Ernst zu geben; es gefiel ihm sehr, daß ihr Geist in dieser frühen Jugend so viel Reife und Erfahrung hatte, daß er ihr in Kurzem die oberste Leitung seines Hauses übertragen konnte, in welchem sie mit Klugheit und Würde schaltete; aber was ihm gar nicht gefiel, war die Bemerkung, daß ihr Gemüth eine Richtung bekommen hatte, die sie gegen Alles, was er für die eigentliche Bestimmung

eines Mädchens von Stande hielt vollkommen gleichgültig machte. Er bemerkte einen entschiedenen Hang zur Einsamkeit an ihr und eine an Verachtung grenzende Abneigung gegen Personen und Unterhaltungen, die in der grossen Welt den höchsten Werth hatten. Kalt und fremd nahm sie die Huldigungen der jungen Männer auf, und nur ein ausdrücklicher Befehl ihres Vaters konnte sie bewegen, vor ihnen, oder überhaupt vor der Gesellschaft ihre Talente, die auf einen hohen Grad ausgebildet waren, zu zeigen. Desto liebenswürdiger entfaltete sich ihr Geist im kleinen Kreise ihrer Familie. Hier zeigte sich unverhült der Reichthum ihres Gemüths; sie war die Seele des kleinen Cirkels; und erregte dann in der Brust des entzückten Vaters noch heftiger den Wunsch, diese schimmernden Gaben der Welt zeigen, und das laute Lob derselben dafür einärnten zu können.

Karl, ihr Bruder, und August, ihr Vetter, hingen bald mit warmer Liebe an ihr, und wenn Karl, auf dem ein Theil von dem Geiste seines Vaters ruhte, oft mit ihrer Zurückgezogenheit unzufrieden war, so war sie ihm dafür durch tausend kleine Geschicklichkeiten, welche seine Putzliebe in Anspruch nahm, und ihre klare besonnene Fassung, die ihn schon aus mancher Verlegenheit

gezogen hatte, ganz unentbehrlich geworden. Sie wußte Rath für Alles, und wenn Niemand helfen konnte oder wollte, so war Schwester Julie seine sichere Zuflucht, sein Schirm, seine Vertheigerin bey dem jezt öfters grämlichen Vater. So wie Karl sich an ihren ruhigen klaren Sinn anschließen lernte, so fand ihr tief verborgenes Gefühl antwortente Klänge in Augusts Brust. Mit ihm konnte sie von jenen erhabenen Gegenständen, jenen Ahnungen sprechen, die sie nicht vor dem Ohre ihres gewöhnlichen Kreises entweihen wollte; mit ihm las sie die Bücher, die Jedermann, ausser ihnen Beyden, lächerlich oder langweilig fand, und was ihr fester Sinn dem weichen schwankenden Bruder war, das wurden ihr August's tiefere Kenntnisse und sein richtiges Urtheil.

Jahre vergingen — die jungen Leute näherten sich der Periode, wo über ihr künftiges Schicksal entschieden werden mußte. Graf Winterfels hatte seinen Sohn zur diplomatischen Laufbahn, seinen Neffen zum Militär bestimmt; für Julie hatten sich einige anständige Partieen gemeldet, sie schien aber weder zu einer von diesen, noch überhaupt zum hairathen Lust zu haben, und wußte ihre Abneigung jedesmal mit so viel Gründen zu unterstützen, daß dem Vater nichts

übrig blieb, als ihr seinen Unwillen über ihre Denkart durch ein rauhes Betragen zu zeigen. Ueberhaupt war Julie nicht, wie es sonst einzige Töchter zu seyn pflegen, der Liebling ihres Vaters; und oft verwünschte Winterfels seinen Einfall, das Mädchen auf dem Lande erziehen zu lassen, wodurch ihr Charakter diese, wie er es nannte, bizarre tournure erhalten hatte.

Indessen war wieder ein Winter vergangen, es kam der Sommer heran, und mit ihm die Zeit, wo der Graf auf seinen Gütern herumzureisen und wechselweise eins ums andere zu besuchen pflegte. Auf diesen Reisen, im Genuß einer meistens schönen Natur, fern von dem Geräusch und dem Zwang ihres gewohnten Lebens, fühlten sich Julie und August sehr glücklich. Er, der die Güter seines Oheims schon früher kannte, wurde überall Juliens Wegweiser; er fand ein unbeschreibliches Vergnügen darin, ihr die schönsten Partieen, die er auf einsamen Spaziergängen oft besucht hatte, zu zeigen, sich an ihrer Freude zu ergötzen, und in dem Einklang ihrer Empfindungen, in dem völlig gleichen Eindruck, den jede Ansicht auf Beyde machte, ein zartes Band mehr zwischen ihren Verwandten Seelen zu finden.

Unter allen Gütern des Grafen waren die im Gebirge diejenigen, die er am seltensten und unliebsten besuchte; und gerade diese waren es, die August seiner Cousine zu zeigen wünschte. Da fügte es sich denn zu seinem Vergnügen, daß gerade diesen Sommer eine Reise nach Mittenwald nothwendig wurde, einem kleinen vernachlässigten Schlößchen, das im Schoße eines einsamen Thals, von Alpengebirgen umgeben, romantisch in der düstern Wildniß lag. Die Familie trat mit sehr verschiedenen Erwartungen den Weg an. Indeß Julie und August im Voraus schon ihr Glück genossen, verwünschte Karl die Reise, und der Vater nahm sich vor, den Aufenthalt in dieser langweiligen Oede so kurz als möglich zu machen.

Nur Eisenwerke, Hammerschmieden, Sägemühlen und Köhlerhütten machten hier die Bevölkerung aus; nur der gleichmäßige Schlag der Hämmer, das Geklapper der Mühlen, oder das Brausen des Waldstormes unterbrach die tiefe Stille der wilden Natur umher. Aber Julie war entzückt von der Schönheit der Gegenden, und die Begeisterung, mit welcher sie und August von diesen Scenen sprachen, machte endlich auch Karln begierig, wenigstens einmal aus Neugierde zu sehen, was denn in diesen

traurigen Klüften und einförmigen Thälern so gar Bezauberndes verborgen liegen müßte? August ergrief diesen Wunsch mit Eifer, und versprach seinem Cousin, ihn auf den schönsten Punkt weit umher zu führen, auf einem Berge, wo man von den Ruinen eines alten Schlosses hier in eine grauenvolle Tiefe schwindelnd hinabsehn, und dort das Auge an einem freundlichen bebauten Thale ergetzen könnte. Karl war es zufrieden, und so wurde der nächste Nachmittag, wo Graf Winterfels in die Nachbarschaft zu Besuch fuhr, zu diesem Vorhaben bestimmt.

Der Weg gieng eine Weile der Straße nach durch das freundliche Thal, in welchem das Schloß lag, bis sie an dem Waldstrom kamen, an dessen Ufer sie nun ein schmaler Pfad in die Felselschlucht führte. Bald wurde die Kluft so enge, das der Weg mittelst vieler luftigen Brücken, jezt auf diese, jezt auf jene Seite des Flusses sprang, so wie eben die senkrechten Felsenwände einen schmalen Raum gestatteten. Immer höher strebten diese empor, immer tiefer wurde das Strombeet, immer brausender und wilder die Fluthen, und immer kleiner der Streifen des Himmels, der über ihnen in das Thal hereinblickte. Julie gieng schweigend in

stiller Freude an Augusts Hand, der nur zuweilen bey einer überraschenden Aussicht, oder einer besonders wilden Partiee sie mit begeisterten Worten aufmerksam machte. Karl fand den Weg nicht unangenehm, weil er schattig und kühl war; doch konnte er das Entzücken seiner Gefährten nicht begreifen. Ihm kam eben eine Baumgruppe, eine Felsenpartiee wie die andere vor, er konnte keinen Unterschied zwischen diesen Wasserstürzen finden, die von Zeit zu Zeit aus der Bergwand herab, über den Weg hin, den Strom zueilten, und nach gerade fing ihm an die Zeit lange zu werden, als plözlich August mit der Hand nach oben wies, Julie mit einem leisen Schrey freudiger Uiberraschung emporschaute, und sie nun auf einmal über sich die Mauern der zerfallenen Burg erblickten, die senkrecht von einem unersteiglichen Felsen herabdrohte. — August und Julie umwehten die Schauer der Vorzeit, während Karl eine Abhandlung über die Barbarey des Mittelalters hielt, und jene seltsame Sitte, sich in Felsennestern einzusperren, mit unserer jezigen bequemern Bauart tadelnd verglich. Jezt gieng der Weg steil empor zum Schlosse. August stieg voraus, Julie hinter ihm, in einiger Entfernung folgte Karl, oft über den unbequemen Gang seufzend, der mit jedem Schritte gefähr-

sicher ward; denn von der schroffen Felsenwand hatten Regengüsse und andere Naturgewalten Steine und Gerölle losgemacht, das nun über den Weg und auf der andern Seite in den Strom hinuntergerollt war. Der Pfad war kaum mehr zu erkennen, man mußte über die Steine klettern, und lief Gefahr, in die Tief, in welcher der Strom braußte, hinabzustürzen. Julie verfehlte einen Tritt, sie glischte, sie wollte sich halten, aber es gelang ihr nicht; die lockern Steine bewegten sich unter ihren Füssen, sie zogen sie gegen den Strom hinab. In dem Augenblick gewahrte sie Karl und schrie vor Schrecken laut auf. August sah sich um, er sah Julien bereits am gähen Abhang den sichern Tod entgegentaumeln, und ohne an seine Gefahr zu denken, sprang er über die wankenden Felsentrümmer und das glitschende Geröll ihr nach, er faßte mit der einen Hand einen emporragenden Fichtenstamm, mit der andern das sinkende Mädchen, hilt sie so schwebend in einem Arm, und rief Karln zu, ihm zu helfen. Aber dieser hatte den Muth nicht, sich den Abhang hinab zu wagen. August hielt sich mit dem lezten Rest seiner Kraft an dem Baumstamm, sein Fuß, den er an den scharfen Felsenecken wundgestoßen, schmerzte ihn empfindlich; an ein Hinaufsteigen mit Julie war nicht

zu denken und der Augenblick nahe, wo er mit ihr in die Tiefe stürzen mußte. Julie schlug ihr Auge zum Himmel um Rettung für August, und ergoß ihre Seele in heißem Gebet. Da erschien auf der Höhe ein Landmann, den sein Geschäft diesen Weg führte. Karl erblickte ihn, er rief ihm zu, er bot ihm seine Börse an, wenn er seine Schwester und seinen Vetter retten wollte. Der Landmann besann sich keinen Augenblick; geschickt und schnell kletterte er über das Gerölle hinab, ergriff zuerst Julien und stieg mit ihr empor, dann kam er wieder, August zu holen. Aber nur mühsam und mit vieler Anstrengung vermochte es dieser, von dem Bauern unterstützt, empor zu klimmen; denn die Verletzung am Fuße war groß, und Blut färbte jeden Stein, auf den er trat. Karl schrie vor Angst und Mitleid, Julie stand stumm und zitternd. Jezt waren sie oben. Karl fiel seinen Vetter, seiner Scheſter in freudigem Entzücken um den Hals, er umarmte den Bauer und trang ihm das Geld auf. Julie hatte noch kein Wort zu sprechen vermocht. Zu viele, zu wechselde Empfindungen bestürmten ihre Brust; sie faßte nur Augusts Hände, ihre Thränen floßen heftig, ihr Blick sagte ihm, was in ihrer Seele vorging. Karl hatte sich zuerst wieder gefaßt, und man überlegte nun, ob es möglich seyn

würde, mit August über den steinigen gähen Weg hinab zu kommen? Der Bauer erbot sich, ihnen einen bequemern Pfad über den sanften Rücken des Berges hinab zu zeigen, und den verwundeten jungen Herrn zu führen, indessen der andere in's Schloß eilen und mit dem Wagen zurückkommen sollte. Dieser Vorschlag schien Allen der beste, und der mühsame Rückweg wurde angetretten. August, von dem Bauer unterstüzt, ging voran; Julie folgte mit hochklopfenden Herzen unter beständig fließenden Thränen. Endlich war das Thal erreicht: der hilfreiche Landmann verließ sie, August sezte sich auf ein Felsenstück, Julie stand vor ihm, so erwarteten sie Karln mit dem Wagen.

Juliens Blick ruhte auf ihrem Retter, sie sah, wie er bleich, und den Schmerz gewaltsam unterdrückend, an die Falsenwand gelehnt, vor ihr saß, und nun faßte sie seine Hand. „Mein Leben ist dein!" begann sie: „Du hast es mir erhalten! Betrachte mich als dein Eigenthum, ich habe keinen Willen, keinen Wunsch mehr, als den, für dich sterben zu können!" Er sah sie bewegt und zärtlich an. „Julie ist das dein Ernst? Willst du mein seyn, mein für Zeit und Ewigkeit? — Weißt du auch, was das sagen will!" Ich weiß es, erwiederte sie: Es

steht jezt klar vor meiner Seele, was ich schon längst ahnend empfunden: wir sind für einander geschaffen, die beyden getrennten Hälften Eines Wesens, die sich suchten und fanden! „Und würdest du den Muth haben, Viel, Alles zu leiden, um mir getreu, und mein zu bleiben? Mir ahnen Stürme. Ich kenne die Welt besser als du. Würdest du!" Ich weis nicht, was du fürchtest, August! Nur das sey versichert, was es auch seyn mag, ich überwinde es, und Gott, der uns heut im Augenblick der höchsten Noth so wunderbar errettete, der uns seinen Segen so sichtlich hat angedeihen lassen, er wird uns schüzen, er wird uns für einander erhalten! Bey diesen Worten legte sie ihre Rechte in die seinige, und beyde sprachen mit einer Stimme den Schwur ewiger Liebe und Treue aus.

Es dauerte eine Weile, bis der Wagen kommen konnte. Das Bewußtseyn, wie viel August leide, um ihretwillen leide, die Standhaftigkeit, mit der er seine Schmerzen trug, zogen Juliens Herz immer unauflöslicher zu ihm, und diese Stunde stiller Entzückung und innigen Liebe entschied über beyder Leben.

Endlich kam Karl in der Chaise, und sie erreichten ohne weitern Unfall das Schloß. Ein

Wundarzt, um welchen man einen Eilbothen gesand hatte, erschien, und fand Augusts Wunde sehr bedeutend. Indeß war auch der Graf nach Hause gekommen. Man berichtete ihm den Vorfall. Erschrocken eilte er auf das Zimmer seines Neffen, der ihm mit lächelnder Miene empfing, und ihm den Hergang der Geschichte ruhig erzählte. Alle machten die Sache bedenklicher und wichtiger, als August selbst, und Winterfels wußte nicht, ob er den Muth und die Standhaftigkeit des Jünglings bewundern, oder die Tollkühnheit des Unternehmers, jenen Berg zu besteigen, schelten sollte. Achtung und Mitleid siegten endlich über seinen Unwillen, er sprach sanft und aufmunternd mit dem Kranken, und Alle theilten sich nun in seine Pflege. Am fleißigsten war Julie, und bald blieb ihr das süße Geschäft ganz überlassen; denn sobald nur der erste Eindruck vorüber war, fand der Graf und Karl es sehr bequem, wenn Julie sie der einförmigen Unterhaltung im Krankenzim̃er überhob, und ihnen Zeit ließ, die wenigen Zerstreuungen zu genießen, die diese einsame Gegend bot.

Endlich war August wieder hergestellt, er ging im Zimmer, im Garten umher; aber jeder weite Spaziergang, das Besteigen seiner geliebten

Berge, war ihm untersagt. Julie theilte seine Entbehrungen, wie sie vorhin seine Leiden, seine Einsamkeit getheilt hatte, und fühlte sich weit glücklicher darin, als einst im ungestörten Genuß aller Jugendfreuden.

Mit der Ankunft des Winters kehrte die Familie in die Stadt zurück. Niemand ahnete das Verständniß, welches zwischen Julien und August waltete, und der Vater sann darauf, seine Tochter bald und glänzend zu vermählen. So kam der Carneval heran. Unter allen Freuden der Jugend war der Tanz die einzige, welche Julie mit Leidenschaft liebte, doch war er für sie blos Ausdruck der Fröhlichkeit, und sie hatte es stets unschicklich gefunden, mit fremden Männern in allzunahe Berührungen zu kommen. Karl und August waren daher meist ihre deutschen Tänzer gewesen; jezt aber, da August dieß Vergnügen nicht mehr mitmachen konnte, sah sie sich gezwungen, mit Andern zu tanzen, und es drängten sich bald genug junge Herrn heran, um mit der behendesten und zierlichsten Tänzerin zu walzen.

Juliens lebhafte Freude am Tanz machte sie anfangs die Folgen dieser Veränderung übersehen, und Augusts Zartgefühl trug bey, sie ih-

rem Blicke zu entziehen. Es war das erstemal, daß er die Verletzung am Fuße mit Ungeduld ertrug, weil sie ihn hinderte, mit Julien zu tanzen, weil er Andern einen Platz überlassen mußte, den er keinem auf Erden gönnte. Doch verbarg er seinen Unmuth, um Juliens Vergnügen nicht zu stören, bis der junge Graf von Rammsegg, der sich ihr schon einiger Zeit genähert hatte, sich zu ihrem gewöhnlichen Teutschtänzer aufwarf, und es immer so anzustellen wußte, daß er vor allen Andern ihre Einwilligung erhielt. Bald wurden seine Bewerbungen deutlicher, Graf Winterfels spielte, wenn die Familie allein war, darauf an, er neckte Julien mit ihm, die Sache schien ihm nicht zu mißfallen, August wurde finster, und Julie vertheidigte sich kalt und ernst.

Bey einer Soirée dansante, die wöchentlich bey Winterfels gegeben wurde, drängte sich Rammsegg mehr als sonst an Julien. Er tanzte immer mit ihr, sein Auge ruhte mit dem Ausdruck unverhohlner Leidenschaft auf ihr. August sah diesem Spiele lange finster zu — er sah Rammsegg's Liebe jeden Augenblick bereit hervorzubrechen, er sah das Vergnügen, mit welchem Julie sich dem Wirbel des Tanzes hingab, er deutete es falsch, seine innere Qual

wurde unerträglich, und er verließ den Saal. Julie hatte seine düstern Blicke und sein Fortgehn bemerkt. Sobald der Walzer zu Ende war, eilte sie, ihn aufzusuchen. Er war nirgends zu finden; sie wartete, er kam nicht. Jezt wurde wieder getanzt, sie war versagt, und konnte sich nicht entziehen. Nach dem Tanze ging sie von neuem, August zu suchen, sie fragte die Bedienten. Man hatte ihn auf sein Zimmer gehen sehen. Er ist krank! rief es in ihrer Seele, und ohne daran zu denken, daß sie vom Tanze erhizt und leicht gekleidet war, flog sie durch die Gallerie und über die Treppe an seine Thüre. Sie war verschlossen. Sie pochte, sie rief — Keine Antwort! Nun wurde ihre Sorge zu Angst, und sie eilte eben so schnell in den Saal zurück. Auf der Gallerie begegnete sie ihrem Vater, der ihre Unbesonnenheit, in solcher Erhitzung herauszugehen, tüchtig schalt. Sie nahm Alles geduldig an, erwiderte kein Wort, und flog zu Karln, den sie in ein Fenster zog und beschwor, August aufsuchen zu lassen. Er ging sogleich. Rammsegg trat zu ihr, — seine Nähe war ihr peinlich, und um ihn los zu werden, nahm sie eine Einladung zum Tanz an. Sie tanzte in höchster Zerstreuung, ihr Auge war auf die Thüre geheftet, durch die ihr Bruder fortgegangen war; sie fehlte die einfachsten Touren,

und als er nach einiger Zeit allein zurück kam, blieb sie mitten in der Reihe stehen, ohne zu hören, was man ihr zurief. Sobald sie konnte, eilte sie zu ihrem Bruder. — Niemand hatte August gesehen, als der Portier, an dem er, in den Mantel verhüllt, den Hut in die Augen gedrückt, verbey und im Schneegestöber und Sturm zum Thor hinaus geeilt war. Nun war es um Juliens Ruhe geschehen. Tausend Möglichkeiten, tausend Vermuthungen kreuzten sich in ihrem Kopfe, und nur der Gedanke, den Anwesenden zu keinem Schauspiele zu dienen, gab ihr noch einige Fassung.

Am Morgen beym Frühstück erschien August, bleich, düster und zurückhaltend. Sein Oheim hatte erfahren, daß er in der Nacht ausgewesen war, er stellte ihn strenge zur Rede, weil es offenbar war, daß kein Geschäft, kein Abendtheuer ihn zu dieser Sanderbarkeit getrieben hatte, die dem Hofmann ein Gräuel war. August suchte sich im Anfange zu entschuldigen — endlich sprang er unmuthig auf, und trat ans Fenster: „Nun, Oheim! Wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, ich mag nicht mehr zusehen, wenn Andere ein Vergnügen genießen, das ich entbehren muß!" Grosser Gott! sagte Julie halblaut. „Ist's das also? antwortete Winterfels. Armer Junge! du dauerst mich.

Indessen bleibt doch dein Betragen immer sonderbar, und würde dich lächerlich machen, wenn es bekannt würde. Und das muß man am meisten und sorgfältigsten vermeiden, weil die Welt lieber Laster als Lächerlichkeiten verzeiht. Uiberhaupt soll ein vernünftiger Mann — —" Ein Bedienter, der mit einem Auftrag in dem Augenblick eintrat, unterbrach des Oheims Ermahnungen. August entfernte sich. Juliens düstrer Blick folgte ihm als er das Zimmer verließ, und ihr Entschluß war gefaßt.

Am nächsten Balltage wußte sie es so zu veranlassen, daß sie den ersten Walzer mit ihrem Bruder tanzte. Nach wenigen Touren schon klagte sie über Schwindel, doch hielt sie den ganzen Tanz aus. Beym zweyten deutschen war sie an Rammsegg versagt. Jezt nahm ihr Schwindel so zu, daß sie aufhören, und sich setzen mußte. — August eilte besorgt auf sie zu, sie versicherte ihn, es hätte nichts zu bedeuten, und bat ihn, ruhig zu seyn. Sie versuchte noch einmal zu tanzen, aber es ging durchaus nicht; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, und so mußte sie für dießmal ihrem Vergnügen entsagen.

Am andern Morgen wurde sogleich der Arzt gerufen. Ihr Vater erinnerte sie an die neuliche

Erkältung, und schrieb den Unfall jener Unbesonnenheit zu. Der Arzt untersagte das Tanzen überhaupt, und verordnete eine Medizin, die sie fleißig zu nehmen versprach.

Am Abend des folgenden Tages trat August unvermuthet in Juliens Zimmer, und sah, wie sie die Schale mit Arzney, statt sie zu nehmen, in ein Waschbecken schüttet. Er tatelde sie sanft darüber, und bat sie, ihre Gesundheit, die ihm so theuer sey, besser in Acht zu nehmen. Sie lächelte: Und glaubst denn du auch, daß ich krank bin?"

Wie sollte ich nicht?

„Ich bin es aber nicht; ich bin so gesund als du, und mag mich mit dem Zeug nicht verderben."

Aber dein Schwindel, dein Kopfweh? Der Arzt hat dir verboten zu tanzen.

Sie ergriff seine Hand und sah ihm mit seelenvollem Blicke in die Augen: „Du darfst es ja auch nicht mehr, August! Und wer ist Schuld daran?"

Er sah sie zweifelnd an. Sein Herz schlug hoch: Julie! wie soll ich das verstehen? Wäre es möglich! um meinetwillen!

Ja, um deinetwillen, lieber August! Du kannst

an dieser Freude keinen Theil mehr nehmen. Es war unrecht, lieblos von mir, die ganz allein daran Ursache ist, sie noch länger ohne dich genießen zu wollen.

Nein, nein, Julie! rief August: das geht nicht an, das darf nicht seyn; du darfst mir ein solches Opfer nicht bringen! du liebst den Tanz. Genieße diese Freude ungestört, vergiß meiner eifersüchtigen Grillen! Ich hätte mehr Gewalt über mich haben, mich einem aufwallenden Gefühl nicht hingeben sollen. Verzeih, Julie, verzeih! und willst du mir deine Liebe beweisen, so tanze wie vorher, mit wem du willst, auch mit Rammsegg. Ich werde ruhig seyn, denn ich kenne dein Herz!

Nimmermehr! antwortete Julie mit sanfter Festigkeit, indem sie Augusts Hand an ihre Lippen drückte: Du weißt, mein Leben ist dein; das habe ich dir in dem schönsten und heiligsten Moment meines Daseyns gelobt. Laß mir nun das Glück, auch etwas für dich thun zu können. Du raubst mir eine Seligkeit, wenn du dieß kleine Opfer nicht annimmst!

August drückte sie in stummer Rührung an sich, sie legte den Kopf an seine Brust, und beyde fühlten sich unaussprechlich selig.

In Augusts Busen erwachte zuerst die Sorge wieder. — „Dein Vater will dich aber mit Rammsegg verheirathen. Ich bin herübergekommen, um deswegen mit dir zu sprechen.

Ich weis es, erwiederte Julie; aber es kann nicht geschehen.

„Es kann nicht? Und warum nicht, wenn der Vater will?“

Ich will aber nicht!

„Er wird dich zwingen.“

Ich lasse mich nicht zwingen; ich habe Muth!

O, es giebt eine Art des Zwangs, gegen die kein Muth aushält, die Gewalt der Uiberredung, der sanften Bitte, des väterlichen Ansehens —“

Höre mich, August! sagte Julie: aber laß dir gegen Niemand Etwas von dem merken, was ich dir jezt sage. Komm, setzen wir uns! Sie sezten sich Hand in Hand aufs Kanapee. Sieh, August! Ich ehre meinen Vater, ich bin ihm in Allem, was er billig fordern kann, gehorsam, ich führe sein Hauswesen mit Eifer und Fleiß, ich sorge für seine Pflege, kurz, vor dir darf ich mich dessen wohl rühmen, ich handle nach meiner innigsten Uiberzeugung pflichtmässig. Das bin ich ihm schuldig; denn ich danke ihm das Leben, und die Gelegenheit, in

der ich mich bilden, und das werden konnte, was ich nun bin. Dafür gehören ihm auch diese Bildung, diese Fähigkeiten und Kräfte. Aber — das Opfer meines Glückes, meines Lebens? Wie kann das ein Vater von mir verlangen, der mich in den ersten Augenblicken meines Daseyns aus seinem Hause gestoßen, unter Fremden gelassen, und mit einem reichlichen Kostgeld und einigen Besuchen alle seine Vaterpflichten gegen mich abgekauft zu haben meint?

„Julie! Julie! Um Gotteswillen was für Grundsätze!"

Verurtheile mich nicht, eh du mich ausgehöret hast; Zu einem Opfer, wie das, von dem wir sprechen, gehört eine tiefe unendliche Liebe. Und wie könnte diese in meiner Brust entstanden seyn? Die ersten Jahre meines Lebens war ich der guten Bauersfrau überlassen, die mich an ihrer Brust genährt hatte, und auch nachher mir mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Diese gute Frau hat um meinetwillen manche Bequemlichkeit am Tage, manche Ruhe der Nacht entbehrt, sie hat mich gepflegt, mit mir Geduld gehabt, eh' ich noch verstehen konnte, was sie an mir that. Sie hat mich

geliebt — und, August — hier traten Thänen in Juliens Augen — wenn die gute Anne noch lebte, wenn ich glauben könnte, sie durch ein grosses Opfer glücklich zu machen, ich würde es ohne Bedenken bringen. So auch für Madame Wende, die durch vierzehen Jahre Mutterstelle bey mir vertreten, der ich alles danke, was ich weis, was ich bin, die mir ihre Zeit, ihre Freuden geopfert, die ihr Leben für mich aufs Spiel gesezt hat, als sie einst in einer ansteckenden Krankheit mich wartete, und durch keine Uiberredung von meinem Bette wegzubringen war. Aber mein Vater!

„Er hat dich jezt liebvoll in sein Haus aufgenommen, er behandelt dich gut und freundlich."

Das erkenne ich, wie ich soll. Aber habe ich auch schlimme Behandlung verdient? Er hat bisher keine Ursache gehabt, mit mir unzufrieden zu seyn, und so kann ich wohl auch erwarten, gut behandelt zu werden. — Unterbrich mich nicht, und verstehe mich nicht falsch, lieber August! Ich werde nie meine Pflicht gegen meinen Vater ausser Augen setzen, ich werde Alles für ihn thun, was ich kann, ich werde auch nie wider seinen Willen einen Mann meine

Hand geben; aber — das steht fest und unwiderruflich in mir, ich werde mich auch nie zu einer Verbindung zwingen lassen!

August schwieg. Er hatte diesen Gründen nichts entgegen zu setzen, und er war zu sehr Parten in diesem Streit, als daß seine Vernunft unbestochen genug geblieben wäre, um manche Sophismen in Juliens Behauptungen zu widerlegen. Er war glücklich in dem Gefühl, so treu, so standhaft geliebt zu werden, und in dem stolzen Bewußtseyn froher Jugend dachte er so, wie Julie, an keine Zukunft, an keine Gefahr, als nur mit der Uiberzeugung, sie leicht überwinden zu können.

Rammsegg machte um diese Zeit ernstlichere Schritte zu seinem Ziel, und sprach mit dem alten Grafen von seiner Liebe zu Julien. Dieser ließ, als Rammsegg sich entfernt hatte, seine Tochter rufen, erzählte ihr Rammsegg Bewerbungen, und erklärte ihr, daß sie ihm ihre Hand geben müßte. Es war für gewöhnliche Menschen nichts an dieser Verbindung auszusetzen. Rammsegg war von gutem Hause, reich, wohlgebildet, und weder besser noch schlimmer als die übrigen junge Leute seines Alters und Standes. Julie antwortete gefaßt mit einem

Nein! Der Vater zürnte und drohte — sie blieb unerschütterlich. Endlich gerieth er auf den Gedanken, ob nicht eine geheime Liebe im Spiel sey, die das Mädchen so entschlossen in ihrem Widerstande machte? Er warf es ihr vor, und Julie weigerte sich keinen Augenblick, was ihr recht und untadelhaft schien, zu bekennen, so bald sie dazu aufgefordert wurde. Ja, ich liebe, mein Vater! sagte sie: aber ich weis, daß meine Liebe Ihre Bewilligung erhalten wird. Ich liebe den Jüngling, den Sie selbst immer Ihrer vorzüglichen Neigung werthgefunden haben, meinen Cousin August!

August? rief der Vater, fuhr erblassend zurück und schwieg wie vom Blitz getroffen einige Augenblick. — August! — Unglückselige! Was hast du bethan? — Das kann nicht seyn, gieb jeden Gedanken von der Art auf! Es ist unmöglich, du kannst nie August's werden!

Die Heftigkeit, mit der der Vater sprach, das sichtbare Entsetzn, das sich in seinen Zügen mahlte, erschröckte auch Julien; sie zitterte. Erst nach einer Weile vermochte sie, sich zu fassen. „Und warum denn nicht, mein Vater? Sie haben August ja immer geliebt?"

Weil — weil — es unmöglich ist. Verbanne

jede Hoffnung; lieber will ich dich todt, als mit ihm vermählt sehen.

Aber, mein Vater! hub Julie gefaßter an: Darf ich Sie wohl um einen Grund dieses unbedingten Verbotes fragen?

Winterfels sah sie finster an: „Er hat kein Vermögen — er ist nichts!“

Er ist sehr jung; ich bin noch jünger. Er hat viel gelernt; Ihr Ansehen, seine Familienverbindungen sind bedeutend, meine Ansprüche mäßig, ich wünsche mir kein schimmerndes Glück. Erlauben Sie uns zu warten, bis er im Stande seyn wird —

Schweig! Narrenspossen! Romanenideen! Geh! und daß ich nie wieder ein Wort darüber höre!

Julie ging mit tiefer Bitterkeit wegen dieser despotischen Härte, die sich auf keine Erörterung, auf keine Gründe einlassen wollte, und fest entschlossen, lieber in einem Kloster, oder in Dienstbarkeit von ihrer Handarbeit zu leben, als dem Vater seinen Willen zu thun, und dem Freund ihres Herzens zu entsagen.

Nun ließ der Vater August rufen. Er stell-

te ihn zur Rede, und fand dieselbe Offenheit, aber auch denselben festen Sinn. Vergebens versuchte er Drohungen, Vorwürfe, Bitterkeiten; August sprach sanfter, aber eben so entschlossen, als Julie; endlich kündigte Winterfels ihm an, daß er von diesem Augenblicke an kein Wort mehr mit Julien allein sprechen sie nie anders, als in Gegenwart der Familie, sehen dürfe. August stand eine Weile betroffen. — Auch das, mein Oheim! sagte er. Ich werde Ihnen gehorchen, und durch diese pünkliche Folgsamkeit zeigen, daß ich keine so harte Behandlung verdient habe. Er ging, Winterfels blieb in grosser Bewegung allein, er schrieb sogleich an einen Verwandten, der General, und Inhaber eines Cavallerieregiments war, und bat ihn, seinen Neffen, den er ihm sogleich senden würde, indessen als Cadeten anzunehmen, bis eine Offizierssteller frey seyn würde.

In wenigen Tagen war Antwort da. Ein Wachtmeister desselben Regiments, ein alter vertrauter Mann, brachte sie mit, und hatte zugleich den Befehl, den künftigen Cadeten abzuholen, weil der General dem jungen Burschen, dessen man so über Hals und Kopf los seyn wollte, nicht viel Gutes zutraute.

Winterfels ließ seinen Neffen rufen, und kündigte ihm an, daß er sich fertig halten sollte, morgen mit diesem Manne zum Regiment des Baron von Winden abzureisen, wo er als Cadet eintreten würde. August erstarrte. Er war von jeher zum Militärdienst bestimmt gewesen, und würde ohne den Zufall in Mittenwald schon eine Offiziersstelle bey einem Infanterieregiment erhalten haben. Aber jezt — und so plözlich? und als Cadet — in diese Entfernung von Julien? — das traf ihn wie ein Donnerschlag, und hemmte jeden Laut, jede Bewegung. Der Wachtmeister sah ihn verdächtig an. Dieß Erblassen bestätigte die Meynung, die der Regimentschef von seinem Cadeten hatte.

Nun? wie wirds? rief der Oheim.

Mein Oheim! antwortete August mit zitternder Stimme: Dieser Befehl — so plözlich — so unerwartet —

„Es ist mein Wille, und ich dulde keinen Widerspruch."

August biß die Lippen zusammen. Ich werde fertig seyn, sagte er mit fester Stimme, und ging rasch hinaus.

Der Graf argwohnte, daß er zu Julien ga-

gangen seyn würde; er sandte ihm nach, aber man traf ihn auf seinem Zimmer, wo er mit hastigen Schritten auf und abging. Indessen verbreitete sich das Gerücht von August schneller Abreise im ganzen Hause, und kam auch zu Julien. Sie wollte es nicht glauben, und flog zu ihrem Vater. Sein glühendes Gesicht, sein funkelder Blick, die Gegenwart des fremden Reiters, erschreckten sie gleich beym Eintritt; bebend und blaß blieb sie in der Thüre stehen.

Was willst du? fuhr der Vater sie an.

Es ist also wahr? sagte sie mit erloschener Stimme: Er geht?

Ja! und zwar morgen schon!

Sehr wohl, antwortete Julie, wandte sich, ging ein paar Schritt durch den Saal, und sank bewußtlos zusammen.

Jesus Maria! schrie der Wachtmeister, und sprang zu ihr hin. Der Graf folgte ihm, sie hoben Julien auf einen Stuhl, der Graf schellte, und ließ die Ohnmächtige auf ihr Zimmer bringen. — Nun fing der Wachtmeister an, einen Zusammenhang zu ahnen, und mit treu-

herziger Gutmüthigkeit bat er für das junge Paar. Der Graf antwortete ihm rauh, und es blieb bey dem ersten Entschlusse. Indessen hatte sich Julie erhohlt, aber sie war so erschöpft, daß sie nicht aufstehen konnte; sie sandte also ihre Kammerfrau zum Vater, und ließ ihn um die einzige Gnade bitten, von August Abschied nehmen zu dürfen. Auch das schlug er ab. Vergebens bat die Kammerfrau weinend, vergebens bat der alte Krieger, dem die Thränen in den Augen standen, wenn er an das hübsche, tödtlich blasse Mädchen dachte, das ihm auf den ersten Blick so wohl gefallen hatte. Der Graf entschloß sich endlich, selbst zu der Kranken zu gehen. — Diese Todesblässe, dieß erloschene Auge, dieß unwillkührliche Beben des ganzen Körpers, das sie sogar am sprechen hinderte, entwaffnete ihn. Er versprach ihr, daß sie August noch einmal sehen sollte, aber in Gegenwart der Kammerfrau. Sie willigte in Alles, ihre ganze Kraft war gebrochen, sie faßte mit zitternder Hand die ihres Vaters, und hatte Mühe, sie an die Lippen zu bringen. Tief erschüttert riß der Graf sich los, und eilte aus dem Zimmer.

Am Abend kam August. man meldete ihn. Sie wollte vom Ruhebette aufstehen, um ihn

nicht zu erschrecken; aber sie vermochte es nicht. — Er trat ein — so bleich, so vernichtet wie sie. Schweigend nahte er sich ihr, schweigend reichten sie sich die Hände, und hielten sich lange, ohne daß Eines zu sprechen fähig war. Denke meiner! fing endlich August an: Ich werde dich lange, lange nicht mehr sehen! Bey dem Klang dieser geliebten, jezt so leise gebrochenen Töne stürzten Juliens Thränen, die ersten seit diesem Morgen, heftig hervor. Ein konvulsivisches Schluchzen begleitete sie. Die Kammerfrau sprang erschrocken hinzu, August umschlang sie in stummem Schmerz, man legte sie auf's Ruhebette zurück. Sie sprach nicht, aber sie hielt Augusts Hand mit krampfhafter Stärke, als wollte und könnte sie nicht von ihm lassen.

Nach langer Zeit brachte sie endlich einige Worte hervor, zog einen Ring vom Finger und gab ihn dem Geliebten. Lebwohl! sagte sie: Wir sehen uns gewiß wieder — hier oder dort! August empfing den Ring und kämpfte seinen Schmerz nieder. Ich bin dein auf ewig! erwiederte er: Gott ist über uns, es ist seine Hand die uns so schwer trifft. Laß uns anbeten und mit Fassung tragen: Er vereinigt uns wieder! *Hier oder dort!* sprachen Beyde zugleich. *Hier oder dort*, wiederholte Jedes, den

Blick gen Himmel gerichtet. Ihre Hände liessen sich los — August war fort. Julie lag still — ihre Thränen flossen auf ihre gerungenen Hände — sie betete mit tiefergebener Seele um Wiedervereinigung, um Segen für den Geliebten und Kraft für sich.

Gegen die Nacht trat ein heftiges Fieber ein, kein Schlaf besuchte ihre Augen. — Wie der Tag anbrach, hörte sie die Pferde vorführen. Sie war allein. Mitten in der größten Fieberhitze stand sie auf, und ging an's Fenster. August stand im Hofe bey den Pferden mit Karln, der ihn schluchzend in die Arme schloß, und sich von dem geliebten Freund nicht trennen konnte. Sie öffnete das Fenster, und rief ihn ein Lebewohl zu. August sah empor: Um Gotteswillen! du bist krank, und die kalte Morgenluft —

Es ist gut so! antwortete sie: Ich muß dich noch einmal sehen. Gott geleite dich!

Er sey mit dir, Julie! rief August: Lebewohl! Sie winkt ihm noch einmal mit der Hand — und schloß das Fenster. Die schneidende Kälte hatte sie schmerzlich angegriffen, eine gänzliche Erstarrung lähmte ihre Glieder, und nur mit der größten Mühe schleppte sie sich in

ihr Bett, wo eine tiefe Ohnmacht sie der Besinnung beraubte. So fand sie ihre Kammerfrau, als sie spät, weil ihre Gebieterin gar nicht klingelte, endlich in ihr Zimmer trat. Der Arzt erklärte die Krankheit für sehr bedenklich und Julie hörte diesen Ausspruch mit Freuden. Doch ihre Jugend und unverdorbene Gesundheit retteten sie bald. Sie stand auf, sie begann ihr voriges Leben wieder, aber nur wie in einem wachen Traum. Nirgends begegnete ihr mehr die geliebte Gestalt, nirgends hörte sie den Klang der theuren Stimme mehr, Alles hatte seine Beziehung auf sie verloren, sie fühlte sich ganz einsam und abgetrennt in der Welt.

Von August hörte sie nur selten und unbefriedigend etwas. Er war Offizier und bey dem Hofe sowohl als den Kameraden sehr beliebt. Einigemal hatte sie versucht, ihm zu schreiben; aber sie merkte bald, daß keiner ihrer Briefe abgegangen war. Spåher umlauerten sie auf allen Seiten; jede Verbindung mit dem entfernten Freund wurde gewaltsam zerrissen; auch seine Briefe kamen nicht zu ihr. So gab sie es zulezt auf, und lebte in dumpfen Trübsinne fort, ohne Leid und Freude für das, was sie umgab, nur mit einem einzigen Gedanken, mit ihrer Liebe zu August, beschäftigt.

Es war nun ein Jahr seit seiner Abreise verflossen, als der Krieg ausbrach. Augusts Regiment sezte sich in Marsch, und zu den Schmerzen der Entfernung gesellte sich bey Julien die Angst um sein Leben. Oeffentliche Blätter und die Briefe des Obristen von Augusts Regiment unterrichteten sie von seinem Schicksale. Er war schon bey mehreren Affairen gewesen, und hatte sich so ausgezeichnet, daß er auf dem Schlachtfelde zum Rittmeister ernannt wurde. Sie freute sich im stolzen Gefühl ihres Freundes, und eine leise Hoffnung erhob sich in ihrem Herzen, daß dieß schnelle Emporsteigen endlich den einzigen gegründeten Einwurf ihres Vaters gegen diese Verbindung entkräften würde.

An diesem Strahle hielt sich ihr Muth aufrecht, und sie glaubte wieder an die Möglichkeit einer bessern Zukunft, als die Nachricht von einer grossen Schlacht sich in der Residenz verbreitete. Niemand wußte noch etwas Ausführliches. Augusts Regiment war dabey gewesen, es hatte viel gelitten. Die Angst, die Ungewißheit ließ Julien keinen Augenblick Ruhe; auch der Vater und Karl waren äusserst besorgt. Endlich kam ein Brief von Obristen, sie erkannte die Schriftzüge — eine düstre Ahnung überfiel sie. aber so ängstlich auch ihr Herz

schlug, überwand sie doch das heftige Verlangen, und ging nicht zu ihrem Vater, um ihn um Nachricht von dem zu bitten, von dem sein Eigensinn sie gerissen, und der auch noch jezt sie in so schmerzender Entfernung hielt.

Unruhig, bestürmt von streitendem Gefühl, ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder, auf jedes Geräusch horchend, jeden Fusttritt belauschend, als Karl zu ihr hereintrat. Sie ging schnell auf ihn zu und sah ihn scharf an. Er schwieg, aber in seinen sanften Zügen las sie den Zwang, den der Vorsatz, ruhig zu scheinen, über ein aufgeregtes Gemüth ausübte. Es sind schlimme Nachrichten von August da, sagte sie rasch: Der Obrist hat geschrieben — er ist verwundet — todt!

Karl trat erblassend zurück: Woher weißt du? —

„Ha! Es ist also? es ist? O nun geschwinde, geschwinde den ganzen Köcher deiner Pfeile, daß es mit einem Mal aus ist!"

Liebe Julie! sagte Karl einlenkend, da ihm diese Worte zeigten, Julee wisse nicht so viel, als er anfangs glaubte: — Ich weiß nicht,

was du gehört hast; aber es ist so schlimm nicht, als du meinst.

Nicht so schlimm? Also doch schlimm? und wie schlimm denn? O, martere mich nicht länger!"

„Du bist ausser aller Fassung, Julie, und ich kann es nicht wagen, dir eine unangenehme Nachricht mitzutheilen."

Ich bin ruhig, sagte Julie nach einer augenblicklichen Stille: Ich bin vollkommen ruhig; sprich nur!

„Der Vater hat mich zuvor rufen lassen. Es sind Nachrichten von der Schlacht bey ** gekommen."

„Und August—?"

„Er hat sich so ausgezeichnet, daß ihm der Prinz ** einen grossen Antheil an dem Siege zuschreibt, weil er mit seiner Schwadron zur rechten Zeit und mit solcher Tapferkeit in den Feind gedrungen ist und ihn auf einem bedeutenden Punkte zum Weichen gebracht hat."

„Und er ist gefallen?

„Er lebt, Julie, er lebt, aber er ist verwundet und gefangen. Sein Ungestüm rieß ihn zu

Die Erscheinung.

Eine wahre Geschichte.

Der Prediger zu A. lebte nun schon seit sechs Wochen auf seinem neuen Pfarrdorfe. Die Besuche der umliegenden Gegend waren abgethan; die häuslichen Einrichtungen waren vollzogen, und heute die lezte Abrechnung mit der Wittwe seines Vorgängers geschlossen. Vergnügt über die Beendigung dieses wichtigen Geschäftes, das bey den billigen Gesinnungen beyder Theile ohne Sachwalter und Chikane zu Stande gekommen war, kam jezt der Prediger aus seiner Studierstube, gab das Päckchen Geld, das er der Witwe noch herauszahlen mußte, zur weitern Bestellung ab, und sezte sich dann unter die Linden, welche den Eingang seines Hauses beschatteten. Bald gesellte sich seine freundliche Gattin zu ihm, und Beyde unterhielten sich von der frohen Zukunft, die ihnen nun ein anständiges Auskommen versprach, und von dem nahen Genuß der Vater- und Mutterfreuden, die sie bisher entbehrt hatten.

Lieblich lag die Gegend, ausgebreitet wie ein Garten Gottes, vor ihrem Auge. Ein Gewitter hatte nach langen heißen Tagen um Mittag die Schwühle abgekühlt. Alles hatte eine frischere Ansicht gewonnen; alles blühte schöner; alles duftete stärker, und die milde Luft spielte schmeichelnd um die heiße Wange des Landmanns, der, von der Abendglocke gerufen, mit seinem Geschirr jezt langsam zu den friedlichen Hütten seines Dorfes zurückkehrte.

Liebes Dortchen! sagte der Prediger, als seine Frau aufstand, um Anstalt zum Abendessen zu machen, im Hause ist die Hitze von den vergangenen schwühlen Tagen noch sehr fühlbar. Was meinst du, wenn wir heute Abend hier unter der Linden unser Abendbrod verzehrten? Wir können alsdann im Heuse die Zimmer gehörig lüften, und die Schöne des Abend eine Stunde länger im heitern Freyen genießen.

Du nimmst mir das Wort aus dem Munde! erwiederte seine Frau. „Der Abend ist gar zu schön, und die Tauben, die ich am Feuer habe, und ein kräftiger Lattichsalat werden uns hier gewiß noch einmal so gut schmecken, wie im dumpfigen Zimmer!“

Gesagt, gethan. Mit froher Emsigkeit entfernte sich Dortchen; der Prediger holte den Tisch und die Stühle herbey, deckte auf, und brachte sogar eine Flasche Wein aus dem Keller. In der Regel war zwar dieser Genuß nur am Sonntag und an seinen kleinen häuslichen Festen bey ihm Sitte, aber der heutige Tag, wo er, wie schon gesagt, sein Abrechnungs-Geschäft so glücklich beendigt hatte, schien ihm einer Ausnahme werth zu seyn; der Tag war ihm feyerlich, denn erst jezt glaubte er seinen Einzug gehörig vollendet zu haben. Dortchen erschien bald mit ihren zwey Schüsseln, und Beyde mit der Schwester des Predigers (die ihnen nach A. gefolgt war, um bey dem Einzug und der neuen Einrichtung hülfreiche Hand zu leisten) sezten sich jezt zum ländlichen Mahle traulich nieder. Heitere Gespräche, und unschuldige Scherze würzten die Mahlzeit, während ihnen noch eine späte Nachtigall Tafelmusik machte, und unser Herr Pfarrer schlürfte mit einem solchen innern Wohlbehagen den edeln Rebensaft aus dem Kelchglase, welches er als Erbstück seines Großvaters in besondern Ehren hielt, daß man ihm die heitere Stimmung seines Gemüths hell ansehen konnte. So beschliech sie dann die Nacht, kaum daß sie deren Anzug

gewahr worden waren. Dortchen wollte jezt gehen und ein Licht holen, aber der Prediger hielt sie zurück. „Der Abend ist freylich noch schön!“ sagt' er, „aber die Luft wird doch kühler. Du weißt, Dortchen! daß du dich schonen mußt. Sobald ich noch dieses Glas ausgetrunken habe, wollen wir zusammen ins Haus gehen.“ Kaum hatte der Prediger geendigt — kaum hatte sich Dortchen wieder niedergelassen, als auf einmal beyde Frauenzimmer mit dem bangen Ausruf des Schreckens von ihren Sitzen fuhren. Auch der Prediger staunte auf, denn — ihm zur Seite schwebte eine Erscheinung.

Es war eine edle schlanke Gestalt. Ihr äusserst schönes Gesicht schien aus dem Schimmer der Abendröthe gewebt zu seyn; ein Rosenzweig schmückte ihr Haar, das in reizenden Wellen um ihren schneeweissen Nacken floß; ein azurblaues Gewand, mit goldnen Sternen gestickt, bedeckte ihre Glieder, und ein Kreis von Sonnenstrahlen umzirkelte die Engelsgestalt, die mit holdseliger Miene den Prediger einzuladen schien, ihr zu folgen

Die beyden Damen waren, wie schon gesagt,

mit dem lauten Ausruf des Schreckens von ihren Stühlen geflogen. Aber der Geistliche hingerissen von dem bezaubernden Anblick dieses schönen Luftgebildes, erhob sich, und folgt ihm. Seine Gattin und Schwester wollten ihm zwar zurückhalten, aber er rieß sich los. Wie jedoch die vor ihm her schwebente Gestalt ihren Weg nach dem Kirchhofe nahm, der nah' ans Pfarrhaus stieß, da folgte ihm seine Frau noch einmal nach, umfaßte ihn, und erhob ein solches Angstgeschrey, daß der Prediger mit Hinblick auf die Lage seiner schwangern Frau von seinem Vorhaben abstand. Er führte sie liebkosend zurück, und versicherte, daß er der Erscheinung nicht weiter folgen wollte, doch fragte er sie einmal über das anderemal: wie sie sich vor einem Wesen so sehr entsetzen könnte, das, nichts weniger nie schreckbar, vielmehr schön wie ein Engel des Himmes, nur zu guten Zwecken einladen könnte! — Beyde blieben noch vor der Hausthür stehen, und sahen dem Geiste nach, wie er bis an die Kirchhofsmauer schwebte, sich dann auf die sehr hohe Zinne derselben schwung, und schwand.

Der Erfolg dieser Begebenheit war indessen für den guten Prediger nichts weniger wie an-

genehm. Das Gerücht davon breitete sich bald, mit und ohne Zusatz, in der Gegend aus; der Pfarrer kam in den Ruf eines Geistersehers, und die benachbarten Herrn Amtsbrüder rümpften bey Nennung seines Namens gewöhnlich die Nasen, zuckten bedeutend die Achsel, und sprachen viel von Schwedenborg, Schröpfer und Consorten; ja es gab Menschen, welche sogar die hämische Vermuthung äusserten, daß die Erscheinung auch wohl der Weinflasche entstiegen seyn könnte. Selbst als nach einigen Wochen der Superintendent nach A. kam, um unsern Geistlichen seiner neuen Gemeinde vorzustellen, und sich nun Beyde, nach genossenem Schmaus, und nach dem sich die Herrn Assistenten empfohlen hatten, sich jezt allein beysammen befanden, selbst da fing Ersterer an, sich nach den Gesundheitsumständen seines Wirthes sehr umständlich zu erkundigen. „Sie sind," fuhr er dann fort, „ein Mann, der mit den Wissenschaften fortgeht, dessen häusliche Beschäftigungen nicht bedeutend sind, da keine Landwirthschaft mit Ihrer Stelle verbunden ist, und da Sie wegen der isolirten Lage des Orts auch nur auf wenigen Umgang rechnen können: so fürchte ich, daß Sie sich unter diesen Umständen zu sehr an Ihre Bücher und an Ihren Arbeits-

tisch ketten, die Ihnen so nothwendige Bewegung ausser Augen setzen, und so den Grund zu dem Heere von allen den mannigfaltigen Uibeln legen, womit uns heute oder morgen die Hypochondrie heimsucht. Unterlassen Sie das, lieber Herr Amtsbruder! Machen Sie sich vielmehr brav Bewegung, und benutzen Sie Ihre Studien zwar als ein Vehikel zur Nahrung Ihres Geistes, und Löschung Ihres Durstes nach den Wissenschaften — das aber keineswegs auf Kosten Ihrer Gesundheit und Heiterkeiterkauft werden muß!“

Ihro Hochwürden! versezte der Prediger, vor Anfällen der Milzsucht bin ich Gottlob! sehr sicher. Ich bin gern in der schönen, heitern, freyen Natur; die reizenden Umgebungen dieses Orts laden mich besonders dazu ein. Ich bin überdieß ein großer Gartenfreund, wo ich mich mehrere Stundes des Tages auf eine angenehme Weise beschäftige. Ich schlafe gut, ich verdaue gut. Ich habe einen Frohsinn, der mich selten verläßt, und ich benutze die Wissenschaften so, daß sie mir eher Stoff zur angenehmen Unterhaltung, und also zur Heiterkeit, wie zum finstern nachgrübelnden Brüden geben.

„Je! je!“ erwiederte der Superintendent, „ich kenne diese Sprache schon von Euch Herren! Aber der Kranke ist am gefährlichsten, der sich gesund glaubt! Seyn Sie auf Ihrer Hut, lieber Herr Amtsbruder! Brauchen Sie Resolventia, Evacuantia, und setzen Sie den Driburger Brunnen drauf! Das wird Ihnen herrliche Dienste thun, und Sie vor Allem“ — hier kam dem geistlichen Herrn zur Vermeidung einer deutlichern Expectoration der Husten zu Hülfe — „schützen, was sich unter jenen Umständen so leicht im Unterleibe erzeugt, und unserer Fantasie nachgehends so manche schiefe Richtung geben kann.“

Der Prediger war bey diesen lezten Worten aufmerksam geworden; er schwieg eine Weile und sprach dann: Ich bin Ewr. Hochwürden zwar für den freundschaftlichen Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen, äusserst verbunden; indessen scheint es mir doch, daß ein besonderer Bewegungsgrund Sie zu diesen gewiß sehr gut gemeinten Aeusserungen leitet, und ich bitte Sie daher recht dringend, mir den tiefern Sinn derselben mit väterlicher Offenheit zu enthüllen!

Superint. „Nun! wenn Sie denn verlangen, daß ich mit der Wahrheit rein herausgehen soll, so sey's. Ich höre, daß Sie ein Geisterseher sind. Ich höre es so bestimmt — aus so sichern Quellen, daß ich es nicht bezweifeln kann. Für Ihren Kopf habe ich zu viel Achtung, als daß ich in diesem den Grund davon suchen sollte; ich muß ihn daher in Ihrem Unterleibe vermuthen."

Jezt ging dem Prediger ein Licht auf. Er sah ein, daß das Gerücht von jener Erscheinung bis zur Hauptstadt gedrungen war, und die bewegende Ursach zu dem sonderbaren fixirenden Benehmen des Herrn Superintendenten sey, welches er schon mehrmale bemerkt hatte, was ihm aber durch die Zerstreuungen dieser Tage nicht so, wie jezt, aufgefallen war. Er erzählte ihm daher den ganzen Vorfall mit der möglichsten Treue und Einfalt, und sezte noch am Schluß hinzu: es konnte kein optischer Betrug seyn, denn woher sollte dieser in diesem kleinen von der Landstraße abgelegenen Dorfe kommen; es konnte auch keine Täuschung meines eigenen innern Sinnes seyn, denn die Erscheinung wurde nicht von mir allein, sondern

von meiner Frau, von meiner Schwester, von des Nachbars A. seinem Knecht, und des Nachbars B. seiner Magd ꝛc. gerade eben so, zu einer und derselben Zeit, bis zu ihrem Verschwinden gesehen und beobachtet. Was es war und beabsichtete, woher es kam und wohin es ging, weiß ich nicht, und ich kann nichts weiter, als auch hier den bey ähnlichen Gelegenheiten so oft abgedroschenen Gemeinplatz des Hamlets wiederholen: es giebt viel zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt!

Der Superintendent lächelte, schüttelte den Kopf und schwieg; indessen konnte er doch des andern Morgens bey'm Einsteigen in den Wagen nicht unterlassen, dem Prediger noch einmal aus der Chaise zuzurufen: „Vergessen Sie unser gestriges Gespräch und meinen guten Rath nicht! er war wenigstens wohlgemeint! Brav Bewegung — Evacuantia und dann den Driburger Brunnen!“ Der Prediger lächelte und verbeugte sich, aber freylich mit einer Miene, als wenn ihn ein leiser Anfall von Zahnweh auf einmal anwandelte.

Es war im Sommer 179., als eines Tages

ein Fremder zu mir kam, und mir einen Brief von der Frau Generalin von M. brachte, der folgenden Inhalts war: „Überbringer dieses sey Herr S., ein geschickter optischer Künstler, der in H. mehrere Vorstellungen gegeben habe, die zur allgemeinen Zufriedenheit des Publikums ausgefallen wären. Da sie sich für diese Familie in mehrerer Hinsicht interessire, so würde sich ihr einen Gefallen erzeigen, wenn ich dem Herrn S. durch meine Bemühung ein zahlreiches Publikum in C. verschaffen wollte, indem er gesonnen sey, dort ebenfalls eine Vorstellung zu geben.“ — Herr S., der ein glückliches Talent füe die Kunst, und viel feine Welt besaß, wußte bald, sich mir interessant zu machen, und ich bewog meinen Vater, ihm in dem herrschaftlichen Hause, das wir bewohnten, einen der beyden großen leer stehenden Säle zu obigem Behuf und in Ermanglung eines bessern Lokals im Orte, einzuräumen. Da sich dieser Saal auf demselben Gang befand, auf welchem ich wohnte, so konnte es nicht fehlen, daß wir uns bey den mannigfaltigen Verrichtungen, die der Künstler vorzunehmen hatte, fast stündlich sahen und sprachen Bald machte er mich mit einem und dem andern Theile seines Apparats bekannt; bald unterhielte er

mich von seinen Reisen, seinem Aufenthalte in den großen Städten Deutschlands, seinen merkwürdigen Bekanntschaften und Vorfällen — Daß auch hier manche drollige Anekdote mitunter Platz fand, versteht sich von selbst. So erzählte er mir eines Tages Folgendes:

„Auf einer meiner Reisen von Dresden nach Frankfurt fiel es mir einmal ein, das schöne Thal zu A. zu besuchen. Ich lenkte daher von der Landstraße ab, wurde aber gegen Mittag von einem Gewitter überfallen, und sah mich genöthigt, auf einem Dorfe liegen zu bleiben, weil meine Automaten unter dem leinenen Schirm meines Wagens naß geworden waren. Binnen der Zeit ich solche trocknete, war ich zugleich bemüht, um diese Gelegenheit noch besser zu benutzen, meine Spiegel zu reinigen, und ich war eben im Begriff, meinen Apparat wieder einzupacken, als mich meine Frau auf eine Gesellschaft aufmerksam machte, welche, wie ich nachher erfuhr, aus dem Prediger des Orts und zwey Frauenzimmern bestand, und die vor der Thür des Pfarrhofes im Schatten einiger Linden des Abends speisten. Sie beredete mich, in einem Anfall von schalkhafter Laune, der

Gesellschaft zum Desert eine Erscheinung aufzutischen, und da das Pfarrhaus der Stube, welche mir der Wirth im Erdgeschoß eingeräumt hatte, in mäßiger Entfernung gerade gegen über stand, die Fenster niedrig waren, und sich die Gesellschaft bis in die Nacht verweilte, so konnte ich mich leicht in den Wunsch meiner losen Frau fügen. Ich richtete meinen Spiegel, und schickte eine Gestalt hinüber, die Sie nächstens gleichfalls sehen sollen. Die Damen fuhren mit Schrecken von ihren Stühlen auf, aber der Geistliche, ein unerschrockener Mann, folgte der Erscheinung nach, bis ihn eine jener Damen, wahrscheinlich seine Frau, zurückriß, und ich die Gestalt an der nahen Kirchhofmauer verschwinden ließ.

Diese Begebenheit machte großes Aufsehen im Dorfe. Da ich von der Außenseite des Dorfs in den Hof des Wirthshauses gefahren bin, so war ich nur von wenigen bemerkt worden; meiner Puppen wegen hielte ich meine Stube verschlossen; Kinder befanden sich nicht im Hause, und zu der Zeit der Erscheinung war mein Wirth mit den Seinigen, die mich für einen Galanterie - Krämer hielten, noch beym

Abladen eines spät angekommenen Wagens mit Heu hinten im Hofe beschäftiget. Ich hatte daher hinlänglich Zeit durch Hinwegschaffung meines Apparats allen Verdacht einer Mitwirkung von meiner Seite zu enifernen.

Man hielte die Erscheinung für etwas Uebernatürliches, und mehrere Einwohner, die unter meinem Stubenfenster über diesen Gegenstand kannegieserten, waren der Meinung, daß es ein Vorspuk eines nahen Todesfalles sey, der nächstens die Pfarre treffen werde, indem die Erscheinung nicht nur von da an nach dem Kirchhof ihren Weg genommen habe, sondern weil sich auch die Frau Pfarrinn zum erstenmal in gesegneten Leibesumständen befinde.

Ich weiß nicht, wie es kam, sezte Herr S. noch hinzu, daß ich diese Leute damals recht absichtlich in ihrem Irrthum ließ. Ich wußte den moralischen Zweck solcher aufgestellten Fantasmen, nemlich :das Bestreben durch Hülfe der Optik täuschende Gestalten zu bilden, und alsdann durch Auseinandersetzung der dazu verwendeten natürlichen Mittel den Gespenster-

glauben zu vernichten, sehr gut zu würdigen; ich wußte ferner, daß kein Mensch die Folgen einer Handlung berechnen kann, und es war daher doppelt Pflicht für mich, solche sogleich zu zerstören, als mir von der Schädlichkeit meines Betrugs durch jene abergläubische Aeusserungen eine zimlich grelle Perspektive eröffnet wurde. Und doch ließ ich die Leute in ihrem Wahn. Ich war mit Blindheit geschlagen, und das Unheil, was ich damals angerichtet haben kann, liegt mir zuweilen noch schwer auf dem Herzen.

Was die ängstliche Sorge anbelangt, erwiederte ich, so bin ich so glücklich, Sie davon zu befreyen. Die Familie des Predigers zu A. ist bis jezt noch gesund; statt sich vermindert zu haben, hat sie sich vielmehr um drey wohlgestaltete kräftige Knaben vermehrt; und dem Ruf, in welchen sich der Herr Pfarrer als Geisterseher gesezt hatte, kann nunmehr durch den natürlichen Aufschluß dieses Vorfalls begegnet werden — indem wir ihm und seinen Consorten zugleich die Lehre ans Herz legen, daß es sehr widersinnig ist, auf die Voraus-

setzung, daß man sich eine Begebenheit nicht erklären kann, mit egoistischem Dünkel die Behauptung stützen zu wollen, daß sie nun auch unerklärbar sey.

Leichtsinn und gutes Herz.

Nach dem Französischen.

„So wäre denn die Epistel fertig, ruft der junge Frohburg aus, laßt sehen, ob sie gehörig stylisirt ist!“ Lieber Onkel, sie haben behauptet, daß es mir unmöglich sey, acht Tage zu verleben, ohne eine Thorheit zu begehen. Ich war so frey, Ihre Behauptung zu Schanden zu machen, denn sieben und ein halber Tag sind verflossen, und diesen ganzen Zeitraum bezeichnet nicht eine einzige Thorheit. Ihre liebenswürdige Tochter wird daher meine Gattin. Sie verhießen sie mir als Belohnung für acht vernünftig durchlebte Tage, und der lezte neigt sich heute seinem sehnlich gewünschten Ende zu. Sie fragen wohl, wie ich es angefangen habe, eine so lange Zeit vernünftig und besonnen zu seyn? Das will ich Ihnen sagen. Ich habe während diese Zeit mein Zimmer nicht verlassen, und die Thür für alle meine Freunde verschlossen gehalten. Das heißt doch wohl vorsichtig seyn, nicht wahr? Die Liebe hat mich weis=

gemacht, und die Betrachtung, die ich während einer Zurückgezogenheit von acht Tagen anstellte, werden meinem Geiste tief eingeprägt bleiben. Kommen Sie doch, den Philosophen zu sehen! Sie sollen die Frucht meiner Einsamkeit schauen, ein Götterbild! Der Liebesgott selbst hat meinen Pinsel geführt. Die Ähnlichkeit wird Sie in Erstaunen setzen. Das Original, obgleich abwesend, schwebt mir immer vor Augen. In einer Stunde spätestens werden meine sämmtlichen Gläubiger befriedigt seyn. Die tausend Louisd'or, die Sie mir borgten, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, dürften leicht ganz aufgehen. — Der Brief läßt sich lesen; er mag sogleich abgehen, das Onkelchen soll sich wundern. — Die Klingel wird angezogen, und herein tritt der Kammerdiener, welchem sein Herr das Schreiben übergiebt. Du wirst froh seyn, mein lieber Johañ, daß du Gelegenheit hast, auszugehen, denn du magst dich wohl ein bischen in der Einsamkeit gelangweilt haben, so gut wie dein Herr. —

O, ich bitte, in guter Gesellschaft habe ich niemals Langeweile. — I nun, was die Gesellschaft betrifft, da bist du eben nicht sehr de-

likat: wenn du keine gute findest, nimmst du wohl auch mit einer schlechten verlieb. — Ein verständiger Mann, mein Herr, muß sich in Alles zu schicken wissen. Die gute Gesellschaft hat ihre Vorzüge, es ist wahr, aber in der schlechten ist man nicht selten am fröhlichsten. — Freust du dich denn nicht, deine geliebte Lisette wieder zu sehen, Sophiens artige Zofe? — Ich habe sie fast täglich gesprochen; man hat mir zwar verboten, es Ihnen zu sagen, — jedoch im Vertrauen — sie wurde von ihrer Herrschaft hieher gesendet, um Erkundigungen über Sie einzuziehen. Ich machte ihr jedesmal eine Schilderung Ihres musterhaften Lebenswandels, und sezte hinzu, daß Sie weiser wären, als Cato. Lisette hat zwar nicht die Ehre, den Herrn zu kennen; indessen traute sie mir aufs Wort, und eilte fröhlich mit der erwünschten Botschaft zu ihrer schönen Herrinn. — Du bist ein excellenter Bursche, mein lieber Johañ! Wenn ich verheirathet seyn werde, so will ich ganz gewiß dein Glück begründen. — Werden Sie bald heirathen? — Diesen Abend, mein Lieber, noch diesen Abend. Du weißt ja, daß mein Onkel von mir verlangte, acht Tage lang vernünftig und weise zu leben, und mir als Belohnung für diese Tugendprobe die Hand seiner

Tochter versprochen hat. Nun war ich schon seit sieben und einen halben Tage so weise, wie ein Sokrates, und so vernünftig, wie Plato, und diesen Abend, Gott sey Dank, ist der Termin abgelaufen. — Ach, wenn es nur schon Morgen wäre, meinte Johann. — Wir haben also gesiegt, mein Junge, jubelte Frohburg, denn es sind nur noch sechs Stunden bis zum Abende. — Ach, in sechs Stunden kann man gar viele Thorheiten begehen. — Dumkopf, wenn man sieben und einen halben Tage weise war, so wird man doch wohl auf sechs Stunden für sich gut sagen können.

Wenn du diesen Brief meinem Onkel übergeben hast, so gehe zu Signor Saloni, meinem Schneider, und zu den HH. Habicht und Marksauger, den zwey ehrlichen Wucheren, die aus Menschenliebe sich mit dreißig Procent begnügen, und sage ihnen, sie möchten mir ihre Forderungen übergeben. Ich werde alsdann meine Schuld sogleich tilgen. — Der Teufel, die werden Augen machen! — Von da aus geh zu Cleefeld, und sage ihm, ich liesse ihn bitten, zu mir zu kommen. Die Gefahr ist jezt vorüber, und ich kann meine Thür wieder mei-

nen Freunden öffnen. — Wie, zu Hrn. Cleefeld soll ich gehen, zu dem lustigen Zeisig, mit dem Sie sich erst vor einigen Wochen geschlagen haben, und der Ihnen einen Circumflex. . . . — Ach, das ist längst vergessen, und wir sind wieder die besten Freunde. Mache nur, daß du fortkommst. — Der Diener gehorcht, und unser junger Freund hatte sich kaum wieder seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, als Cleefeld selbst ins Zimmer tritt. Sein ganzes Wesen zeigt einen heftigen innerlichen Kampf an. Da bist Du ja, ruft Frohburg, indem er ihm freundschaftlich die Hand bietet. Es freut mich ausserordentlich Dich zu sehen, mein lieber Freund . . . . Aber, was fehlt Dir? Du siehst ja ganz verstört aus? Rede, was ist Dir begegnet? — Rette, rette mich vom Tode! preßt Cleefeld hervor. — Gebiete über mich, was soll, was kann ich für Dich thun? — Stumme Seufzer waren die Antwort. Rede doch, ich bitte Dich um Gottes willen. Ich stehe auf Kohlen. — Frohburg, ich bin verliebt, und liebe zum Rasendwerden. — Ganz recht, anders muß man niemals lieben. Meine Geliebte ist die jüngste der Grazien. — Gratulire. — Sie erwiedert meine Liebe. — Desto besser, desto besser. — Aber ihr Vormund

ist ein abscheulicher Mann, ein wahrer Bär. Er hat vorlängst einen Prozeß gegen meinen Vater verloren, und will sich nun am Sohne dadurch rächen, daß er ihm die Hand seiner angebeteten Angelica verweigert. — Du mußt dein Engelchen entführen. — Das ist bereits geschehen. — Ich werde an deiner Stelle eben so gehandelt haben. Ach, Brüderchen, welch Glück muß es seyn, ein Mädchen zu entführen, das man liebt, und von dem man wieder geliebt wird! — Nun siehst Du mich aber in der größten Verlegenheit; ich weiß nicht, wo ich meine himmlische Angelica verbergen soll, um sie von den ersten Nachstellungen zu sichern. Wenn ich sie nur auf ein paar Stunden irgendwo unterbringen könnte. Ich würde unter der Zeit meine sämtlichen Verwandten an den hartherzigen Vormund hetzen: Die demosthenische Beredsamkeit meiner alten Tante sollte ihn bald überzeugen, daß bey so bewanden Umständen nichts zu thun sey, als in unsere Verbindung zu willigen. Wenn ich nur einen Zufluchtsort für meine geliebte Braut wüßte. — I nun, was zerbrichst Du Dir da den Kopf? bringe sie mir! — Zu Dir? — Ich stehe Dir mit meinem Leben für sie. — Bester Frohburg, ist das dein Ernst? — Mein völliger. — Du

bist der Dienstfertigste aller Freunde. — Du wirst das Nemliche für mich thun. — Ich darf sie also holen? — Natürlich. — Ich flieg.

Erwünschter Vorfall, spricht Frohburg, indem er im Zimmer auf und abgeht. Nichts in der Welt über ein solches Abendtheuer. Das gewährt Unterhaltung, Beschäftigung, und bringt wenigstens einige Mannigfaltigkeit in die lezten Stunden dieser acht kartheuserisch durchlebten Tage. Ach, mein lieber Onkel, wenn es deiner Sophie nur auch gefallen hätte, sich entführen zu lassen! Wie viel angenehmer wäre das gewesen, als acht trostlose Tage hindurch den Philosophen zu spielen. Dieß war der Anfang eines zimlich langen Monologs, in welchem unser Jüngling sein innigstes Bedauern aussprach, so lange vernünftig gewesen zu seyn, und seine Klagen wären noch nicht verstummt, wenn das eintrettende liebende Paar ihn nicht darin gestört hätte.

Ein dichter Schleier bedeckte das Gesicht der zitternden Angelica. Alle ihre Bewegungen drückten Angst und Zaghaftigkeit aus. Froh-

burg begrüßt sie mit vieler Ehrerbietung. Mademoiselle, sagte er, gebieten Sie über Alles in meiner Wohnung. Hier neben an ist ein bequemes Kobinet, Sie finden darin eine artige Büchersammlung im Fache der schönen Wissenschaften, welche Sie zerstreuen wird. Niemand soll Sie stören. Ich selbst, so lange Sie mir die Ehre geben werden, bey mir zu bleiben, will mir den Eingang versagen. Angelica bedakt sich schweigend. Cleefeld nimmt das Wort, und spricht zu seinem Freunde: mein Glück, das Theuerste was ich besitze, vertraue ich Dir an. Dein Kleinod, erwiederte Frohburg, ist in dem Schutze der Liebe und Freundschaft. Das Porträt der Geliebten befindet sich in diesem Kabinete. Meine Sophie beschüzt Deine Angelica. — Vertreflicher Mensch! spricht Cleefeld, ich habe nicht nöthig, Dich um das tiefste Stillschweigen zu bitten. Lebe wohl, ich verlasse dich auf einige Stunden, und du, geliebtes Mädchen, suche dich zu fassen. Ich werfe mich zu den Füßen deines Vormunds, werfen und werde suchen, sein hartes Herz zu erweichen. Du bleibst unter der Obhut des treusten, großmüthigsten Freundes. Cleefeld geht, und Frohburg näherte sich dem verschleierten Engel, welcher heftig bewegt ist.

Er bietet seine Beredsamkeit auf, das niedliche Mädchen zu trösten; Mademoiselle, spricht er, noch kein Frauenzimmer ist so wahrhaft geliebt worden, als sie. Wie sehr zu billigen ist es, daß sie sich haben entführen lassen. Cleefeld ist ein herrlicher Junge, voll Ehrgefühl, voll Verstand, voll geselliger Annehmlichkeiten, voll Bildung und Geschmack. Er liebt das Spiel, eine wohlbesezte Tafel, das Vergnügen, die Weiber, mit Einem Worte, Alles, was liebenswürdig und angenehm ist. Sie werden äußerst glücklich seyn als seine Gattinn, ich stehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür. Wahrlich, es war sehr weise von Ihnen gehandelt, sich von ihm entführen zu lassen. Aber, mein Herr, flüstert ein schwaches Simmchen unter dem Schleier; wird auch die Welt meine Handlung billigen? — Ich übernehme ihre Vertheidigung vor der Welt, und mit mir gewiß jeder ehrlicher Mann. Und sagen Sie selbst, was ist den diese sogenannte Welt? Soll man sein Glück der Meinung eines Wesens opfern, welches kein Wesen ist, eines wandelbaren Dinges, welches mit sich in ewigem Streite begriffen.. doch, ich höre Jemand. Gehen Sie schnell in dieses Kabinet. — „Wenn ich entdeckt" . . . Fürchten Sie nichts, Frohburg wird Sie

beschützen und im Vorfalle vertheidigen. Der unbequeme Störer war der treue Johann, welcher mit großer Geschäftigkeit seinem Herrn folgenden Bericht erstattet: Ihr Herr Onkel ist entzückt über ihr Betragen, und wird ohne Zweifel bald selbst kommen, Sie zu sehen. Bei Ihren Gläubigern bin ich gewesen; als ich von der Bezahlung sprach, wollten sie mich vor Freude fast erdrücken, sie werden gewiß nicht lange mit ihrem Besuche zögern.

Johann's Bericht wurde durch ein Pochen an der Thür unterbrochen. Siehe zu, wer es ist, spricht Frohburg, und sollte es ein ungelegner Besuch seyn, so sage, ich sey sehr ernsthaft beschäftig. Ich kann Niemand als meinen Onkel und meine Gläubiger empfangen. Johann kommt zurück und meldet: es ist Herr Karl Werner, einer Ihrer Freunde. Man muß ihn abweisen, spricht Frohburg. — Er will sie durchaus sprechen. — Und ich will durchaus nicht mit mir sprechen lassen. — Bey diesen Worten trat Werner ins Zimmer. Düstere Melancholie ist über sein ganzes Wesen verbreitet. Frohburg laßt ihn zimlich rauh an, sprechend: auf Ehre, mein Lieber, du komst

etwas ungelegen. Wenn das ist, entgegnete Werner höchst betrübt, so will ich mich wieder entfernen. — Morgen stehe ich Dir den ganzen Tag zu Diensten, aber heute habe ich nicht eine Minute übrig. — Morgen ist es zu spät. — Was heißt das? Was fehlt Dir, mein Freund? Ist Dir ein Unglück begegnet? Auf Dich habe ich gehofft, und Du weisest mich von Dir. — Nicht doch, rede, was ist Dir? — Mein Entschluß ist gefaßt, Du siehst mich niemals wieder; lebe wohl! — Nein, nein, Du darfst Dich nicht entfernen; laß mich die Ursache wissen, die Dich zu mir geführt hat. Was kann meinem fröhlichen Freunde begegnet seyn, das ihn auf einmal so verstimmt? —

Ich bin der Unglücklichste der Menschen, und Du weisest mich von Dir. — Nimm es nur nicht übel, lieber Freund, ich wußte ja nicht, daß Du unglücklich bist. Schenke mir Dein Zutrauen, ich will Dich anhöres. — Du versprichst mir ewiges Stillschweigen? — Ich schwöre es Dir. — Ich habe gestern zum erstenmale in meinem Leben gespielt. — Und hast verloren? — Eine bedeutende Summe, und ich habe mein Ehrenwort gegeben, sie heute zu

bezahlen. — Der Teufel hole das Spiel; man kann nie gewinnen. — Meinen Vater darf ich nicht um Geld ansprechen, und ich besitze keinen Heller, Wenn er erfährt, daß ich gespielt habe, bin ich verloren, und wenn ich meine Schuld nicht bezahle, bin ich entehrt. — Ist sie beträchtlich? — Ja wohl, tausend Louisd'or. — Umarme mich, mein Freund! ich kann Dir helfen. Ich habe gerade tausend Louisd'or hier liegen; da nimm sie und bezahle Deine Schuld. Wahrlich, es ist ein recht glücklicher Zufall, daß Du nicht mehr verloren hast. —

Du giebst mir Ehre und Leben wieder. Ohne Deine großmüthige Hülfe blieb mir nichts anders übrig, als mit einer Kugel meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen. — Warum nicht gar! Deine übrigen Freunde würden das Nemliche für Dich gethan haben. Aber ich danke Dir herzlich, daß Du mir den Vorzug geben wollest. Jezt eile, Deine Schuld zu bezahlen, denn ich bin sehr beschäftigt, und kann Dir unmöglich länger Gehör geben.

Frohburg verlor über den bedrängten

Freund seine Lage ganz aus den Augen, aber nicht lange hatte ihn Werner verlassen, als die HH. Habicht und Marksauger bestellter Maßen ins Zimmer traten; auch der italienische Schneider Signor Galoni, fand sich mit ihnen ein.

Der Besuch, obgleich erwartet, kommt unserm Freund sehr ungelegen. „Meine Herrn, spricht er mit sichtbarer Verlegenheit zu den Ehrenmännern: Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen Geld zu geben. — Ja, mein Herr, erwiedert Habicht, Geld. — Geld, liebes blankes Geld, fällt Marksauger ihm ins Wort. — Aber Sie müssen sich dießmal schon mit dem guten Willen begnügen. — Willen, wie? Das ist eine schlechte Münze, die kennen wir nicht. — Ich habe im Augenblick keine andere. — Die ist nicht im Cours auf dem hiesigen Platze. — Wir bedanken uns für den besten Willen, und bitten um unser Geld. — Morgen sollen Sie es erhalten. — Heute bitten wir darum. Es ist keine Manier, ehrliche, beschäftigte Leute zu sich rufen zu lassen, um sie zum Besten zu haben. — Morgen verspreche ich Ihnen die Bezahlung. — Das sind Aus-

flüchte; jezt gleich wollen wir unser Geld ha• ba. — Morgen werden Sie bezahlt, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. — Schlechte Münze. — Wie, Ihr Schurken! Ihr zwei• felt an meinem Ehrenwort? — Wir zweifeln an Allem, was wir nicht festhalten können. — Nun macht, daß Ihr fortkommt! — Ey bewah• re, erst die Bezahlung! — Morgen werdet Ihr befriegt; aber nun fort! Hier ist die Thür. — Und hier ist das Fenster, fällt Johann ein. — Wie, schreien die Wucherer. — Ja, ja, die Thür oder das Fenster, ruft Frohburg, wählt! Der Bequemlichkeit wegen, spricht Johann, wollte ich doch die Thür rathen. — Nach ei• nigen Reden und Gegenreden entfernten sich endlich die Herrn auf dem gewöhnlichen Wege, mit der Drohung, die Justiz unserm Freunde über den Hals zu schicken.

Das Schneiderlein hatte Frohburg ganz vergessen, welches ohne ein Wort zu reden, de• müthig bescheiden in einer Ecke stand. — Sieh da, mein lieber Galoni, da ist Er ja noch. Ich bedaure recht sehr, daß ich Ihm heute sein Geld nicht geben kann, aber es ist wahrlich unmöglich. — Ach, Signor, antwortete Meister

Galoni in seinem halb italienischen, halb teutschen Kauderwelsch; ich komme nicht per tormentare la vostra Signoria. Doch la mia povera moglie, sie ist molto krank. Ich habe quattro kleine Kinder, welche werden morire di fame. Ich kann nicht pagar die Miethe della mia casa, und wir werden seyn genöthig tutti zu schlafen questa notte auf der Straßen. — Wie, was sagt Er? Seine Frau? . . . . — E molto ammalata. — Und seine Kinder? . . . — Haben nicht solamente einen Bissen di pane. — Ach, armer Herr Galoni! das ist doch recht fatal. . . . Seine Rechnung beträgt? — Cinquanta luigi Signore. — Sieht Er, da ist meine Uhr. Sie ist wohl noch einmal so viel werth als seine Rechnung ausmacht; nehm Er, und verkauf Er sie. —

Wie gut sind Sie doch, spricht Johann, als Meister Galoni das Zimmer verlassen hatte, aber leichtgläubig. — Wie so? — Der italienische Kerl hat Sie hinter's Licht geführt. — I warum nicht gar. — Ja, ja. — Hast du denn nicht gehört, seine Frau, seine Kinder. . . . . — Befinden sich so wohl, wie Sie und ich. — Desto besser, das freut mich. — Seine Noth war

blos erheuchelt. — Dann ist er ein sehr guter Schauspieler, und ich habe sein Talent bezahlt. Aber höre ich recht, ist das nicht die Stimme meines Onkels? — Ganz recht, spricht Johann, indem er die Thür öffnet. Er ist es selbst, mit Mademoiselle Sophie.

Frohburg ist außer sich vor Freude, er eilt in die Arme des Oheims, welcher ihn zärtlich an sich drückt. — Ach mein lieber Onkel, wie freue ich mich, Sie zu sehen, und meine geliebte Sophie. O schöner Augenblick! Jezt legen Sie unsre Hände in einander. Nicht wahr, meine Liebe? — Ich bin sehr mit Dir zufrieden, sagt ausweichend der Oheim, daß Du aus einem Tollkopfe ein solider geordneter Mann geworden bist. Wahrlich ich hätte Dir diese Verwandlung kaum zugetraut. — Was ist der Liebe unmöglich! — Aber wenn ich Dir nun noch einen längern Termin sezte, wie dann? Lieber Vater, bittet Sophie. — Das wäre ja wider die Abrede, meinte Frohburg. — Du hast deine Schulden alle bezahlt? fragte der Oheim. — Ja, nein . . . sie sind noch nicht bezahlt. — Warum denn nicht? — Es ist... Da meine Gläubiger kamen.... hatte ich kein

Geld mehr — Kein Geld mehr, aber die tausend Louisd'or? — Ich habe sie zu etwas Anderm verwendet. — Da haben wir die Bescheerung. Wie in aller Welt ist es möglich, während acht Tage 1000 Louisd'or zu gebrauchen, ohne sein Zimmer verlassen zu haben? — Es springt wohl nicht sogleich in die Augen, aber eine Möglichkeit ist es doch. — So erkläre uns aber.... — Ja, das ist ein Geheimniß. — Warum es uns verschweigen, sagt Sophie. — Ich muß. — Das ist eine schöne Besserung; nein, mein Freund, auf diese Weise kann Sophie nicht die Deinige werden. — Aber lieber Vater, es ist ja noch nicht ausgemacht, daß er strafbar... — Ich danke Ihnen, geliebte Sophie. Richten Sie mich nicht eher, bis Sie mich angehört haben. — Nun so sprich denn, wir hören.

Was hast Du mit dem Gelde gemacht? — Ein gutes Werk gethan. — Worin besteht es? — Ich habe damit bezahlt.... — Was? — Eine heilige Schuld. — Wie, eine Schuld, die mir unbekannt ist? — Ja.... eine Spielschuld. — So! der junge Herr hat gespielt, und das nennt er weise gewesen seyn. — Warum ha-

ben Sie das gethan, Adolf! klagt die bewegte Sophie. — Ich habe nicht gespielt. — Und hast eine Spielschuld bezahlt? — Aber ich habe nicht gespielt, bey meiner theuern Sophie schwöre ich es. — Das verstehe ich nicht. —

Mit großer Theilnahme sagt Sophie das ist ja keine Unmöglichkeit, lieber Vater. — Uibernehmen Sie meine Vertheidigueg bey Ihrem Vater. Sie sollen eines Tages alles erfahren. Weit entfernt zu spielen, war ich nur mit Ihnen, mit Ihnen allein beschäftigt. Ich habe Ihr Portrait gemalt, und schmeichle mir, daß es gelungen ist. Urtheilen Sie selbst. Bey diesen Worten, nur an seine Rechtfertigung denkend, öffnet er die Thür des Kabinets, zieht den Onkel und die Geliebte mit sich, und zeigt ihnen das Bild: hier, hier, spricht er, Sie werden finden, daß es ähnlich ist. — Was seh' ich! ruft der Oheim aus, ein junges Mädchen in dem Kabinette! — Frohburg tritt zurück, sich vor die Stirn schlagend: ich bin verloren, daran habe ich nicht gedacht. —

Voll Verwunderung verlassen Vater und Tochter das Kabinet wieder; Frohburg folgt

ihnen, und wirft sich Sophien zu Füßen, sprechend: der Schein zwar ist gegen mich, aber ich bin unschuldig. — Abscheulicher Bube! fährt ihn der Oheim an; Du bittest uns zu Dir, um Zeugen zu seyn. . . . — Hören Sie mich doch. — Komm meine Tochter, es bringt keine Ehre, länger bey dem Bösewicht zu bleiben. — In diesem Augenblicke tritt Cleefeld ins Zimmer. — Gottlob, ich bin gerettet, ruft Froburg aus, als er den Freund erblickt. — Das bist Du, mein Theurer! Sieh doch einmal deinen Oheim an; merkst Du denn nicht, daß Alles nur ein Spaß ist. Hierauf geht er in das Kabinet, und kommt mit der reizenden Angelica zurück. Sie verneigt sich tief, schlägt ihren Schleier zurück, und der erstaunte Frohburg erkannte in ihr Lisette, die schelmische Dienerinn seiner Geliebten. Auch Werner erschien jezt, um Theil an dieser lustigen Scene zu nehmen. Er umarmt seinen Freund, und bringt ihn die 1000 Louisd'or wieder zurück, die er von ihm empfangen, herzlich für einen Freundschaftsdienst dankend, den er zum Glück nicht nöthig hatte. Frohburg wähnte zu träumen, und sieht mit komischem Erstaunen seine Geliebte, den Oheim und die Freunde an. — Soll ich ihm vollends aus dem Traume helfen?

fragte Cleefeld. Der Onkel nickt ihm lächelnd zu, und der Freund sagt: merkst Du denn nichts, wir haben ein bischen Komödie mit Dir gespielt. Werner und ich waren gerade bey Deinem Oheime, als Dein Brief anlangte. Er theilte uns seinen Plan mit, den Philosophen auf die Probe zu stellen, und wir übernahmen mit vielem Vergnügen die Rollen in dem kleinen Lustspiele, das wir so eben darstellten, und worin Du setbst die Hauptrolle ganz artig durchgeführt hast. — Wie, also war Alles.... — Nur ein kleines Lustspiel, fällt der Oheim ein. Nenne es meinetwegen, wie Hamlet, das seinige: die Mausefalle. Ja, ja, mein Freund, Du bist hineingegangen. Deine Probe hast Du schlecht bestanden. Den Preis kann ich Dir unmöglich zugestehen; und wenn ich auch wollte, meine vernünftige Tochter wird ihre Hand keinem Unbesonnenen geben mögen. — Ach, lieber Vater, ich bin nicht so vernünftig. — Wirklich! Nun, so thue, was Du willst. — Ganz recht, nimmt Cleefeld das Wort, indem er die Hände der beyden Liebenden zusammenlegt, zu viele Vernunft ist nicht nöthig in einem Lustspiele. — Liebe Sophie, Sie fürchten also meinen Leichtsinn nicht? — Ich kenne Ihr Herz. — Schön, spricht Cleefeld, nun kann der Vorhang fallen.

Die Emigrantenfamilie.

Unter den vielen französischen Emigranten, welche im Anfange der Revolution ihr Vaterland verließen, befand sich auch der Markis von B. Er war Wittwer und Vater von zwey Töchtern und einem Sohne, von welchen ihm die beyden erstern nach Deutschland folgten. Der Sohn, ein muthiger, hochstrebender Jüngling von achtzehn Jahren, blieb in Frankreich zurück, und nahn eine Offizierstelle unter den Nationalgarden an. Ich bin entschlossen, nach Deutschland zu gehen, sagte sein Vater zu ihm, wenige Tage vor seiner Abreise, und ich werde mein Vaterland nicht wiedersehen, bis die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt ist. Du mein Eduard, hast andere Ansichten, das Recht scheint dir auf der Seite des Volks, und da ich dich bis jezt nicht zu meinen Grundsätzen bekehren konnte, so müssen wir uns trennen. Es thut mir leid, daß du diese Uiberzeugung hast,

aber es würde mir noch schmerzlicher seyn, wenn du sie verläugnen könntest. Kämpfe für die Sache welche dir als die bessere erscheint, meine Wünsche sind dagegen gerichtet, und blos die Sorge für meine Töchter hält mich ab, selbst die Waffen zu ergreifen. Du trittst für einstweilen in den Besitz meiner Güter; was ich an Geld und Kostbarkeiten mit mir nehme, wird hinreichen, mich und deine Schwestern so lange gegen Mangel zu schützen, als dieser traurige Zustand dauern kann. Der Himmel gebe, daß wir uns einst wiederfinden, und daß du alsdann deinen Vater ohne Schaamröthe umarmen könnest.

Der Markis war so gerührt, als er die lezten Worte sprach, daß er sich entfernen mußte. Emilie uud Louise umfingen schluchzend ihren Bruder, und flehten ihn, sie zu begleiten. Es zerreißt mein Herz, sagte der Jüngling, aber ich kann nicht. Ich habe mich bereits unter die Freywilligen meiner Provinz einschreiben lassen, und mein Vater würde mich als Eidbrüchigen zurückstoßen, wenn ich ihm folgen wollte. Die beyden Mädchen, obgleich in einem noch zarten Alter — Emilie zählte drey-

zehn, Louise eilf Jahr — begriefen dieß recht gut. Aber ihr Schmerz wurde dadurch um nichts gemildert. Die zwey lezten Tage vor der Flucht gingen in stummer Trauer hin, und der Markis bat seinen Sohn, keinen Abschied zu nehmen, damit den Mädchen das Herz nicht zu schwer würde. Er hatte frühe schon des Lebens Widerwärtigkeiten als Mann tragen gelernt.

Die Flüchtlinge kamen glücklich über den Rhein, und ließen sich im Mainthale nieder. Es wimmelte von Ausgewanderten, der Markis lebte jedoch sehr zurückgezogen, und beschäftigte sich mit dem Anbau eines kleinen Gartens, der zu seiner Wohnung gehörte, und mit dem Unterrichte seiner Töchter. Da er eben kein glänzendes Vermögen besaß, und die Ereignisse der Zukunft doch immer ungewiß waren, so mußten die beyden Mädchen sich immer mehr und mehr mit weiblichen Arbeiten beschäftigen, und nur drey Stunden des Tags war ihnen erlaubt, der Musik, dem Zeichnen und der Lectüre zu widmen. An Gesellschaften nahmen sie nur selten Theil.

Ein Monat ging so hin um den andern, ein Jahr um das andere; die Hoffnung zu einer

Aenderung der Dinge in Frankreich wurde immer schwächer, und auch das Vermögen des Markis täglich geringer. An seinen Sohn wollte er nicht schreiben, um ihn nicht in Gefahr zu bringen, und Eduard kannte auch den Aufenthalt seines Vaters nicht, sonst hätte es der edle Jüngling ihm nie an dem Nöthigen mangeln lassen.

Der Markis hatte in Frankreich fast immer auf seinen Gütern gelebt, und einen Theil davon selbst angebaut, denn er hatte eine verwiegende Neigung für Kräuterkunde und Landwirthschaft. Es war ihm daher sehr willkommen, als er in einer Zeitung las, daß nicht weit von seinem Wohnorte ein adeliches Gut zu verpachten sey. Kinder, sagte er zu seinen Töchtern, ihr kennt unsere Lage. Wir müssen uns selbst helfen, oder, in einem fremden Lande einem ungewissen Schicksale entgegengehen. Das Loos Eduards ist uns unbekannt, unsere Güter sind vielleicht eingezogen, die Rückkehr der alten Ordnung kann spät oder gar nicht erfolgen. Habt ihr den Muth, nicht den Gesinnungen eures Standes, sondern blos der Dekoration derselben zu entsagen, diese Kleider mit einem ge-

ringen Anzuge zu vertauschen, euch bisweilen der Sonne und den Regen auszusetzen, und manche Bequemlichkeiten des Lebens zu entbehren?

Das wollen wir gerne, antworteten die Mädchen, und hingen mit Thränen an seinem Halse.

Seht, Kinder, sagt der Markis, das Unglück ist immer zu etwas gut. Im Glücke liebt man sich weniger. Aber verzagt nicht, es muß auch noch wohlergehen auf Erden, denn diese Verheissung gab der Vater im Himmel den frommen Kindern.

Er reiste jezt ab, um das Gut in Augenschein zu nehmen, und den Pachtkontract abzuschließen. Die Lage war ganz nach seinem Sinne, und mit der Besitzerin, einer Gräfin von Wenden, wurde er bald über die Bedingungen einig. Sie war seit vielen Jahren Wittwe, ohne Kinder, und eine gebildete und recht verständige Frau. Der Markis gab sich für einen bürgerlichen Gutsbesitzer aus Frankreich aus, Namens Frank, den die Revolution mit so vielen

Tausenden aus seinem Vaterlande vertrieben, und der jezt mehr für seine Kinder, als für sich, eine bleibende Stätte in Deutschland suche. Die Gräfin nahm innigen Antheil an seinem Schicksale, machte in Betreff des Guts sehr leidliche Bedingungen, und erließ ihm so gar die Kaution, da der Markis sich erklärt hatte, den Viehstand und die Geräthschaften, welche mit übernommen werden mußten, gleich baar zu bezahlen. Als er in den Gasthof zurückkam, und sein Felleisen öffnete, um die nöthige Summe heraus zu nehmen, fand er ein kleines Packet, welches Kreuze, Ohrengehänge, Armbänder, Ringe und einige andere Sachen von Werth enthielt. Seine Töchter hatten, ohne daß er es bemerkte, ihren Schmuck, den heiligen Nachlaß ihrer Mutter, zusammengelegt, weil sie fürchteten, es möchte dem guten Vater zu seinem Unternehmen an Geld gebrechen. Ja, das Unglück ist zu etwas gut, sagte der Markis, und sah zum Himmel, fast beschämt, als hätte er dorten einen Vorwurf abzubitten.

Nach wenigen Tagen zog die Familie auf das Gut. Das Wohnhaus hatte eine freundliche Lage, und heitre, geräumige Zimmer, auch

stand es in einiger Entfernung von den Wirthschaftsgebäuden. Die beyden Mädchen fanden sich bald in ihre Lage — der große Garten am Hause gab ihnen manche angenehme Beschäftigung. Es war in den lezten Tagen des Octobers und die Witterung ungewöhnlich mild. Einzelne Bäume hatten noch ihr Obst, und da und dort hingen unter dem röthlich gelben Laube noch einige Trauben verborgen, und blühte noch eine Aster einsam am Wege. Es gab überall neue Freuden und neue Beschäftigungen.

Der Markis mußte Wohlstands wegen der Gräfin seine Töchter vorstellen, und sie kam auch manchmal zu ihrem neuen Pachter herüber, denn sein Umgang zog sie an, und wie gut er auch das Gepräg seines ehemaligen Standes zu verbergen wußte, so verstanden es doch die Mädchen nicht, und ihre höhere Bildung ließ die Gräfin ihr Schicksal ahnden, aber sie ehrte das Geheimniß des Unglücks, doch behandelte sie die Pachterfamilie mit feiner Schonung, und diese drey guten Menschen mußten oft die Abendstunden in ihrem Hause zubringen. Gegen Neujahr kam der Schwestersohn der Gräf-

in, Gustav von Waldern, zum Besuche. Als der jüngere Sohn seines Hauses, hatte er sich zum Soldaten gebildet, und war in Begriff, in — —sche Dienste zu tretten. Die Gräfin liebte ihn sehr, und es war ihre Absicht, ihn zum Erben ihres Guts einzusetzen.

Gustav war ein schöner Jüngling von zwanzig Jahrne, voll Leben und Regsamkeit, dem es nicht wohl war zwischen vier Mauern, und der sich, troz der strengen Kälte, immer mehrere Stunden des Tags auf der Jagd und der Eisbahn herumtrieb. Eine einseitige Erziehung hatte manche schöne Kraft in ihm unentwickelt gelassen; es war in ihm ein Streben nach Thätigkeit, die keinen Gegenstand fand, und bey der lebendigen Zuversicht, welche dem Jüngling in der Fülle des Lebens so eigenthümlich ist, wähnte er im Kriege zu finden, was ihm so viel näher lag.

Zum erstenmale in der Kirche sah er die beyden schönen Pachtersmädchen, wie man sie auf dem Schlosse nannte, und vorzüglich zog ihn die sinnige Emilie an mit ihrem frommen Blick

und dem Zug von Schwermuth um den Mund. Als er nach Hause kam, und die betende Gestalt sich immer wieder vor seine Phantasie drängte, da fing er an, über sich selbst zu spotten, denn es schien ihm eines künftigen Helden unwürdig, sein Herz der Liebe zu öffnen. Doch konnte er sich nicht versagen, bey Tische das Gespräch auf den neuen Pachter seiner Tante zu leiten. Diese sprach viel zum Lobe des Vaters und der Töchter, und sezte lächelnd hinzu, sie wollte die Familie auf den Abend zu sich bitten lassen, doch müße er versprechen, sich recht klug aufzuführen. Gustav erröthete, und die Tante gab ihn einige ernsthafte Lehren für die Zukunft.

Zum erstenmale schlich dem raschen Jüngling der Nachmittag zu langsam hin, und er hatte nirgend eine bleibende Stätte, bis die Lichter angezündet wurden, und der Markis mit seinen Töchtern auf das Schloß kam. Gustav hatte gegen den Pachter den vornehmen Ton annehmen wollen, aber der Anstand des Mannes, sein edles Gesicht, und die ganze Art seines Benehmens brachten ein umgekehrtes Verhältniß hervor und der Jüngling fühlte bald die Uibermacht des gebildeten Geistes.

Gustav wendete sich nun, wiewohl etwas eingeschüchtert, zu den Mädchen: doch hier wollte sich kein Gespräch anknüpfen lassen, denn ihre Unbefangenheit vermehrte seine Verlegenheit. —

Nun, wie haben dir diese Leute gefallen? — fragte die Gräfin ihren Neffen, nachdem sich der Markis mit seinen Töchtern entfernt hatte.

Liebe Tante, antwortete Gustav, ich habe mich wohl ein wenig linkisch benommen, aber ich hatte, ehe ich diesen Herrn Frank sah, immer Ihren vorigen Pachter im Kopfe, und seine drey wohlgenährten Töchter, die von nichts als von der Stallfütterung und der lezten Sonntagspredigt zu sprechen wußten. Auf eine ähnliche Unterhaltung war ich auch heute gegefaßt, und fand mich gewaltig betrogen. Mir ist's nur ärgerlich, daß die Leute mich für einen rohen Fuchsjäger halten werden, dessen seligste Hoffnung es ist, einst mit seinen Großvätern und großmüttern in Walhalla aus Feindesschädeln Bier zu trinken.

Die Gräfin freut sich dieser Aeußerung, den

sie sah nichts darin, als den Unmuth eines schönen Ehrgefühls, und ahnete nicht, daß sich die Liebe bereits hier eingenistet habe.

Gustav konnte sich's nach wenigen Tagen selbst nicht mehr verbergen, daß es um seine Ruhe geschehen sey, und die sanfte Emilie stahl sich immer in seine Träume von der Zukunft, und wenn er noch bisweilen an die Lorbeern des Schlachtfelds dachte, so war es immer die Liebe, aus deren Händen er den Kranz empfing, und die einige Myrthen darunter geflochten hatte.

Der Winter ging allmählig vorüber, der März brachte schon einen blauen Himmel und blaue Veilchen, und der Tag näherte sich, wo Gustav zum Regiment abgehen sollte. Lange kämpfte er mit sich selbst. Sein Herz drängte ihn, Emilien seine Liebe zu entdecken, aber sein Eedelmuth empörte sich dagegen. Soll ich den heiligen Frieden dieser Heimathlosen frech zerstören? rief er aus. Vorurtheile des Standes setzen eine Schranke zwischen uns beyde, wie kann Emilie die Meinige werden! Wohl!

ich will zuerst an mir selbst beweisen, daß ich Muth habe.

Den schönen Vorsatz eines Augenblicks vernichtete der nächste Moment. Sie ist vielleich edle Herkunft, flüsterte ihm die Liebe zu; so viel Geist, so viel Bildung, so viel feine Sitte hat keine gemeine Pachterstochter. Es sind Leute von Stande, die das Unglück nöthigte, sich in die Dunkelheit zu verbergen.

So, im Zwiste mit sich selbst, nahm er seine Jagdflinte, und schweifte durch das Feld. Der Rückweg führte ihn am Pachthofe vorüber — Emilie trat eben in die Thüre. Erlauben Sie, daß ich von Ihnen und den Ihrigen Abschied nehme, sagte Gustav, und verlor so zimlich das innere Gleichgewicht. Emilie verneigte sich schweigend, und führte ihn ins Besuchzimmer. Ich reise morgen Abend an den Rhein zur Armee ab, fing Gustav an, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich beytragen könnte, Ihnen die Rückkehr zur Heimath frey zu machen. Eine Thräne zitterte in Emiliens Auge. Ach! sagte sie mit bebender Stimme, Sie werden

vielleicht gegen meinen Bruder fechten! Er dient unter den Fahnen der Republik. Sie wendete sich ab, um die Thränen zu trocknen, welche reichlicher strömten. Emilie, wenn ich Ihren Bruder retten könnte! rief der Jüngling. Sie sah ihn freundlich an, und blickte dann zum Himmel. Emilie, rief Gustav mit gepreßtem Herzen, leben Sie wohl! Er ergriff ihre Hand, drückte einen zitternden Kuß darauf und entfernte sich eilig. Des andern Tags in der Früh ging er an dem Ort seiner Bestimmung. —

Der Frühling kam mit seinen Blumen und Nachtigallen, aber Emilie fühlte sich einsamer, als in den trüben Wintertagen. Das stille Leben der Pflanzenwelt freute sie weniger, denn der Friede der Natur war nicht mehr ganz in ihrer Seele. Sie dachte nicht an Liebe, aber ihr ganzes Wesen war Liebe und Schwermuth. In dieser Zeit kam ihr bisweilen der Wunsch, in ein Kloster zu gehen; doch bebte sie davor zurück, wenn sie ihres Vaters und ihrer Schwester dachte. — Allmählig versank Emilie in fromme Schwermerey, alles Schöne erschien ihr als ein Vergängliches, und wenn ihr

manchmal die Gestalt Gustavs vorschwebte, so war eine kalte blutige Leiche, die neben dem Leichnam ihres Bruders lag.

Es war im Jahre 1796. Die französischen Heere drangen über den Rhein, gegen Franken und Bayern vor. Da das Gut der Gräfin von der Militärstraße ablag, so bekam man daselbst keinen Feind zu sehen. Gustav schrieb bisweilen an seine Tante; das Glück hatte ihm immer begünstigt, nur war auch zugleich seine Neigung zum Kriegsleben ganz verschwunden. Er sah nur zu klar, daß er hier seine Kräfte zwecklos abmüde. Eines Abends erhielt die Gräfin folgenden Brief:

Mößkirch d. 1. Aug. 1796.

Beste Tante! In einigen Tagen werde ich bey Ihnen seyn. Erschrecken Sie nicht. Ich bringe Lorbeern mit und einen linken Arm, der mir, wenn ich mich nun künftig auf Landwirthschaft lege, ersprißliche Dienste leisten kann, denn er wird mir Sonnenschein und Regen vorhersagen. Erschrecken Sie nicht, ich bin blos ein

wenig gelähmt durch einen Säbelhieb. Daß ich aber noch unter den Lebendigen wandle, verdanke ich einen wackern französischen Offizier, welcher mich rettete, und darüber am rechten Arm verkrüppelt ward. Wir sind Freunde geworden auf dem Schlachtfelde, und er begleitet mich zu Ihnen, da wir beyde Noth haben, die Bäder zu * zu gebrauchen. Wahrlich, beste Tante! ich bin jezt ganz von meiner Heldensucht geheilt. Nicht des kleinen Unglücks wegen, sondern weil ich nicht recht einzusehen vermag, waeum ich nicht lieber mit zwey Armen, als mit einem Kohl und Rosen pflanzen wollte.

— —

Dieser Brief machte die Gräfin so besorgt, daß sie bettlägerig wurde. Emilie brachte die meisten Stunden des Tags bey ihr zu. Eines Nachmittags lag sie eben in einem leichten Schlummer. als Gustav hereintrat. Emilie schreck ein wenig zusammen, bey seinem Anblick, doch faßte sie sich schnell, und gab ihm das Zeichen des Schweigens, indem sie zugleich auf die Schlummernde hindeutete. Hierauf bat sie

ihn leise, sich zu entfernen, damit die plötzliche Freude der Kranken nicht gefährlich werden möchte. Gustav sah wehmüthig auf seinen linken Arm, den er in einer Schlinge trug. Emilie ging gerührt auf ihn zu, legte sanft ihre Hand auf den verwundeten Arm, und schaute ihm ins düstere Auge mit unaussprechlichem Gefühl. Die Gräfin erwachte, und Gustav hatte kaum noch Zeit, das Zimmer zu verlassen, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Wer ging da weg? fragte die Kranke. Emilie lächelte. — Ach, er ist hier! rief die Gräfin! und ließ sich durch keine Vorstellung im Bette zurückhalten. Sie warf sich in ein Nachtkleid, und ließ sich in den Saal führen, wo Gustav mit einem französischen Offizier auf- und abging, der gleichfalls den einen Arm in einem Tuche trug. Es war ein herzliches Wiedersehen. Gustav stellte den Fremden vor. Sehen Sie hier meinen Retter, sagte er zur Gräfin; ihn verdanke ich, daß ich noch lebe, und daß ich auf mein Ehrenwort zu Ihnen gehen durfte. Die Gräfin wollte ihn eben willkommen heißen, als Emilie, mit einem Schrey, mein Bruder! an seinen Hals flog.

Die Gräfin und Gustav standen starr vor Erstaunen. — Emilie! lebt mein Vater, lebt Louise noch? dieß war alles, was Eduard hervorzubringen vermochte.

Sie leben! versezte Emilie, und stürzte zum Saale hinaus.

Aber du heissest ja nicht Frank, sagte Gustav zu seinem Freunde.

So heißt auch mein Vater nicht, erwiederte dieser.

Ja, mir ahnete es, fiel die Gräfin ein. Und nun erzählte sie mit wenigen Worten, was sie von Eduards Vater wußte.

Der Markis und seine Töchter traten jezt herein. Es giebt Augenblicke, die das ganze Leben werth sind: dieß war ein solcher.

Man hatte sich einander unendlich viel zu fragen nnd zu sagen, und die Freude war so lange abwesend gewesen, daß ein jeder sie festhalten wollte. Aber ach! nach wenigen Tagen kam die Nachricht von Jourdans wildem Rück-

zuge. — Eduard mußte Anstalten treffen, nach Frankreich zurückzugehen. Jezt begannen wieder in der Familie des Markis die Tage der Trauer. Die Gräfin, welche die Freude wieder gesund gemacht hatte, veranstaltete ein Abschiedsfest, denn der Mensch feyerte seine Freuden und sein Leid. Es ging dabey etwas geheimnißvoll zu.

Eduard hatte gleich Anfangs die stille Liebe seiner Schwester zu Gustav bemerkt, und Gustav hatte ihm aus der seinigen kein Geheimniß gemacht. Er sprach mit seinem Vater und mit der Gräfin, und entdeckte ihr die Herkunft seiner Familie. Die Einwilligung fand auf keiner Seite Schwierigkeiten. Am Tage des Festes, nach aufgehobener Mittagstafel, ergrief Eduard die Hand seines Freundes, und sagte; Ich scheide morgen von Euch, und werde nun, wie du, mich in den Schatten meiner Bäume setzen, denn fechten kann ich nicht mehr. Nimm hier ein Andenken meiner Liebe. Mit diesen Worten drückte er Gustav ein Papier in die Hand, und umarmte ihn. Dieser öffnete das Papier, und fand zwey einfache Schlangenringe von Gold darin. Während er da stand, und den Sinn

der freundlichen Gabe zu errathen suchte heftete die Gräfin schäkernt Emilien einen Myrthenkranz ins Haar. Ich habe jezt eine schöne Braut geschmückt, sagte sie, aber wo finden wir den Bräutigam? Gustav wußte nicht, wie ihm geschah, und Emilie zitterte in holder Verwirrung — Eduard führte seinen Freund zu ihr — die Gräfin und der Markis legten die Hände der Liebenden in einander, und segneten ihre Kinder mit dem Segen der Liebe, und dieser Segen wohnt jezt noch bey ihnen.

Therese an ihr Klavier.

Süßes Klavier!
Schmachtend entfließt mir die Seele nach dir,
Zartes Klavier!
Engel umschreiten
Lauschend die Saiten
Sprichst du mir
Treues Klavier!

Fliehet der Scherz
Säuselnd vom Spiele, und enget der Schmerz
Dich und mein Herz!
Stürzt auch die Thräne
Schwer auf die Töne!
Klagst du mit mir,
Trauernd Klavier!

Schleich in den Klang
Zärtlicher Saiten mein stiller Gesang
Einsam und bang;

Wie vor Gewittern
Tauben erzittern
Fürchst dich mit mir
Zagend Klavier!

Deckt uns die Nacht
Trüben Geschicks, wenn der Hoffnungen Pracht
Tröstend uns lacht,
Sorgen entfliehen,
Freuden erblühen,
Hoffst du mit mir,
Sehend Klavier!

Hauchet die Lust
Fließend aus meiner begeisterden Brust
Kaum sich bewußt
Leicht in dein Leben
Wonniges Beben;
Freust dich mit mir,
Scherzend Klavier!

Flieh' ich die Bahn
Zärtlicher Freuden, und rühr' ich dich an,
Wimmere dann!
Spiel ich vom Triebe
Heiliger Liebe
Rausche dann mir,
Zaubernd Klavier!

Der Mensch,

seine Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, sein Träumen und Wachen.

In verschönerten Darstellungen.

2s Bändchen.

Bartenstein,
bey L. Fitzdorff und Kleinheinz.
1813.

Der Trauring.

Vor vielen Jahren lebte zu Siena ein Jüngling, Guido Tibaldi mit Namen, edel von Geburt und Gesinnung. Die Natur hatte ihm eine schöne Gestalt verliehen, und das Glück einen Uiberfluß an Gütern. Er war aber in dem Alter, wo man allein nicht mehr glücklich ist, auch bey dem größten Reichthum. Sein Herz suchte Liebe, welche ihm oft genug angeboten wurde, die er aber nie erwiedern konnte. Eines Tags ging er zur Vesperzeit in die Kirche eines Nonnenklosters, mehr aus Langerweile, als aus Andacht. Da sah er neben dem Altare eine Votivtafel hängen, worauf ein Mädchen vor dem Bilde der Madonna kniete, und wie um Hülfe flehend zu der Himmelskönigin emporschaute. Das Mädchen mochte in einem Alter von 15 Jahren seyn, ein holdes, liebreizendes Wesen, dergleichen Tibaldi noch nie ge-

sehen hatte. Er konnte sein Auge nicht weg-wenden von dem Bilde, und in seinem Herzen wurde die erste Liebe rege mit ihrer ganzen Allgewalt. Bald kam eine Schwester des Klosters, die Kirche zu verschließen, denn die Vesper war zu Ende; der Jüngling entfernte sich unwillig, und hätte einen Theil seines Vermöges darumgegeben, das Bild mit sich nehmen zu dürfen. Die Frage, wer jene Votivtafel zum Opfer hieher gebracht habe, schwebte ihm auf der Zunge, doch hielt ihn der ernste, fromme Blick der Kloster-Schwester ab, sie auszusprechen.

Tibaldi ging vor das Thor, und irrte in Liebesträumen durch das Feld. Es war ein schwüler Sommerabend, und am hellen Himmel stieg eine Gewitterwolke auf. Der Jüngling sah nicht den Weg, den er wandelte, und nicht die Wolke, und so kam er in ein anmuthiges Thal, wo ein klarer Bach zwischen Pappeln und Weinreben sich hinschlängelte. In der Ferne lag ein kleines Landhaus von blühenden Gebüschen umgeben. Tibaldi sezte sich in den Schatten einer Kastanie, auf einen Stein nieder, und seine Seele war noch immer bey dem

Bilde in der Kirche. Eine gute Weile saß er so, den Kopf auf die Hand gestüzt, als er ein kleines Geräusch vernahm. Drey Frauenzimmer, von einem Diener begleitet, gingen an ihm vorüber, und indem er seine Augen aufschlug, begegneten sie den Blicken des Mädchens, deren Bild er in der Klosterkirche gesehen hatte. Sie war eine von den dreyen. Fiebergluth und Fieberfrost durchschauerten den Jüngling, und er dachte nicht einmal daran, die Frauen zu grüßen. Sie nahmen ihren Weg längs des Baches hin zu dem Landhause. — Tibaldi's Augen folgten ihrem Gange, bis der Pfad sich in ein Akaziengebüsch zur Seite bog; jezt stand er auf, und ging langsan nach, um zu erspähen, ob sie in die Villa gingen. Plötzlich erschröckte ihn ein Gestöhne — er schaute seitwärts, und erblickte einige Schritte vom Wege, an einer Felsenwand, einen alten Einsiedler in einem Zustande großer Ermattung. Das Mitleid siegte in dem Gemüthe des edlen Jünglings über die Unruhe der Liebe. Er näherte sich dem Greis, und bot ihm seinen Beystand an. Ach, erwiederte der Klausner, ich bin nur schwach von des Tages Hitze! Ein wenig Wasser aus dem nahen Bach würde mich erfrischen, und mich in den Stand setzen, meine Zelle zu erreichen,

die hier oben auf dem Berge liegt. Tibaldt eilte zu dem Bache, und schöpfte Wasser in die Krempe seines Huts und brachte es dem Einsiedler, der begierig trank. Gottes Lohn! sagte der Alte; Ihr habt mich erquickt, und so muß es euch wohlgehen. Kommt Ihr je in eine Verlegenheit, wo mein Gebet Euch nutzen kann, und die Gewalt, die Gott mir unwürdigen verliehen über die bösen Geister, so nehmt eure Zuflucht zu meiner Klause.

Der Jüngling lächelte. Seyd nicht ungläubig, fuhr der Einsiedler fort. Die guten Engel schützen den Menschen und die bösen suchen sein Verderben. Ich habe in dieser Welt vieles gesehen und erfahren, und mehr mit den unsichtbaren Wesen gelebt, als mit den sichtbaren.

Ehrwürdiger Vater! sagte Tibaldt, und ergriff des Greises Hand: einen guten Engel möchte ich jezt wohl zur Seite haben. Kennt ihr die drey Frauen, welche vor einigen Minuten hier vorübergingen?

Das Lächeln ist nun an mir, versezte der Einsiedler. Werdet nicht roth. Was allein

steht auf der Erde, sucht eine Stütze. Es war die Gräfin Silva, die ihr hier seht; sie ist Witwe und lebt mit ihren beyden Töchtern auf jener Villa. Die Aelteste Tochter, Giulietta, wurde vor zwey Jahren plötzlich krank. Es schien dabey nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Die Aerzte wußten sich keinen Rath; da that die Mutter ein Gelübde zu der Madonna bey den Urselinerinnen zu Siena, und das Mädchen genas in derselben Stunde. Nach diesen Worten sprach der Alte ein stilles Gebet, machte ein Kreuz über den Jüngling, und stieg den Pfad hinan zu seiner Klause.

Tibaldi kam das alles wie ein Traum vor. Unwillkührlich nahm er den Weg nach der Villa der Gräfin, und stand bereits am Gitterthor des Gartens, als das Gewitter losbrach, und ein schröcklicher Regenguß niederstürzte. Er flüchtete in den Garten, und suchte Schutz in einer Laube. Der Gärtner ging eben vorüber. Guter Freund, sagte Tibaldi, das Gewitter hat mich überrascht; es wird mir doch wohl vergönnt seyn, hier zu verweilen, bis es vorübergegangen ist. In alle Wege, antwortete der Gärtner. Das Haus der Gräfin Sylva ist

keinem rechtlichen Manne verschloßen, und einem solchen sehen Sie ganz ähnlich. Mit diesen Worten eilte der Mann von dannen, bald aber kam ein Diener des Hauses, und ersuchte Tibaldi, im Namen seiner Gebieterin, in das Schloß zu kommen. Mit zitternder Freude nahm der Jüngling die Einladung an. Sein Herz pochte gewaltig. Zum Glück fand er die Gräfin allein, die ihn höflich bewillkommte. Als sie seinen Namen hörte, äusserte sie eine herzliche Freude, denn sie war mit Tibaldi's Muttter in einem Kloster erzogen worden. Das Gespräch wurde nun theilnehmend, man vergaß, daß allmählig die Dunkelheit hereinbrach, und da auch der Regen noch fortdauerte, so ersuchte die Gräfin den Sohn ihrer Freundin, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen, welches der Jüngling mit mühsam verhaltener Freude annahm. Als es zu Tische ging, erschienen auch die beyden Töchter, Giulietta und Rosa, zwey Engelsgestalten, jede in eigene Schönheit — aber in Rosa's Blicken lag noch der klare, ruhige Morgenhimmel, um Giulietta's Auge hing ein leichtes Wölkchen der Schwermuth, wie es immer die nahen seligen Thränen der Liebe verkündigt. Guido mußte viel erzählen von seinen verstorbenen Eltern, und das gab ihm einige Fassung;

doch verlor er bisweilen den Faden, wenn Giulietta's Auge zu ihm hinübersah, und das Nachfolgende paßte nicht immer zu dem Vorhergehenden in seiner Rede. Das Gespräch kam auch auf den Einsiedler. Die Gräfin prieß seine Frömmigkeit, und Giulietta erzählte mit dankbarer Rührung, wie er sie durch sein Gebet von einer sonderbaren Krankheit befreyet habe. Unterdessen kam die Mitternachtsstunde heran, die Gesellschaft trennte sich, und Tibaldi wurde von einem Bedienten nach dem für ihn bestimmten Schlafgemach gebracht, welches die Aussicht über den Garten und in das Thal hin hatte. Der Sturm war vorüber gezogen. Hell leuchteten die Sterne, und die Regentropfen auf den Blättern der Bäume und Gebüsche glänzten im Schimmer des aufsteigenden Mondes. Die Düfte der Pomeranzenblüten ergossen sich durch den Garten hin. Kein Schlaf war in des Jünglings Augen, das Zimmer dünkte ihm zu enge, er eilte in den Garten hinab, und schweifte im süßen Weh der Liebe durch Laubgänge und Blumenpfade, die ihn auf einem runden freyen Platz zu einem Teiche führten. Neben dem Teiche stand die Bildsäule der Venus von weissem Marmor. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor, und beleuchtete zau-

berisch die hohe, weibliche Gestalt, welche ihre Arme ausstreckte, als suchte sie ein Wesen, um es an ihre Brust zu drücken. Der Blick der Göttin schwamm in süßem Verlangen, und je länger Tibaldi das Bild betrachtete, je mehr schien es von einem Lebenshauche beseelt. Eine wahnsinnige Gluth ergrief ihn, es trieb ihn, um den Marmor seine Arme zu schlingen, und die halb geöffneten Lippen mit seinen Küssen zu bedecken. Da erklangen leise Saitentöne vom Schlosse her, und in die Saiten sang eine liebliche Stimme ein frommes Abendlied — es war Giulietta's Stimme. Der Jüngling erschrack, als hätte er einen Frevel an seiner Liebe begehen wollen, seine Sinne waren wieder entnebelt — er floh die gefährliche Stelle, wo die Begierde sein Herz zu umstricken suchte, und eilte auf sein Schlafzimmer. Die lezten Laute von Giulietta's Gesang wehten noch mit den Wohlgerüchen der Blüten und Blumen durch die stille Nacht herüber, und es war ihm, als sey jedes Lüftchen und jeder funkelnde Stern ein Zeichen der Verheissung, daß der Morgen seiner Liebe bald anbrechen werde.

Mit der Sonne verließ Tibaldi sein Lager, und fand die beyden Mädchen schon im Garten

mit ihren Blumen beschäftigt. Das Gespräch wurde bald munter und traulich, und die fröhliche dreyzehenjährige Rosa schlug vor, sie wollten an den Teich gehen, und Tibaldi sollte sie dorten in der Gondel auf und ab fahren.

Ich mag nicht gerne dort seyn, sagte Giulietta. Mir wird immer so graulich, wenn ich das weiße Marmorbild sehe.

Warum lassen Sie es nicht hinwegnehmen, fragte der Jüngling, und wurde roth, wie vom Bewußtseyn einer Schuld.

Meine Mutter wollte das schon zweymal, versezte das Mädchen, aber, es ist wunderbar, nie konnte man damit zu Stande kommen; immer zerbrachen den Leuten die Werkzeuge beym ersten Ansetzen. Meine Mutter hielt dieß für eine schlimme Vorbedeutung, und so war nie wieder davon die Rede.

Tibaldi wurde nachdenkend. Das ist unkluges Zeug, sagte Rosa. Die Mutter und die Schwester sind furchtsam.

Während dieses Gespräch kam auch die Gräfin, welche gewohnt war, die Frühstunden in

der Kühle des Gartens zuzubringen. Es wurden Anstalten zum Frühstücke gemacht, und nachdem Tibaldi einige Früchte genossen hatte, nahm er Abschied. Die Gräfin lud ihn ein, sie zuweilen in ihrer Einsamkeit zu besuchen, was er freudig zusagte. Er hielt auch treulich Wort, und kam anfänglich wenigstens die Woche einmal, bald aber auch öfter. Das Gesinde betrachtete ihn bereits als Mitglied des Hauses, und die Mutter sprach schon mit ihm bisweilen von Familienangelegenheiten, wenn sie eines Raths bedurfte, ohne daß noch zwischen ihm und Giulietten von Liebe die Rede gewesen wäre.

Eines Tagen saßen beyde auf einer Bank im Orangenwäldchen des Gartens, die Gräfin war eben abgerufen worden. Rosa kam schäkernd herbeygehüpft, und sagte: Ich komme eben aus der Kapelle, und habe die Trauung unsres Pachters gesehen. Hört, wie das zuging. Da knieten Braut und Bräutigam vor dem Altare, sie weinte und er lachte. Da sprach der Kaplan: Dem Menschen ist Freude und Leid gegeben. Wenn aber einer seine Freude zu der Freude des anderr legt, so wird sie größer, und

legt er sein Leid zu dem Leid des andern, so wird es geringer, darum gebt euch die Hände. — Mit diesen Worten nahm sie die Hände Tibaldi's und ihrer Schwester, und fügte sie mit komischer Gravität zusammen. Giulietta wurde glühend roth, und schalt den unzeitigen Scherz ihrer Schwester. Tibaldi sah sie an mit einem schmerzlichen Blick — Giulietta! rief er, und der Ton drang durch ihre Seele: Giulietta! wiederholte der Jüngling mit zitternder Stimme. Thränen hingen an Giulietta's Wimpern. — Leid und Freude hat das Leben, fuhr der Jüngling fort, ich will redlich theilen und redlich tragen helfen.

Sie legte ihre Hand in die seinige, neigte ihr Haupt gegen seine Brust, und sagte: Sprechen Sie mit meiner Mutter. —

Giulietta meine Gattin! Rosa meine Schwester! rief der wonnetrunkene Jüngling, und flog in das Schloß. Die Gräfin gab gerne ihre Einwilligung, denn Tibaldi's Vorzüge waren ihr nicht unbemerkt geblieben. Der Trauungstag wurde festgesezt, und der Bräutigam eilte nach der Stadt, um die Geschenke für seine

Braut zu kaufen, und die nöthigen Einrichtungen in seinem Hause zu treffen.

Der Morgen des Festes erschien. Tibaldi fuhr mit seinen Freunden nach der Villa seiner Schwiegermutter, und diese hatte auch schon ihre nächsten Verwandten und die Freundinnen ihrer Tochter aus der Stadt und Nachbarschaft um sich versammelt. Die Trauung ging vor sich, und nach aufgehobener Mittagstafel ging die Gesellschaft in den Garten, um sich mit mancherley Spielen zu belustigen. Die Mädchen bildeten einen fröhlichen Kreis für sich, und die Jünglinge, mit ihnen auch Tibaldi, belustigten sich mit Ballschlagen. So trieben sie sich in sprudelnder Lust durch den ganzen Garten, und kamen auf den freyen Platz bey dem Marmorbilde. Hier läßt sichs treflich ringen! riefen einige, warfen die Oberkleider ab, und foderten die übrigen heraus. Tibaldi war nicht der Lezte bey dem Spiel, denn er hatte sich in allen Leibesübungen von früher Jugend an geübt, und er wählte den stärksten von seinen Freunden zu seinem Gegner. Während des ungewissen Kampfes fiel Tibaldi's Trauring von seinem Finger in den Sand. Er hob ihn schnell auf und damit er ihn nicht verlieren

möchte, steckte er ihn an den Finger des Marmorbildes.

Die Kämpfer hatten sich bald abgemüdet, und nun wurde vorgeschlagen, zu den Frauen zurück zu kehren. Unterwegs gedachte Tibaldi seines Traurings, und eilte, ihn zu holen. Sein Schröcken war nicht gering, als er zu dem Bilde kam, und sah, daß der Finger mit dem Ring eingebogen war, und er ihn nicht abnehmen konnte. Er suchte einen Stein, um den Finger abzuschlagen. Aber als er damit zurückkehrte, war der Finger wieder ausgestreckt, und der Ring verschwunden. Dem Jüngling ward es ängstlich zu Muthe, jedoch beschloß er, die Geschichte für jezt noch zu verbergen, und ging, mit beklommenem Herzen, zur fröhlichen Gesellschaft, wo er sich bald wieder etwas erheiterte. Das hochzeitliche Gewühl dauerte bis zur Mitternachtstunde, die Gräfin führte jezt ihre Kinder in das Brautgemach, ertheilte ihnen ihren Segen und verließ sie mit tausend frommen Wünschen. Giulietta, sagte der Jüngling, überselig durch Liebe, Giulietta! und wollte sie an sein klopfentes Herz drücken: aber plötzlich trat etwas zwischen beyde, wie eine Nebelgestalt, und hinderte ihre Umarmung. Was

ist das? riefen sie wie aus einem Munde, und ein Schauer durchdrang ihre Glieder. Giulietta! rief Tibaldi, du bist mein durch Priesterhand und durch Liebe: kein Gaukelspiel der Hölle soll uns trennen. Zum zweytenmal wollte er jezt seinen Arm um sie schlingen, aber zum zweitenmal trat das gestaltlose Wesen dazwischen, und er glaubte die leisen Worte zu vernehmen: Du bist mir vermählt, denn du gabst mir deinen Trauring. Die holte Braut stand da, ein Bild des Todes, und Tibaldi's Blut war starres Eis geworden. Laß uns zu meiner Mutter gehen, stammelte Giulietta: hier ist Unglück. Er führte die Halbtodte zu der Gräfin, und erzählte die Geschichte mit dem Ringe. Man berathschlagte, was zu thun seyn möchte. Da gedachte Tibaldi des Einsiedlers, und entschloß sich, auf der Stelle zu ihm zu gehen, und seinen Rath zu begehren. Die Gräfin billigte dieß, und gab ihn einen treuen Diener zur Begleitung, welcher des Weges zu der Klause kundig war. Als sie auf dem Berge ankamen, fanden sie den Greis vor dem Kreuze an seiner Hütte knieen, und mit ausgestreckten Armen sein Morgengebet verrichten. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne fiel auf den betenden Greis, und sein Antlitz glänzte wie das eines Verklär-

ten. Er erkannte Tibaldi auf den ersten Blick, bot ihm die Hand zum Gruße, und führte ihn in seine Zelle. Nachdem er das Anliegen desselben vernommen, hieß er ihn getrost seyn, den Trauring wollte er ihm wohl, mit Gottes Hülfe, wieder verschaffen, und der höllische Spuk sollte ihm und seiner Braut nichts mehr anhaben. Aber eins ist Noth, sezte der Eremit hinzu: Euer Herz muß rein seyn, und keine Schuld darf auf Euerm Gewissen lasten.

Ich habe mich gestern mit Gott versöhnt, und das Abendmahl genommen, erwiederte Tibaldi.

So geht denn gutes Muthes diese Nacht zu dem alten heidnischen Tempel hin, der am Ende des Thals gegen Osten zwischen den hohen Pinien steht. Wenn die Glocke die Mitternachtstunde schlägt, wird ein wunderbarer Zug des Wegs zum Tempel hinziehen. Darunter wird ein schönes Weib seyn, und Euch freundlich anreden. Diese hat euern Ring. Laßt euch aber ja nicht von ihren Liebkosungen täuschen, sonst seyd ihr auf der Stelle des Todes; zieht ihr vielmehr keck und trotzig den Ring vom Fin-

ger, und steckt ihn an den eurigen und im Nu wird der Zauberspuck verschwinden. Bangt auch keineswegs von den Schreckgestalten, die ihr sehen werdet, Eure Unschuld und dieses Kleinod werden Euch schützen.

Mit diesen Worten hing er Tibaldi ein kleines hölzernes Kreuz um den Hals, welches dieser auf seiner Brust verbarg, und nun in freudiger Zuversicht nach der Villa zurückkehrte. Der Tag ging zimmlich heiter hin, denn die Hochzeitgäste waren noch anwesend, aber Giulietta ward immer ängstlicher, je näher der Abend kam, und als die eilfte Stunde schlug, und Tibaldi sich zu dem Gang nach dem Tempel anschickte, da wollte sie ihn nicht von sich lassen, und stürzte auf ihn zu, um ihn zu umklammern. Im Augenblick war die unsichtbare Gestalt wieder da — Giulietta ließ die erstarrten Arme sinken, und fiel ohnmächtig an die Brust ihrer herbeygeeilten Mutter. Ich komme, unbekanntes Liebchen, rief Tibaldi voll Ingrimm, schwang sich auf ein Pferd, welches schon gesattelt stand, ung begleitet von zwey Dienern, auf deren Muth und Verschwiegenheit er zählen konnte, schlug er den bezeichneten Weg ein. Ohnge-

fähr dreyhundert Schritte von dem Tempel ließ er seine Begleiter mit den Pferden halten, und ging allein zu der verzeichneten Stelle. Von dem Tempel stand nur noch die Vorhalle, von zierlichen korinthischen Säulen gebildet — alles übrige war Ruine. Tibaldi sezte sich auf einen Säulenschaft, der am Wege lag, und harte des entscheidenden Augenblicks. Der Mond goß sein melancholisches Licht auf die Trümmer umher und über die Häupter der Pinien, und tiefes Schweigen herrschte ringsum, nur rauschte es hier und da ängstlich durch die Zweige der Bäume, und mitunter vernahm man einen ächzenden Ton. Jezt schlug die Glocke einer benachbarten Dorfkirche zwölf — das Licht des Mondes ward blässer, die Pinien rauschten, wie im Sturme, allerley Stimmen tönten aus dem Haine hervor, und ein Geräusch, wie von Menschen und Thieren, wogte die Straße herauf. Der Zug kam allmählig näher. Voran ritt ein Weib von reizender Gestalt, ganz dem Marmorbilde im Garten ähnlich. Sie saß auf einem Maulthiere, und hielte eine goldene Ruthe in der Rechten. Auf dem Haupte trug sie ein goldenes Netz, und die Haare flatterten losgebunden um ihre Schultern. Ihr Gewand war so leicht und durchsichtig, daß es mehr zeigte als verbarg.

Ihr folgte ein Troß von losem, lustigem Gesindel, männlich und weiblich. Sie ritten auf Tigern und Hyänen, auf Katzen und Ziegenböcken, auch saßen einige in Wagen, die von Löwen gezogen wurden. Viele waren blasse, abgewelkte Schattengestalten, andere sahen Furien ähnlich, und wieherten unzüchtige Gesänge. Tibaldi ging dem wilden Zuge einige Schritte entgegen, und faßte den Zügel des Maulthiers, auf welchem die schöne Reiterin saß. Sie erblickte ihn kaum, als sie absprang, und ihre Arme gegen ihn ausbreitete. Komm, holder Jüngling, sagte sie, es soll dich nicht gereuen, dich mir vermählt zu haben. Komm, die Nacht ist kühl, ich will dich an meinem Busen erwärmen. Gieb mir den Ring zurück, der dir nicht gebührt, sagte Tibaldi, mit fester Stimme, ob gleich das Herz ihm ein wenig pochte.

Sieh her, sagte sie, an diesem Finger steckt er. Nimm ihn wieder, wenn du den Muth hast. mit diesen Worten umschlang sie ihn brünstig, er trank den Zauber-Odem ihres Mundes, fühlte den lauten Schlag ihrer Herzens, aber er dachte an Giulietta, und faßte mit Macht die Hand der Unbekannten, und versuch-

te den Ring abzuziehen. Jezt fingen die Löwen an zu brüllen, die Hyänen und Tiger sprangen an ihm auf, blaue Flämmlein zuckten unter seinen Füssen, der Mond erlosch am Himmel, all die luftigen Begleiter der Furchbaren schlossen dräuend einen Kreis um ihn: da dachte er noch einmal an Giulietta und an das Kreuz auf seiner Brust, neue Kraft schien seinen Arm zu stählen, er rieß den Ring ab, steckte ihn schnell an seinen Finger, und verschwunden war die ganze Erscheinung.

Tibaldi eilte zurück zu seinem Gefolge, und ob er sich gleich sehr abgemattet fühlte, so überwog doch in ihm die Freude, sich wieder im Besitz seines Traurings zu wissen. Er fragte seine Diener, ob sie nichts gesehen oder gehört hätten? Nicht das mindeste, war ihre Antwort, nur habe sie beyde eine peinliche Schläfrigkeit angewandelt.

Im Fluge ging es nun nach dem Schlosse. Die Gräfin war mit Giulietta auf ihrem Zimmer, und beyde erwarteten in schrecklicher Unruhe die Zurückkunft Tibaldi's. Als er ins Gemach trat, sprang ihm seine junge Gattin mit einem Freudenschrey entgegen, sie sanken

sich in die Arme, und keines wollte das andere loslassen, aus Furcht, die Erscheinung könnte einmal wiederkehren. Aber sie kam nie wieder.

Am andern Morgen ging Tibaldi zu der Bildsäule, fest entschloßen, sie zu zerstören. Seine Diener folgten ihm mit allerley Werkzeugen. Zertrümmert lag die schöne Gestalt an der Erde, als sie hinkamen, und verwelkt und abgestorben standen umher Pflanzen und Bäume.

Die Gräfin ließ auf dieser Stelle den Einsiedler eine Hütte und eine Kapelle bauen, und er wohnte noch einige Jahre daselbst. Giulietta und Tibaldi pflegten ihm in seiner lezten Krankheit, und sein Grab war für sie und alle Bewohner der Gegend die Ruhestätte eines Heiligen.

Der Teufel im Bade.

oder die

Komödie für Gebildete.

Der Teufel reiste unter dem Namen eines Grafen von Schwefelburg - Bloxberg im Sommer ins Bad. Er hatte sich vorher in einer deutschen Residenzstadt von einem Pariser Supplementär-Künstler, seine nicht gerade ungeheuern, aber doch auch nicht recht geheuern, Beine in zimliche Lenden, Waden und Füschen untersetzen lassen. Auf welche Weise er sich Pässe verschafte, und ohne für einen Engländer gehalten zu werden durchkam, vermag ich nicht zu sagen. Kurzum, er kam durch und ging in feinster Galla, in Schuh und Strümpfen, in der Allee ungestört auf und ab. Es dauerte nicht lange, so wurde er zum Gespräch aller Badegäste, und hatte mit allen und jeden irgend ein Verhältniß angeknüpft, welches ihm zum Gläubiger der ganzen Gesellschaft machte. So gefällig, so artig, so freygebig, so fein, so witzig

war keiner, wie der Teufel. Er ward als Graf zur Brunnenseele, wie er als Mephistopheles die Weltseele zu seyn gewohnt war. Er sprach französisch, wie ein Pariser, und war in der deutschen Litteratur bewandert, als komme er von Berlin. Die Damen waren bemüht, ihm kleine Attentionen zu erweisen, so wie die Herrn es jedesmal zu bemerken pflegten, wenn er sich nur von ferne näherte. Man sieht hieraus, daß auch in der Unterwelt Leute von Welt seyn müssen, denn es war keiner, der an ihm den Papa der Lügen suchte, vielmehr hielt man ihn geradehin für die Wahrheit des guten Tons, der feinen Sitte, und des gebildeten Geistes; denn alle diese Dinge schienen die Werkstätte zu seyn, aus der alle seine bedeutenden und unbedeutenden Handlungen ausgefertigt werden. Sein Aeusseres trug dazu ungemein vieles bey. Seine scharfen Augen suchten mit einer auffallenden Auswahl und bewunderungswürdigen Schnelligkeit unter der Menge, und drückten jeden Gedanken und Ausdruck in einer ihm allein eigenen lieblichen Attraction und Repulsion von Höllenfeuer aus. Seine Nase war wie eine überaus feine Kritik in eine Spitze gebogen, welcher das Kinn wie eine jene nicht erreichende Antikritik entgegen kam. Um den Mund

zogen sich einige leicht eingegrabene Züge, welche der gewöhnliche Strich eines boshaften Lächelns meisterhaft in das marquirte Gesicht eingefurcht hatte. —

Eines Tages erschien der Graf in der Allee, von einem kleinen artigen Jokey begleitet, welcher ihm ein Körbchen nachtrug, welches Karten in der Modefarbe enthielt. Er nahte sich jeder einzelnen Gruppe, überreichte mit dem manichfaltigsten Bonmots seine Karten, indem er jede und jeden zu einer Abendparthie in einem nahen am Badeort gelegenen Hain einlud. Auf den Karten stand: Komödie für Eingebildete. Er bemerkte halbzürnend bey Uibergabe eines solchen Billets, daß durch einen sehr fatalen Druckfehler, den er aber nicht verschuldet habe, und der zu spät bemerkt worden, als daß er noch hätte verbessert werden können, statt Gebildete, Eingebildete gesezt sey. Da die Gesellschaft schon geneigt war, die Scherze des Grafen immer auf die höflichste Weise zu interpretiren, so hüpfte jedermann mit leichtem Sinne über den satanischen Druckfehler fort, dachte das seinige dabey, und achtete es für ein Gebot der Sitte und des Tages, an dem

gräflichen Arrangement Theil zu nehmen. Der Graf lenkte öfters wie zufällig das Gespräch auf seine versprochene Komödie, und verfehlte nicht, einige Vorwinke über die Form derselben hinzuwerfen. Man werde zwar, sagte er, am heutigen Abend das Schauspiel versäumen; doch finde er, daß die Komödie das Nachtheilige habe, daß man nur die brillanten Züge der Charaktere an sich finde, die schlechten aber für schlecht gehaltene überlese, indem man nur zu geneigt wäre, seine eigenen Portraits, wenn nur der Name nicht darüber stände, leichtsinnig für fremde Fratzen zu erklären. In der Komödie für Gebildete aber, welche von lauter Liebhabern gespielt werde, die mit Wahrheit ihre eigene Person repräsentirten, könnten dergleichen Täuschungen gar nicht statt haben, ja man werde so erscheinen und gesehen werden, wie die Engel des Himmels, wenn sie dieses Erdenrund besuchten, die Menschengestalten zu erblicken gewohnt seyen. Ohnerachtet dieser Erläuterungen, machte sich doch keiner von der Komödie einen hellen Begriff, wie man überhaupt bey manchen Reden des Grafen blos zu lachen pflegte, ohne ein Wort zu antworten, indem es Sitte war, alles was man nicht deutlich verstand, für einen Witz zu halten, und der unbe-

kannten Geburt den schuldigen Beyfall zu bezeugen. Der Graf wich jeder Frage aus und wußte besonders den Damen die Neugierde so zu spannen, daß sie bey der schon bekannten Gewandtheit des Grafen, für den Abend einen ganz auserlesenen Scherz, ein nagelneues Spiel, und eine höchst interessante Unterhaltung erwarteten. Was den Grafen anbetrifft, so ist es sehr gewagt, vieles von dessen Gedanken und Empfindungen reden zu wollen. Indeß ist es wohl ausser Zweifel, daß er seit einiger Zeit die Bemerkung gemacht hatte, daß ihm die ehmals so beliebte Lüge fast gar nichts mehr helfe, indem sich dieselbe so alltäglich gemacht, so eingenistelt hatte, daß sie zur Wahrheit geworden war, weil schon jeder unbewußt aus Glauben und Gewohnheit dem Erbtheil der Zeit anhing, daß man hingegen nur die Wahrheit herzurufen habe, um den Menschen etwas recht Unwahrscheinliches vorzuweisen, und dieselben so immer mehr in dem Geleise ihres Irrthums umherziehen könne. Dieser Gedanke veranlaßte den Grafen nicht allein zu vielen wahren Reden und Erzählungen, sondern er gab ihm auch die Idee zur Komödie für Gebildete.

Es fand sich die bunteste Gesellschaft im bezeichneten Hain. Der Graf hatte daselbst einen

Ort einrichten lassen, wo in Kreisen sich die Gäste niederließen. Es fehlte nicht an Musik und Erfrischungen aller Art. Der Graf trat plötzlich, nach Art der englischen Reiter, in die Mitte, und verbeugte sich, als sollte es nun zu einem Salto mortale gehen. Kaum hatte er diesen Akt vollendet, als ein höllisches Dunkel sich über dem ganzen Zirkel niederließ. Alle glaubten, ein furchbares Gewitter nahe. Man hörte Angstschreye, insurgirende Bewegungen, man schrie nach Paraplue's, man wollte forteilen. Der Graf erhob die Stimme: „Fürchten Sie sich nicht! Dieß ist nichts, als der Vorhang von meiner Komödie. Ich will nicht behaupten, daß ich ein Engel bin, ich komme aber aus England (ob er hier auf den bekannten Abfall deuten wollte, kann ich nicht sagen). Ich wende nur ein Mittel an, was man allda erfand, um ganze Länder zu entzweien, und zu verwirren, ohne daß man gerade nöthig hat, jedem Sand in die Augen zu streuen. Jeder helfe sich nun so gut er kann." Die Gesellschaft hielt in Ganzen Stand in dieser Nacht, von den besonderen Bewegungen läßt sich nicht viel erzählen, weil es zu dunkel war, um ein wachsames Aug darauf haben zu können. Der Graf galt nun nicht nur für einen englischen

Reiter, sondern auch für einen Engländer, und jedermann wunderte sich über sein Vertrauen zu der Gesellschaft, daß er ein solches Geheimniß derselben zu offenbaren gewagt habe. „Haben Sie Acht!“ rief darauf der Graf plötzlich, „der Vorhang wird vermöge einiger kongreveschen Raketen aufgezogen. und Sie werden sich sogleich in der Komödie erblicken.“ Er ließ wirklich einige Brandraketen steigen, die das Dunkel erhellten. Einige derselben fielen auf alte mit Pech überzogene Stämme, und steckten solche in Brand, andere entzündeten auch die Erde an einigen dazu eingerichteten Orten. Der Graf rief dann: „Der Schauplatz scheint zweydeutig. Sie können sich nun in die Hölle versetzen; denn so muß es beynahe aussehen.“ Kaum hatte er dies gesagt, als jeder die andern ins Auge nahm, und erstaunt nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte.

Der Graf war der leibhaftige Teufel in der Mitte.

Umher saßen die seltsamsten Figuren. Viele hatten blos lange Ohren bekommen, viele stan-

den nun ohne Kopf da; andere hatten ihren Magen wie ein Kind auf dem Schoos, kos'ten und drückten ihn, und gaben ihm nach einem dumpf klagenden Tone vollauf zu essen und zu trinken, worauf er einige Zeit still war. Viele saßen im Schlaf da und antworteten im Traume, wie ein Orakel, und waren schlafend gute Gesellschafter; andere ließen schnarchend andere für sich thun und sprechen. Einige liefen wie rasend irgend einem Bilde nach, daß sie nie einfingen; andere drehten sich unaufhörlich im Kreise herum, und sangen: „Freut euch des Lebens!" Andere hatten Spaten, und gruben in der Erde, verbargen aber was sie fanden sorgfältig, aber doch so, daß es jeder bemerkte, neidisch allen Zuschauern. Einige Juden schabten sich mit Glas die Nägel, indem sie in dem Wahn zu stehen schienen, goldene Nägel zu haben. Ein Theil sah bald zum Himmel, bald zur Erde, und hatte beyde Augen voll Thränen. Andere schleppten an Lasten, für die keiner aus der Gesellschaft einen Bolzen gegeben hätte. Viele beschäftigten sich blos mit dem Beschauen anderer Gestalten, und welchen Rock jemand trug, darnach ändern sie die Farbe, wie ein Chamäleon; am meisten sah man sie gelb, nicht weil dieß die Modefarbe der Abendgesellschaft oder der

Erfinder war, sondern weil sie wirklich urspringlich gelb waren. Ganz große Personen wurden so klein und unbedeutend, daß man sie gar nicht sah. Orden verwandelten sich in Brandflecken. Einige Personen wollten Wasser in ein Sieb füllen. Viele standen als Bücher in einem Repositorium, von aussen schön anzusehen, inwendig voll alter Geschichten, Mittel und Vertröstungen. Mütter warfen ihre Kinder in die Luft, und drückten ihnen den Kopf ein, um Amor daraus zu erziehen. Sie sollten nemlich fliegen, zielen, schießen und blindsehen im dritten Jahre perfect können. Bey weitem die meisten der Gesellschaft spielten auf einem alten Instrumente mit schlappen ledernen Saiten, welches fast gar keinen Ton von sich gab, und worauf die Worte standen: „Die alte Leyer." Einige entfernten sich aber so weit von diesen allgemeinen Charactern, daß es wohl der Mühe lohnt, sie besonders Revüe passiren zu lassen.

Ganz nahe bey dem Grafen von Schwefelburg-Bloxberg stand ein vor einer Viertelstunde noch höchst würdiger, gebückt, fromm und demüthig scheinender Gelehrter und geistlicher Rath. Jetzt hatte derselbe eine große dreyfache und

dreyfarbige Krone auf, über der ein Crucifix hervorragte, an welchem der Heiland hing, und an der linken Seite statt der Herzenswunde, das Herzpflaster von wenigstens vierzigerley bunten Bändern.

Ein anderer frommer protestantischer Geistlicher war ebenfalls gekrönt; doch nicht mit der dreyfachen Krone, sondern mit einer Krone von Mist, welche nicht unkünstlerisch geflochten war, und an der mit schwarzen, unleserlichen Buchstaben stand: „Durch Gemeinnützigkeit groß und gekrönt."

Nahe dabey stand einer zu hohen Würden gelangter Hebräer. an diesem war das Kreuz, welches er vorher an der Brust trug, verschwunden, dafür hatte er nun eins auf dem Rücken, um welches die Worte standen: „Orden der Ehrlichkeit, durch den man nur noch von hinten ein ehrliches Gesicht hat."

Nicht weit von dem Hebräer befand sich eine Dame, die aber durchaus unkenntlich ge-

worden war. Man gewahrte jezt nichts als Mäuler; und wenn man in eins derselben hineinsah, erblickte man dahinter ein anderes, so daß man sich überzeugen konnte, daß auch kein Quintchen Gehirn, oder Herz, oder sonst etwas ausser den Mäulern an ihr war. Doch wollen einige, welche dieß Phänomen durch Vergrösserungsgläser untersucht haben, ganz im Hintergrunde viele Gruppen kleiner gelber Personen wahrgenommen haben, welche mit ämsiger Geschäftigkeit kleine neidische Geschichten in die Mäuler flüsterten, welche diese dann wie eine Telegraphenlinie immer lauter bis zum äussern Munde fortplapperten.

Ein junges, sonst ganz artiges, Mädchen hatte nun einen großen Stein auf dem Kopfe, der ihr denselben so drückte, daß ihr die Thränen unaufhörlich die Wangen herabträufelten. Oben an dem Stein stand: „Lectüre," unten die Namen Lafontaine, Schelling, Kotzebue u. s. w. Die Thränen hatten ihr bereits die Kleider durchnäßt, und sie schien sich ganz ausdrücken zu wollen. Man hörte säufzer und Klagen, durchwebt von den Namen Rinaldo, Philibert, Adelbert, plötzlich aber gestört durch Johañ, Anton, Casimir.

Ein anderes gutes Mädchen von 26 Jahren trug ihr Herz in Stücklein zerlegt auf der flachen Hand, als wenn sich die Gesellschaft darinnen theilen sollte. Jedes Stückchen hatte Flügel, und glich beynahe einen Maykäfer. Auch sumte eins nach dem andern auf, und sank nach einigen Abendtheuern, da es an einem Fädchen befestigt war, auf die Hand zurück. Freund Amor, der immer zu scherzen beliebte, beschäftigte sich mit der Jagd auf diese Stückchen. Sobald er einen Herzkäfer fing, rieß er ihm die Flügel aus, und legte ihm auf die Hand zurück, bis endlich der Herrlichkeit ein Ende gemacht war, und das ganze Herz an einer Stelle liegen bleiben mußte.

Ein Ehepaar spielte eine allgemein [intressirende Rolle. Der Mann saß auf der Hausflur in einem so eleganten Armstuhl, daß er einem reichen Ottomanen glich. Uibrigens sah man keine weibliche, sondern lauter männliche Diener um ihn, und zwar alle Freunde des Hauses. Diese sezten ihm lachend eine Krone mit langen etwas ausgebogenen Zinken, von der Farbe des Onyx, aber zierlich mit Gold eingefaßt auf. Die Frau hatte sich ganz im Vor-

grunde in einen Triumphbogen verwandelt, so daß einzusehen war, daß ohne denselben zu passiren, es nicht möglich war, in das Haus zu kommen. An dem Bogen standen die Worte: „Ziehet ein ihr Helden des Landes.“

Eine bedeutende Dame in einem gewissen Alter hatte drey ungeheure Kisten vor sich stehen. An einer stand Schönheit, an einer andern Geist, an der lezten Reichthum. Sie sah durch eine verkleinernde Lorgnette die Kisten an, und that einen griff, um dieselben in ihre Taschen zu bringen. Sobald sie aber sich vergriffen hatte, that sie erschrocken die Lorgnette weg, und blickte wie mit unruhigem Gewissen auf die Größe ihres Irrthums hin. Doch hatte sie einen blinden Hang zu dem Glase, und konnte nicht lassen, sobald sie wieder hindurch geblickt hatte, den Griff auf eine komische Art zu wiederholen, und sich dann von der Unmöglichkeit zu überzeugen, daß jene Kisten in ihre Taschen zu bringen seyen.

Eine bejahrte Dame hatte einen großen Fächer, auf den in den treffendsten Miniaturge-

mälden die Hauptscenen ihres Lebens abgemalt waren. Dieser Fächer, anstatt ihr Kühlung zu zuwehen, brachte sie in solche Hitze, und machte sie so roth, sobald sie die Augen darauf wendete, was sie doch nicht lassen konnte, daß alle Zuschauer vermutheten, die Schildereyen müßten von einer sehr ungalanten Hand verfertigt seyn.

Ein Mädchen vom Lande, welches, Gott weiß wie? in diese illustre Gesellschaft aus allen Welttheilen gerathen war, hatte ihren Geliebten so groß im Herzen, daß nur die Füße in demselben Platz hatten, und sie den etwa schweren Gesellen huckepack auf dem Rücken trug. Scham und Last machten sie gar sehr roth.

Eine junge Frau trug einen Montlästre. Ihr Kleid war Moos, mit gedruckten Sendenzen auf Bändern eingefaßt. Eine Guitarre hing die Schulter herab. Dabey stand der junge Gemahl ganz in Rinde gehüllt, zwischen beyden in einem Finkenneste lag das Kind. Herum blüthen Vergißmeinnicht. Der Graf konnte nicht lassen, auszurufen: „O du dich brüstende Natur! hat man dich doch nicht umsonst mit vielen Brüsten abgebildet!" —

Ein Spieler hatte ganz die flache blätterige Gestalt eines Karokönigs angenommen. Der Graf schrie Paroli, und bog ihm den Kopf auf die Brust. Bey aller dieser Plattheit und Gedrücktheit äusserte er doch noch immer Spuren von Leben.

Ein Schulmeister, der aus der Nachbarschaft mit seiner Klasse gekommen war, und, Gott weiß wie? Antheil an dieser Scene bekommen hatte, lag plötzlich als eine Sau da, welche 30 Ratten säugte, und rief beständig: „Werdet fett wie ich, Kindchern, daß man euch nur auf Michaelie die Ribben nicht zählt!"

Ein Bonvivant bestand im Nu aus lauter Gerichten. Der Kopf machte eine kalte Froschpastete, die Glieder der Armen bestanden aus Wein bouteillen, die Finger aber aus Rheinwein-, Champagner-, Luqueur- und Garmbambuli-Gläser. Auch fehlte eine Göttinger Metwurst nebst einem Schweinemagen nicht.

Ein Staatsmann, der vorher stand, lag nun auf dem Bogen, und hatte sich in lauter fleischfarbige Ameisen verwandelt, welche arbeiteten, sammelten und sprühten. Doch kam bey der

Arbeit nicht viel mehr heraus, als daß der Boden etwas umgewühlt wurde.

Auch ein Einsiedler war unter der Gesellschaft, wenn auch kein Klausner, doch ein solcher, welcher niemand als sich zum Umgang und Troste erwählt hatte. Diesem ging es nun in der Societät, die er wahrscheinlich, um die Menschen zu verachten, gesucht hatte, sehr sonderbar. Sein rechter Kopf hatte sich, ohne daß er es wußte, in einen Eselskopf verwandelt, und das kenntliche Bild seines Kopfes, daß der Eselskopf aber nicht zu erkennen schien, und für die Welt oder den Alltag hielt, hatte er vor sich, und bespie und beschimpfte denselben unaufhörlich.

Ein Philosoph hatte die Augen, nach Art der Schnecken, auf zwey langen beweglichen Hörnern, und wollte dieselben bald sich, bald andern mit Gewald durch den Mund, oder die Nase, oder sonst einen Weg inwendig hineinbringen, um die Welt zu entdecken und sehen zu lassen. Diese Augen waren aber auch so zart, daß sie nicht das geringste Licht vertragen konnten, und daher nur auf Entdeckung im Finstern bedacht seyn konnten.

Ein anderer Philosoph, der an table d'hôte häufige Dispûte mit dem Nebenstehenden gehabt hatte, war plötzlich vor lauter Ordnung ganz entstellt. Denn keines der vielen Glieder, die alle mit *A* A a *a* 1 I * *B* B b *b* 2 II * * bezeichnet waren, stand an der rechten Stelle. Ein Stück aus dem Gehirn diente zur Fußsohle. Statt des Kopfes war der große Zahn oben, mit dem er noch gegen die Hörner des andern Philosophen zu agiren suchte, weil er gewohnt war, denselben durch seine große Maßivheit oft zu Einziehung seiner Hörner zu vermögen. Nun aber schien es fast, als werde es jenem möglich seyn, die lange vorenthaltene Augeneinsenkung nach Gefallen vorzunehmen. Indeß gab keiner so genau acht auf die Philosophen, um die Ausführung des Facti bezeugen zu können.—

Ein bedeutender, vielgelesener Schriftsteller, der auch gegenwärtig war, hatte statt des Herzes ein Dintengefäß von Gum̃i elasticum, welches förmlich wie andere Herzen schlug, und Dinte in Umlauf sezte. Wahrscheinlich um den Umlauf noch zu verstärken, öffnete er nun die Adern, und wie Seneka sterbend, sprizte er die lezten Tropfen unter die Menge.

Ein anderer fruchtbarer Romanschreiber hatte auf dem Kopf ein Springbrünnlein, woraus aber das Wasser nicht nach Art einer Fontaine, sondern nach Art des Angstschweises langsamer aber doch ergiebig herabrann. Ohngeachtet der Boden Sand war, ging doch das Wasser nicht verloren. Einige maurische Caravanen, die aber ganz vernehmlich deutsch sprachen, und den heftigsten Durst zeugten, sammelten das Wasser sorgfältig, und stillten einen Durst, der immer neu wurde, je mehr sie tranken, ohnerachtet das Wasser immer das alte blieb.

Endlich stand noch ein sogenanter Romantiker da, oder es sollte vielmehr einer dastehen. Es war aber durchaus nichts an ihm zu erspähen. Der Graf lachte selbst über diese Erscheinung, und goß aus einem Fläschchen einige rothe Tropfen in die Luft. „Das ist Corfunkelwasser oder rothe Dinte," sagte er, „die von der schwarzen dadurch sich unterscheidet, daß man dieselbe damit corrigirt, dieses rothe Wasser nimmt allein eine Correctivform an, und hierdurch kann er nur in einer sichtbaren Gestalt erscheinen, wenn er gesehen werden soll." Plötzlich hatte sich die rothe Dinte mit der Luft vermischt, und

man sah einen rothen in ein Kreuz zerrissenen Lappen in der Luft schweben, auf dem einige fehlerhafte gotische und orientalische Zahlen und Zeichen standen. Der Teufel hatte alle Fehler mit schwarzer Dinte corrigirt. An Kopf und Herz war nicht zu denken. Doch hatten manche bey diesem Anblick hohe und weite Gedanken.

Als nun diese manchfaltigen Brunnengastgestalten sich gegenseitig wahrgenommen, und besichtigt hatten, fiel die erste Erklärung der Gesellschaft dahin, daß der Graf kein anderer, als Philadelphia oder Cagliostro seyn könne. Denn es glaubte Anfangs jeder Liebhaber, daß er der alleinige Zuschauer der Komödie sey, und ein Recht habe, mit dem Grafen über die seltsame Maskerade innig zu lachen. Nachdem man aber durch gegenseitige Erklärung sich vom Gegentheile überzeugt hatte, fing ein allgemeines Reclamiren gegen die Komödie für Gebildete an. Man nannte den Grafen einen Indiskreten, einen Gaukler, einen Parvenu; aber ohnerachtet er in Teufelsgestalt da stand, wagte doch niemand diesen Belzebub für den Schöpfer der Komödie anzusehen, vielmehr vermuthete man darunter

die unbedeutendste, vergessenste Person der Societät. Man dachte sich den Grafen hinter irgend einem Baume lachend und spottend. Als indeß die Beschwerden ganz laut wurden, nahm der Graf seine alte Gestalt schnell an, und restituirte die Gesellschaft in integrum. Ohnerachtet er seine heimliche Freude über die allgemeine Unzufriedenheit kaum verbergen konnte, stellte er sich doch höchst aufgebracht, stampfte auf den Boden, und fuhr mit einem Geruch ab. Nun konnte keiner an der Abkunft des Grafen aus Engelland zweifeln. Indeß vertrieb sich nun die Gesellschaft auf dem Heimweg mit der Diskussion die Weile, ob dieser Teufel ein Erz-Teufel, oder ein armer Teufel, oder ein dummer Teufel gewesen sey, und mit allgemeiner Einstimmug ward er für einen dummen Teufel erklärt.

Der Gefangene.

Wir waren auf unserer Reise von Alikante nach Valencia in der Vente de San Antonio angekommen. Die Sonne ging hinter den Gebirgen unter, und von allen Seiten langten beladene Maulthiere an. Wir sezten uns vor die Thür, um der Kühlung zu genießen.

Es war ein entzückender Abend. Durch den reinen Aether flossen Ornagendüfte, und in den Myrthengebüschen sangen die Nachtigallen; von den düstern Olivenhügeln schwamm die Dämmerung herab, und an dem klaren Himmel gingen die Sterne auf.

In der Vente ward es indessen lebhafter. Ein großes Feuer erhellte die ganze Küche; und die Maulthiertreiber versammelten sich um den Heerd. Schon tönten die Guitarren, und der stampfende Fandango hatte angefangen; aber wir hörten das fröhliche Getümmel nur

in der Ferne, und sprachen still und heiter zusammen.

Während wir so da saßen, kamen noch einige Fremde an. Es war ein Mann, der ein Maulthier führte, auf dem ein ganz verschleiertes Frauenzimmer saß. Er hob sie herunter, grüßte uns höflich, und wir sahen beyde mit Verwunderung an.

Es schien ein Mann von etwa dreißig Jahren zu seyn, groß, stark, blühend, und von edeln muthigem Ansehen. Er trug ein blaues algierisches Sklavenwamms und hatte einen Säbel im Gürtel *). Seiner Sprache nach schien es ein Spanier zu seyn.

Das Frauenzimmer war völlig in ihren Schleier verhüllt, dennoch sah man, daß sie maurische Kleider trug. Sie sprach nichts, als einige Worte arabisch, schien aber äusserst zärtlich gegen ihren Begleiter zu seyn.

Unterdessen hatte sich die ganze Gesellschaft in der Vente um die Fremden versammelt.

*) Attachan genannt.

Selbst einige Damen, die in den obern Zimmern speißten, waren durch die Neugierde herbeygelockt worden. Man fragte den Fremden, woher er komme und er antwortete „von Algier;“ man fragte ferner nach seiner Begleiterin, und er nannte sie Zoraide.

Aber bey diesen Worten schien die Maurinn unruhig zu werden. — No No — rief sie hastig! — No Zoraide — No Zoraide! — Maria! Maria! — In dem Augenblicke warf sie ihren Schleier ab, und wir sahen, daß es eine der vollkommensten Schönheiten war.

Die Damen umarmten sie, und alle Herzen wurden für sie eingenommen. Man beschloß zusammen zu essen, und der Fremde versprach seine Geschichte zu erzählen. Nach geendigter Mahlzeit hub er folgendermaßen an:

Ich hatte mich in Barzelona mit meiner Campagnie nach Neapel eingeschifft. Der Wind war günstig, unsere Seereise schien glücklich zu seyn, als wir den dritten Tag drey algierische Schebecken erblickten, die gerade auf uns zu segelten.

Sie hatten uns in Kurzem den Wind abgewonnen, und die Verwirrung in unserm Schiffe ward allgemein. Es war eine Fregatte en Flûte ausgerüstet, die nur vier Kanonen behalten hatte. Dennoch beschlossen wir, uns auf das Aeusserste zu vertheitigen, und alles griff zu den Waffen.

Nach wenigen Minuten war uns die vorderste Schebecke bis auf Schußweite näher gekommen. Sie begrüßte uns mit einigen Kugeln zwischen die Segel, und wir antworteten ihr mit Nachdruck. Aber in dem Augenblicke nähercrten sich die andern, und plötzlich sahen wir uns völlig umringt.

Was soll ich weitläufig seyn? Sie legten sich uns zur Seite, und fingen in wenig Minuten zu entern an. Vergebens vertheilten wir uns an die Bords, warfen ihnen Schwärmer und Dampfkugel entgegen, machten ein unaufhörliches Musketenfeuer, hieben die vordersten nieder, oder stürzten sie in das Meer — was konnten wir gegen die Uibermacht? Sie erstürmten das Schiff, warfen Todte und Lebendige in den Raum, und steuerten gerade nach Algier.

Kein Wort von meiner Lage, von meinen Empfindungen. Der höchste Schmerz ist schweigend. Wir waren von Todten oder Sterbenden umgeben. Nur erst am dritten Tage wurden wir auf das Verdeck gelassen.

Wir waren bereits im Angesichte des Hafens, und die Stadt mit ihren weißen Häusern fing an sichtbar zu werden. Die Schebecken gaben Freudenschüße, die von dem Kastel beantwortet wurden, und von dem Leuchtthurme wehte die Flagge von Algier. Wir segelten in den Hafen, und meine Augen ruhten wehmuthsvoll auf den grünen Gebirgen.

Der ganze Strand war mit Menschen bedeckt; mehrere Boote kamen an unser Schiff; überall hörte man Jubelgeschrey. Wir wurden indessen ausgeschifft, und durch mehrere enge, zum Theil völlig finstere Gassen, nach dem Pallaste des Deys geführt.

Unser Schicksal war bald entschieden. Da ich mich als den Hauptmann genannt hatte, so wurde ich nebst dem Schiffskapitän und meinen zwey Lieutenants von der übrigen Mannschaft abgesondert, und wir fielen, wie man dort sagt,

dem Staate anheim. Meine andern Kameraden wurden entweder Sklaven des Deys, oder an die Meistbietenden verkauft.

Es war Abend, und man brachte uns in ein Bagno *), wo bereits an dreyhundert Sklaven waren; der verpestete Geruch, der mir entgegen kam, hätte mich beynahe erstickt. Da man indessen auf unsere baldige Befreyung rechnete, bekamen wir zwey kleine Behältnisse zu unserm besondern Gebrauche.

Die Sklaven haben einige Türken zu Aufsehern, die man Guardians nennt. Der unsrige brachte jedem drey kleine Brode nebst einigen Oliven zum Abendessen. Es schien ein gutmüthiger Mann zu seyn, und wir machten uns

---

*) So heißen die öffentlichen Gebäude, in welchen man die Sklaven verwahrt. Sie sind von Stein, und gleichen großen Scheunen. Im Innern findet man auf allen Seiten drey Stufen über einander, auf denen die Sklaven ihre Matrazen haben. Manches Bagno kann an sechshundert fassen. Beym Eingange sind abgesonderte Behältnisse für die besser gehaltenen.

ihn mit einigen geretteten Goldstücken bald zum Freunde. So verging die erste Nacht, und wir beschlossen, als Männer zu leiden.

Den andern Morgen mit Sonnenaufgang wurden die übrigen Sklaven, die meistens Oranisten *) waren, zur Arbeit nach der Marine geführt. Wir aber blieben verschont, und erhielten einen Besuch von einem Geistlichen aus dem Hospitale unserer Nation.

Er führte uns zu dem Konsul. Hier fanden wir Theilnahme und Unterstützung, aber die Hoffnung zu unserer nahen Loskaufung verschwand. Der unglückliche Krieg, der Mangel an baarem Gelde, der hohe Preis unserer Ranzion — alle diese Ursachen schienen gegründet zu seyn. Wir waren arm, wir hatten keine reichen Verwandten. Alles was uns der Konsul versprechen konnte, war ein kleiner monatlicher Zuschuß.

*) Deserteurs aus Oran, der ehmaligen spanischen Besitzungen auf dieser Küste, etwa 50 deutsche Meilen südwestlich von Algier. Die dortigen Regimenter bestehen aus dahin verwiesenen Verbrechern. Sie sind der Abschaum aller europäischen Nationen.

So verging ein Tag nach dem andern, und wir suchten uns wechselweise zu trösten. Das Unglück hatte uns aufs festeste verbunden; jeder beschäftigte sich mit Plänen zu unserer Befreyung. Häufig bestiegen wir dann das platte Dach des Bagno, und blickten starr auf das offene Meer. Jeder Segel machte uns zittern, und vor Sehnsucht hätten wir uns in die Wellen stürzen mögen.

Eines Abends waren wir ebenfalls auf die Terrasse gestiegen. Das Meer wallte ruhig im Rosenschimmer, und die duftige Dämmerung stieg von den Küsten auf. Die benachbarten Dächer füllten sich mit verschleierten Weibern, und von den Minarets der Moscheen ruften die Mezzans zum Abendgebete.

Algier ist an den steilen Abhang eines Hügels gebaut. Häuser und Terrassen erheben sich gleichsam stufenweis. Neben dem Bagno war ein großes Privathaus, aus dem ein kleines Fenster auf unsere Terrasse ging. Oefters hatten wir Abends das Gitter öffnen hören, es geschahe auch dießmal.

Die Dämmerung nahm zu, es war beynahe völlig dunkel. Von ungefähr sah ich nach dem

Fenster, und erblickte ein weißes Sacktuch, das dem Anschein nach langsam herunter gelassen wurde. Es bewegte sich hin und her, bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer, als wenn irgend ein Zeichen damit gegeben würde.

Einer meiner Kameraden sprang hinzu, um es zu fassen. Allein noch ehe er es erreichen konnte, war es im Nu hinaufgezogen. Es erschien wieder, der andere war nicht glücklicher. Dasselbe wiederfuhr dem dritten; endlich beschloß ich, es selbst zu versuchen.

Kaum hatte ich mich genähert, als es zu meinen Füßen lag. Hastig machte ich es auf, es waren zehen bis zwölf Messonen *) darin. Zu gleicher Zeit hörte ich das Gitter schließen, und sah eine weiße Hand, die mir zu winken schien. Ich verbeugte mich auf orientalische Weise, und wir eilten fröhlich in das Bagno hinab.

Ein neues Leben schien in uns aufzuwachen, unsere Heiterkeit, unsere Hoffnungen, alles

---

*) Kleine runde und dünne Silbermünze, ungefähr einen Groschen an Werth.

kehrte zurück. Jeden Abend stiegen wir nun auf die Terrasse, und hefteten unsere Augen auf das geheimnißvolle Fenster. Aber vierzehen Tage vergingen, und unsere Wünsche blieben unerfüllt. Unterdessen erfuhren wir, daß einer der reichsten Einwohner von Algier, Namens Agimorato, in diesem Hause wohnte.

Es war der achtzehnte Tag, wir hatten beynahe alle Hoffnung aufgegeben. Schon wollten wir bey der zunehmenden Dunkelheit die Terrasse verlassen, als das Gitter aufflog. Zitternd vor Freude kehrten wir um, und sahen ein grünes Sacktuch, das sich langsam an der Mauer herabließ.

Keiner von meinen Kameraden konnte es erreichen, es war abermals nur für mich bestimt. Hastig knüpfte ich es von der Schnur, es waren vierzig Escudos de Oro nebst einem Briefe darin. Ein runder weißer Arm zog die Schnur zurück, und ein weibliches Gesicht schien an dem Gitter vorüber zu schweben.

Ich sage nichts von unserer Freude, aber leider war der Brief arabisch. Wer sollte ihn entziffern? Konnten wir uns einem Fremden

anvertrauen? Lange blieben wir zweifelhaft; endlich beschloß ich es zu wagen.

Neben dem Bagno war die Taberne eines spanischen Renegaten. Er schien seinen Abfall zu bereuen und hatte mir gleich Anfangs mehrere Dienste erwiesen. Da er das Arabische sehr gut verstand, beschloß ich, ihm den Brief zu zeigen, ohne ihm jedoch die wahren Umstände zu entdecken.

Er las ihn, und hob die Hände auf. — „Gott wird mir vergeben!" sagte er wehmüthig, und drückte mir die Hand. — Hierauf übersezte er den Brief, und der Innhalt rührte uns bis zu Thränen.

Es ist mir nicht möglich ihn wörtlich anzuführen. Die Schreiberin war Agimarato's Tochter. Ich hatte das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Sie war von einer Christensklavin in unsern Glauben unterrichtet worden, und wollte mit mir entfliehen.

„Ich bin jung und schön" — fuhr sie fort. „Ich habe unsägliche Reichthümer mitzunehmen, mache daß wir entfliehen können! Willst du

mich heirathen, ich liebe dich; willst du nicht, so wird mir die heilige Jungfrau schon einen Mann verschaffen. Antworte mir wenigstens durch Zeichen, mit ihrer Hülfe werde ich dich sicher verstehen."

Ich hatte vorgegeben den Brief gefunden zu haben, aber der Renegat wollte es nicht glauben. Er zog ein kleines Krucifix aus seinem Busen, und beschwor unter heisen Thränen seine Redlichkeit. — „Laß mich Theil daran nehmen! — sagte er — Gott wird uns allen helfen!"

Ich rief meine Kameraden, und er mußte seinen Schwur wiederholen. Wir verbanden uns durch einen Eid zum Geheimniß, und der Renegat schrieb in meinem Namen die Antwort. Mein Herz war zwischen Liebe und Dankbarkeit getheilt; ich ließ alles versprechen.

Als wir des Abends auf die Terrasse kamen, war das holde Geschöpf bereits am Gitter. Sie hatte ihren Schleier zurückgeworfen; und ich konnte sie deutlich sehen. Es war ein himmlischer Anblick, ich fühlte mich zu allem entschlossen.

Sie ließ nun abermals ein Sacktuch herab, und mein Brief war im Augenblick an die Schnur geknüpft. Noch konnte ich sehen wie sie ihn las, wie sie ihn an ihr Herz drückte, und ihre Arme gegen mich ausstreckte. — Liebe und Freyheit! — rief ich begeistert, und mein ganzes Wesen schien erhöht zu seyn.

Wir machten das Sacktuch auf, es waren hundert Escudos de Oro und ein kleiner arabischer Zettel darin. Sie versprach das Geld zur Ranzionirung aller meiner Kameraden herabzulassen, worauf wir einen Saetie kaufen, und sie mit uns nehmen sollten.

„Ich werde den Frühling mit meinem Vater auf einem Garten zubringen, — fuhr sie fort — der vor dem Thore Bab-Azoone am Meere liegt. Darnach nimm deine Maßregeln!"

Wir hielten eine allgemeine Berathschlagung, und es ward vor allen Dingen beschlossen, uns loszukaufen. Der Renegat mußte ihr also schreiben, daß unsere Ranzion auf zwanzig tausend Piaster gesezt wäre, und schon den ersten Abend erhielten wir mehrere Säckchen mit Qu-

adrupeln *). In wenigen Tagen waren dreyßigtausend Piaster beysammen, und unser Muth wuchs mit jeder Minute.

Wir trugen die Ranzionssumme zu dem Konsul und überließen ihm das ganze Geschäft. Die übrigen zehentausend Piaster wurden zum Ankauf und zur Ausrüstung der Saetie bestimmt.

Die Sache hatte einige Schwierigkeiten, aber der Renegat wußte alles zu machen. Er wendete sich an einen Schiffer von Sherchell **), der Töpferwaaren nach Algier brachte, und der Kontrakt war in wenig Tagen geschlossen.

Der Renegat gab vor, die Saetie mit Datteln zu beladen, und der Eigener versprach ihm seinen Namen zu leihen. Zwölf spanische Skla-

---

*) Spanische Goldmünze, sonst Uncia de Oro genannt, 16 Piaster an Werth.

**) Kleiner Hafen in der Nähe von Algier. Die Einwohner sind ihrer Töpferarbeit wegen sehr berühmt, besonders verfertigen sie die großen Krüge, die zur Aufbewahrung des Oels, Mehles und Wassers gebraucht werden.

ven wurden zum Rudern gemiethet, und wir konnten ihres Beystands versichert seyn.

Unterdessen war Agimorato mit seiner Tochter auf das Landhaus gezogen, und der Konsul hatte uns Ranzionirt. Wir erwachten zum erstenmal wieder als freye Männer, und jedem schien die Unternehmung leichter zu seyn. Die Saetie mußte in der Nähe des Landes vor Anker gehen, und ich beschloß Zoraiden es selbst zu melden.

Ich trat in den Garten; Agimorato kam mir entgegen. — „Was willst du, Rumi?" — sagte er in der Frankensprache, als ich mich ihm näherte. Ich gab mich für den Bedienten des Konsuls aus, und bat ihn um Erlaubniß ein gewisses Kraut suchen zu dürfen, das allein in seinem Garten wachsen sollte.

Während er mit mir sprach flog seine Tochter hinzu. Ich war ein Sklav, die Sitte des Landes erlaubte ihr, sich vor mir sehen zu lassen, sie war völlig entschleiert. Ich stand sprachlos; ihre Schönheit verblendete mich, ich hätte ihr zu Füßen fallen mögen. Liebe, Dankbarkeit, Sehnsucht, die süßesten Empfindungen füllten mein Herz.

Sie betrachtete mich mit Zärtlikeit, ihre grossen schwarzen Augen schienen in Thränen zu schwimmen: —

„Bist du frey, Rumi?" sagte sie hastig.

Ich bejahte es.

„Und wenn segelst du nach deinem Vaterlande?"

„Mit dem ersten günstigen Winde!"

Sie wollte weiter fragen, als ein Sklav herzugelaufen kam, und Agimorato berichtete, daß einige Türken über die Gartenmauer gestiegen wären, um die Orangen zu plündern. — „Geh hinein, meine Tochter! sagte Agimorato — ich will mit diesen Hunden reden!" — Er eilte fort, und sie entfernte sich.

Aber kaum war er aus unsern Augen, als sie schnell wieder zurückkam.

„Gehst du? Gehst du? sagte sie weinend, und stüzte sich auf meine Schulter."

„Nicht ohne dich! Nicht ohne dich!" erwiederte ich wehmüthig und drückte ihre Hand an mein Herz.

So gingen wir fort; sie war äusserst bewegt. — „Du hast mir geschworen! — sagte sie — die heilige Jungfrau wird uns beystehen!“ —

„Morgen um Mitternacht!“ fuhr ich fort, — In dem Augenblick kam Agimorato zurück,

Ich erschrack heftig, aber sie faßte sich. Ohnmächtig schien sie mir in den Arm zu liegen; wie hätte der Vater zweifeln können?

„Sie sind fort, meine Tochter, beruhige dich! sagte er, und so trugen wir sie in einen Kiosk. Ich verließ sie äusserst gerührt! — Sie oder den Tod! — wiederholte ich mir tausendmal.

Jezt erst wurde den zwölf spanischen Sklaven das ganze Geheimniß entdeckt. Wir bestiegen das Schiff und die schlafenden Mauren waren im Augenblick übermannt. Sie wurden gebunden und in den Raum verschlossen.

Schweigend stiegen wir nun das Ufer hinan, und schlugen den Fußsteig zu dem Landhause ein. Die Gartenthür stand offen. Zoraide erwartete uns. Ich rufte sie leise bey ihrem Namen, und sie lag in meinen Armen.

Aber in dem Augenblick war Agimorato erwacht. Er hörte Geräusch im Garten und

schrie um Hülfe. Zoraide sank in Ohnmacht, und meine Kameraden drangen in das Haus.

Wenige Minuten, und sie brachten Agimorato gebunden mit sich. Sie hatten ihm den Mund verstopft, und schleppten ihn nach dem Schiffe. Zoraide bedeckte sich die Augen. — „O mein Vater! Mein Vater!" — war alles was sie sagen konnte. Ich mußte sie in den Armen forttragen.

So erreichten wir das Schiff. Zoraide flehte uns an, ihren Vater zurückzulassen. Ich war alles zufrieden, aber der Renegat widersezte sich. Wir würden verfolgt werden. Sie fand, daß er Recht hatte. Ich schwur ihr, ihren Vater aus Spanien zurückzusenden, und sie beruhigte sich.

Agimorato schien sie noch immer für unsere Gefangene zu halten, und sein Schmerz war unbeschreiblich. Er rufte sie bey den zärtlichsten Namen, und bot uns eine Million Realen für ihre Ranzion. Zoraide warf sich an seine Brust, sie hielten einander umschlungen, und ihre Thränen vermischten sich.

Der Renegat nahm endlich das Wort, und entdeckte ihm das ganze Geheimniß. Er erstaunde. — „Ist es wahr, meine Tochter?" — sagte er, und sie bejahte es. Kaum hatte er es gehört, als er sich losriß und in die Wellen stürzte.

Das Meer war unruhig, kaum konnten wir hoffen ihn zu retten. Indessen drehten wir das Schiff, und sezten eilig das Boot aus. Es gelang uns, ihn aufzufischen, allein er schien völlig leblos zu seyn. Weinend warf sich Zoraide über ihn; doch bald darauf kam er wieder zu sich.

So steuerten wir mit günstigem Winde nach der Insel Mallorka zu, als wir an der afrikanischen Küste eine Saetie erblickten, die wahrscheinlich nach Algier ging. Wir beschlossen sie anzurufen, um Agimorato und die übrigen Mauren hineinzusetzen. Die Sache ward ohne Schwierigkeit bewerkstelligt; und sein Abschied von Zoraiden wird mir unvergeßlich bleiben.

Er stieß sie mit Abscheu von sich, um sie im Augenblick wieder an sein Herz zu drücken. Bald fluchte er ihr, bald beschwor er sie

wieder ihm zu folgen. Schmerz und Wuth, Liebe und Zorn schienen unaufhörlich in seiner Seele zu wechseln, während Zoraide nichts als Thränen zur Antwort hatte.

So ließen wir ihn in der Saetie, und verloren sie in Kurzem aus dem Gesichte. Zoraide schien ruhiger zu werden; sie küßte ihr Marienbild. Indessen trieb uns der Wind pfeilschnell nach der spanischen Küste hin, und alle Herzen waren voll fröhlicher Hoffnung.

Am andern Abend dachten wir Mallorka zu erreichen. Es war die Küste von Valencia selbst. Wir küßten den Boden, und Zoraide umarmte mich mit Thränen der Zärtlichkeit.

Jezt erst fühlte ich mein ganzes Glück, und darum schweige ich davon. Das edelste Weib war mein! — Das hier ist sie; ihr werdet es längst errathen haben! In wenig Monaten wird sie in den Schooß der Kirche aufgenommen seyn.

Bey diesen Worten umarmte der Fremde die schöne Zoraide, und die ganze Geschellschaft dankte ihm für seine Erzählung. Er zog darauf ein kleines Kästchen hervor, das mit Juwelen gefüllt war, und ließ es uns allen sehen. Jeder wünschte ihm Glück, jeder bewunderte ihn.

Für Anastasia.

Hat dereinst ein unerfülltes Sehnen
Meines Lebens Jugendkraft zerstört,
Hab' ich mich in nie gestillten Thränen,
In verschmähter Liebe Gluth verzehrt;

O! dann schwebt der Ruhe linder Flügel
Endlich dem bemoosten Grab entlang,
Und es birgt dieß Herz ein kleiner Hügel,
Das mit Lieb' einst eine Welt umschlang.

Und vielleicht — das ist die lezte Bitte,
Die mein hoffnungsloses Herz noch thut, —
Lenkt ein Gott der heißgeliebten Schritte
Zu dem Ort, wo meine Hülle ruht.

Dann umschwebe sie mit sanftem Kosen,
Abendwind, und lispl' Ihr: „Blicke hin!

„Einen Jüngling, decken diese Rosen,
„Der wohl besser'n Looses würdig schien."

„Einen Jünglig, dessen Leib vergänglich,
„Aber dessen Lieb' unwandelbar —
„Einen Jüngling, der für Glück empfänglich,
„Aber doch so selten glücklich war."

„Dessen Leben ruht' in deinen Händen,
„Dessen Himmel blüht' an deiner Brust,
„Ach, und der, sein Schicksal zu vollenden,
„Lieben, Leiden, Sterben nur gewußt." —

Und villeicht durch diese Klagetöne
Rührst du, Zephyr, meiner Lieben Herz,
Und sie zollt des Mitleids fromme Thräne
Meines Lebens namenlosem Schmerz.

Dann zufrieden schwebt mein Schatten nieder
Auf des Mondes holdem Dämmerlicht,
Und es sproßt aus ihrer Thräne wieder
Ein versöhnendes Vergißmeinnicht.

Sehnsucht.

Ich irr' umher, bald werde ich scheiden,
Ich zittre nicht dem stillen Grab,
Verwehet ist der Kranz der Freuden,
Gebrochen meiner Hoffnung Stab.

Jüngst wähnt' ich noch ein Auge blickte
Voll Liebe in mein ödes Seyn;
Doch ach! ein kurzer Traum berückte
Mich mit der Täuschung süßem Wein.

Da wagt ich es, empor zu ringen,
Mir schimmerte ein schöner Preis:
Die Myrthe glaubt' ich zu umschlingen,
Und schlang um mich — Cypressen-Reis!

So ist die Hoffnung ganz verschwunden,
Die sanft mein Leben noch umhüllt:

Und auf den Flügeln schwarzer Stunden
Winkt immer noch das schöne Bild!

Doch keine Freude giebt's dem Herzen,
Das an der lezten Wunde brach,
Nur weckt es mich zu neuen Schmerzen
Mit jedem frühen Morgen wach.

O möchtest du bald zu mir schweben,
Die mich verhüllt, du stille Nacht!
Kühl dieses Busens heisses Beben,
Und löse meines Grames Macht!

Lebenswege.

1.

Mit verschloßnen Sinnen geht die Menge
Durch des Lebens blumenreiche Flur,
Achtlos auf des Haines Schattengänge,
Folgt sie treu der vielbetretnen Spur.
Aengstlich sorgend um des Weges Enge,
Nimmer um sich blickend, vorwärts nur,
Ist das rege Leben der Natur

Ihrem Lauf ein lastendes Gedränge.
Heil ihr! An dem staubbedeckten Pfade
Welkt die Freude — aber auch der Schmerz.
Bis zu Lethe's dämmerndem Gestade
Braucht sie Füße nur, und nie ein Herz.
Und daß dort auch Reue selbst ihr fehle,
Strömt Vergessenheit durch ihre Kehle.

2.

Selig, wer in glückbegabter Stunde
Wie ein Sieger in das Leben trat!
Auf des Selbstvertrauens Felsengrunde
Festend, wallt er sorglos seinen Pfad.
Mit dem Schicksal steht sein Wunsch im Bunde,
Heitre Weisheit lenket seine That,
Und der schönsten Zukunft reicher Saat
Streut für ihn die eilende Sekunde.
Der Empfindung holde Blüthen blühen
Schön in seines Morgens Dämmerung.
Seines Mittags goldne Früchte glühen;
Seinen Abend hellt Erinnerung.
Wann im Nachtgrau'n seine Pulse beben,
Wird noch sanft die Hoffnung ihn umschweben.

3.

Seine Erde liebend zu bewohnen,
Sey dem Staubgebornen Recht und Fug.
Von den nebelvollen Regionen
Strebt des Göttersohnes hoher Flug
Hin, wo, seines Busens Drang zu lohnen,
Wann der Weihe höhre Stunde schlug,
Oft ihn der Begeistrung Flügel trug:
Zu der Wahrheit und der Schönheit Thronen.
Wann des Lebens Wolken ihn umdüstern,
Stum er seines Kerkers Wände mißt,
Wird ein Gott ihm in die Seele flüstern:
Fühle, Sohn der Götter, wer du bist!
Freudig einst, wenn seine Felssel fallen,
Wird er zu verwanden Fluren wallen.

Lied.

Componirt von Kienler.

O Hain, auf den Aurora
Die duft'gen Thränen weint,
O Blüthenthal, wo Flora
Früh der Najad' erscheint;
Zephyr, der meine Klagen,
Zu Nachtigallen trägt,
Könnt ihr, könnt ihr mir sagen
Was mich so tief bewegt?

Wie kommt es, daß mit Thränen
Sich stets mein Auge füllt?
Wohin zieht mich dieß Sehnen!
Wird es denn nie gestillt?
Warum raub' ich den Bäumen
Wahnsinnig wild ihr Laub?
Warum in irren Träumen
Geb' ichs dem Strom zum Raub?

Dieß ist gewiß die Liebe,
Von der man oft mir sprach,
Wohl gleichts dem Wilden Triebe,
Der manches Herz schon brach.
Ich fühls und doch nicht lösen
Will ich dieß Flammenband;
Nein, ich will nicht genesen,
Nun mir dieß Weh bekannt.

An die Einsamkeit.

Mil: Wiedersehen! Wort des Trostes ꝛc.

Einsamkeit!
Deine heil'gen Schleier winden
Tröstend um die Menschen sich;
Dulder, welche Ruhe finden,
Preisen gern, Vertraute, dich!

Einsamkeit! (bis)

Einsamkeit!
Wenn Geliebte trauernd zagen
Lockst du sie in deinen Hain,
Und die vollen Herzen wagen
Ew'ger Treue sich zu weihn.

Einsamkeit! (bis)

Einsamkeit!
Auch der Freundschaft Seelenbande
Ziehen mild nach deiner Spur;
Leis' herab, vom Geisterlande,
Sprichst du selbst des Bundes Schwur.

Einsamkeit! (bis)

Einsamkeit!
Weise, welche Thoren meiden,
Bergen sich in deinem Schooß;
Wahrheitsjünger, welche leiden,
Lagern sich auf deinem Moos.

Einsamkeit! (bis)

Einsamkeit!
Helden, welche menschlich fühlen,
Sehnen sich, nach heiser Schlacht,
Wenn die Siegespalmen kühlen,
Hin nach deiner Friedens - Nacht!

Einsamkeit! (bis)

Einsamkeit!
Fromme, welche Heuchler hassen,
Siehst du, warmen Herzens, knien,
Wo sie Tannenreihn umfassen,
Ströme wild vorüberfliehn...

Einsamkeit! (bis)

Einsamkeit!
Sänger, deren Busen glühen,
Weihen dir den Lorbeerkranz;
Sieh! des Altars Funken sprühen,
Göttin dir! beym Sternenglanz.

Einsamkeit! (bis)

An den Mond.

Nach Charlotte Smith.

Gedankenfreund! In deinem bleichen Schimmer
Schweif' ich so gern wehmüthig und allein.
Bald reizet mich im Strome dein Geflimmer,
Bald dein von Wölkchen leicht umflorter Schein.
Mildthätig senden deine Zauberstrahlen
Der liebekranken Brust den Frieden zu.
Den Armen gönnst du wohl nach tausend Qualen,
Du schöner Nachtplanet, in deinem Kreise Ruh.
Ein Dulder auf der Erde wallt mit Freuden
Vom Tod' erlös't, in deines Lichts Revier.
Die Opfer der Verzweiflung und der Leiden
Vergessen ihres Jammers ganz in dir.
O könnt's ich matter Pilgrim heut' erstreben,
In deine heitre Welt hinaufzuschweben —
Aus diesem stürmevollen Trauerleben!

Louise.

Moschus und Bion.

Moschus. Ich hüpfe vor Freude wie ein Lamm, und wie ein junger Stier auf der Wiese, wenn ich hier vom blumichten Hügel ins glänzende Thal hinabblicke. Sieh wie das rosichte Morgenlicht durch die vergoldeten Nebel des Herbstes äugelt, und die fröhlichen Quellen umzäunt, Aurora schüchtern in die geheimsten Gewebe der Gesträuche schleicht, und die Busen der Blumen mit funkelnden Thaues Perlen schmücket, sieh wie Gottes Segen uns die Aehren anfüllt, wie er auf den goldenen Saaten dahin schwimmt, die Bäume mit süßen Lasten ziert, unzählige Trauben an die Reben hängt. Bion! hüpft dir nicht dein Herz?

Bion. Meine Mutter müßte nur an Wölfe gedacht haben, da sie mich unterm Herze trug, wenn ich nicht aufspränge, wie ein Rehböcklein,

nicht sänge wie dort der lieblich geräuschvolle Hain beym Anblick der schönen segenreichen herbstlichen Natur. Horch! preist nicht des Vogels Gesang seinen Schöpfer, und sollten wir nicht den ersten Blick voll vom glühendsten Danke beym ersten Strahle der Sonne zum Vater dieser reizenden Natur wenden, lehrt ja dieser Allvater in jedem Haine, auf jedem Hügel Liebe, ist ja seine ganze Schöpfung ein Tempel der Liebe?

Moschus. Nie erwärmet die Freude mein Herz mit so süßem Feuer, und nie fühle ich meine Brust so erweitert, als wenn ich bey dem glänzenden Schauspiele des Sonnenaufgangs mein Herz zum Allvater erhebe, und seine Sonne in meine freudige Dankesthräne strahlt. Es ist mir so wohl, als wehten die Lüfte des Paradieses durch meine Seele.

Bion. Und wenn mich der gesangreiche Herbst umgrünt, da springt mir mein Herz so leicht, so schnell, als wie eine Forelle durch den hellen Bach sich stürzt, so leicht, so schnell, wie wenn ich unsere Louise erblickte, die segenvoll ist, wie unser Herbst.

Moschus. Louise, von der eure Hirten sagen, ihr fließe die Liebe ihrer Untergebenen zu, wie die Quellen zum Schlund der Heerde, und ihre Güte streue sanften Glanz um die kleinste Hütte, im einsamen Thale, wie der Silberstrom des Mondes?

Bion. Ja diese Louise, deren väterlichem Rufe wir Hirten so gerne folgen, wie die Heerden dem Kuhhorne; aber kein Hirt bewacht auch seine Heerde so getreu, als wie uns ihre Liebe schüzt. Wenn ich sie sehe, da ist es mir so wonnig, als erblickte ich meinen feyerlich sanft lächelten achtzigjährigen Vater.

Moschus. Führe mich schnell zu ihrer Wohnung, zaubernder Flötenspieler; ich will ein Lied ihr singen von Natur, Liebe und Tugend; es soll — so sagten es mir alle Sänger im Thale — lieblich erschallen, wie das Beyfallslächeln der blauäugigen Braut.

Bion. Sieh, dort kommt sie durch die grünen Gehehe herauf.

Moschus So einfach und still?

Bion. Ja ganz jenem Bache gleich, der dort unter dem wankenden Gebüsche versteckt selbst beym Schimmer der Sonne dunkel dahin rieselt, und doch hundert Fluren Segen giebt, oder gleich den Kräutern im Thale verborgen, oder in hohen Gebirgen, die nicht wie die Tulpe das Auge locken, aber durch Heilung der Wunden Leben und Wonne verbreiten, oder dem Monde gleich, in dessen milden Glanz das Auge gerne sieht, und den Tausende der Wanderer segnend begrüßen. Wir Hirten stehen um sie, wie niedrige Gebüsche um die bewunderte Eiche, wie Küchlein um die schützende Mutter, und wenn ihr Blick beym Gesang mir Beyfall zulächelt, dann opferte ich ihr gerne eine Flasche von jenen Reben, oder ein Paar von diesen milchweisen Tauben, ihr, die von keinem Hirten etwas annimmt, aber jedem gerne giebt.

Moschus. Mir hüpft schon das Herz vor Freude, komm, wir wollen sie in jener Laube erwarten; du süßer Flötenspieler begleite meinen Gesang.

Die Laube der Versöhnung.

Melancholisch irrten die Heerden mit niedergesenkten Köpfen auf den grau bebüschten Hügeln, und im traurigen Thale. Die dämmernden Sträuche goßen ihnen, wenn sie durchschlüpften, einen Regen nach; nur hie und da ertönte die Glocke des Stiers, oder das Gebrüll der Kühe, die zerstreut im nassen Grase lagen, oder das Blöcken des jungen Lammes, das an dem Euter der weidenden Mutter sog. Die Hirten saßen auf bemoosten Felsen in den Grotten; die Milchflaschen standen darneben, und sie suchten Brod und Käß in ihrer Tasche. Die Rechen lehnten sie rings an die Bäume, und die Schnitter, und Schnitterinnen saßen unter ihren grünen Gewölben bey dem Mittagsmahle. Einsamkeit und Schweigen beherrschte die Gefilde; einsiedlerisch schlüpfte nur ein junges Vögelchen zwitschernd aus den zitternden Blättern, und einsam saußte die Krähe durch die Wipfel der Bäume.

Amyntas saß vor seiner Hütte, über welche der Obstgarten mit seinen segenbeladenen Aesten

graue Dämmerung wölbte. Da saß er auf einer mit weichem Moose bepolsterten Rasenbank, welche die graue Decke des hervorragenden Daches, auf dem Gräser, Blumen, und Gesträuche sprossen, umtröpfelte, und wezte die Sense, und sang dieß Lied der neblichten Gegend.

Wie ruhig trauert ihr rings umher, ihr sonst fröhlichen Hütten! O welche süße Schwermuth sizt vor euern Thüren, uud schleicht in den verstummten Hainen! Wie scherzlos hängt ihr eure Arme zu Boden, duftende Bäume! kein flatterhafter West spielt mit euern nassen Blättern, und der Vögel süßer Gesang durchwirbelt nicht eure grünen Gewölbe, und ihr ruhigen Hügel von melancholischen Bäumen gekrönt, die wie die Waisen umher zerstreut den Regen, und schwere Schatten auf den aufkeimenden Fleiß niedergießen, welch schwarz schattirtes Gewölk umfließt eure schweigende Rücken, mit dem sich der traurig aufwallende Rauch aus den Kaminen der Hütten vermischt; und ihr grünen Fluren, die ihr jezt nicht unter den segnenden Tritten der Soñe schmachtet, die der Regen mit Millionen Perlen bestreute, welch tausendfaltiger Geruch wallt aus euern Schößen em-

vor! und ihr, o Bäche! auf deren Silberwellen die Zephire sich haschen, und denen andere die Blätter von den Bäumen herabwerfen, um die sie buhlen; liebliche Bäche! wie einsam schleicht ihr durch die schweigenden Fluren; und du vertraulicher Bach vor meiner Hütte, wie sanft klagend treibst du nun die trüben Wellen an die wankenden Blumen, und Sträuche! Süße Traurigkeit! — O wie einsam tönt dort aus dem Stalle das Brüllen des Haushundes, wie ruft der krähende Hahn seine Hennen von dem Dache der Scheune herab, und dort trägt die Schwalbe den jungen die Speise zu, und da sizt und pfeift der Fink auf dem braunen Zaun, und dort schlägt die Wachtel, und hier behorcht die Gegend das fröhliche Lied eines Wanderers.

Schön ists, wann das friedsame Taubenvolk im Winter vor dem Fensterlein die ausgestreuten Erbsen wegpickt; schön, wenn die dunkeln Aeste im glühenden Sommer sich zu einer Laube durch einander flechten, in deren Mitte auf einem hölzernen Tisch ein irrdner Krug mit süßem Rebenblute beym weißen Brode blinkt, und Schäfer und Schäferinnen rings umher auf den Rasen sitzen, scherzen, singen, und flöten;

aber schön deucht auch der klagenden Liebe diese traurig schwärmerische Stille in der Natur; und dieser melancholische Himmel, und die Nebel, die Trauerkleider der schweigenden Hügel; auch ich hasse euch nicht, stumme Blumen, und euch, öde Fluren; liebt mich gleich Phillis mehr, als der Garten die Rose, der Baum die Blüthe, und der kalte Bach den lauen Frühling; denn die Sonne würde uns nicht so willkommen zu lachen, die Zephire nicht so sanft erfrischen, von den Fluren nicht so sanfter Wohlgeruch uns zuflattern, wenn nicht trübe Tage die Scherze von unsern Gefilden vertrieben.

Doch fliehet nun ihr Scherze, bey meiner Phillis will ich euch finden: um den Lilienbusen und um die rosigten Lippen werdet ihr schweben, in ihren braunen Locken will ich euch haschen. Schleicht immer ihr neidischen Nebel um die Nebengeländer, nun will ich Phillis besuchen, die zärtliche Phillis, und wacht sie vor der Hütte ihres Vater, schlummert er etwa — der gute Menalkas, so will ich sie ein Lied von dem sanften Damon lehren, den unsere Wiesen, und Hügel nie vergessen werden, und ruft ihn der Tag aus den Armen des

Schlummern, so soll sie ihm dieß Lied singen, und ich will mit der Flöte ihren Gesang begleiten.

So sang er, stand auf, hing die Sense an die Wand der Hütte, wo die summenden Bienentrauben die Körbe umdüsterten, und eilte froh in das dunkle Thal zur Hütte seiner Phillis hinab. Als er sich im Strauch verwikelte; da hörte er die liebliche Phillis, und den rauhen Tytyrus im Kräuter bewachsenen Thale sprechen. :Süßer, als dem abergläubischen Landmann das Zwitschern der Schwalbe vor dem Balken seines Fensters ertönt, und dem furchtsamen Wanderer der Lerche Morgenlied, schallt ihm Phillis Sprache; und Tytyrus Stimme war nicht mehr die Stimme des rauhen Nordwindes, sondern des lachenden Zephirs, nicht die Stimme des donnernden Stroms, sondern der lispelnden Quelle. Da steht er nun, und horcht:

T'y t'y r u s. Nimm Phillis hier das gefleckte trächtige Lamm, du, deren Herz sanfter ist, als das Küssen des spielenden Westes, sanfter als

der Ton der Flöte, sanfter als das Flistern der Schmetterlinge, nimm es hin; dir dankt es ja das Leben; komm du Lamm, schlecke die Hand deiner Retterin, und blöke ihr Dank zu.

Phillis. Horch Tytyrus dort auf dem Baume einen Vogel schmettern; wie lieblich gurgelt seine Kehle! fodert er Dank, daß er uns mit Gesang ergötzet? fühl! wie wärmet nun wieder nach den Regen die Sonne, fodert sie Dank? und wann der Schatten uns kühlt, die Quelle uns tränkt, der Mond uns leuchtet, fodern sie Dank? — O behalte dein Lamm.

Tytyrus. Phillis, deren Rede angenehmer ist, als der Duft der Fluren nach einem Gewitterregen, als das Säuseln der Blätter, nimm es, nie werd' ich sonst fröhlich das Morgenroth begrüßen, nie fröhlich bey den Schäfertänzen mich drehen, der Gesang der Vögel wird mir nicht so angenehm erschallen, und die lachenden Hügel werden mich nie aus meiner Hütte zum Gesang hervorlocken.

Phillis. Aber ich weiß auch, daß dein Herz erzürnt wider mich emporschlug, und ich sah in deinem umwölkten Blicke der Eifersucht

Flamme, weil nur Amyntas meine Locken bekränzen, weil nur er meinen Busen mit Blumen schmücken, weil nur er mit mir tanzen durfte.

Tytyrus. Sanftes Mädchen, deren Töne angenehmer lispeln, als das Summen der Blüthen, wenn sie von jagenden Lüften, von den wiegenden Aesten geraubt, spielend durcheinander hüpfen, und die Luft durchsäuseln, deren Herz sanft ist, wie der friedsamme Mond, wann er über die dämmernden Haine dahin schwimmt, wisse, meine Heerde raubte der Laube eurer Liebe die Blätter.

Phillis. Guter Jüngling, der du nun schön vor mir dastehst, wie der blumichte Frühling, wann unter seinen segnenden Tritten die Freuden der Natur emporblühen, und die erwachten Quellen von schmeichelnden Lüften entsiegelt unterm Gesträuche dahin sprudeln; schön wie der gewölbte Aehter in ebenen Ländern, der wie ein blaues Meer die Länder umarmet; ich weis auch, das nur Amyntas Lieder bey den Opfern abgesungen werden; in der Kammer der Braut sang sie der Bräutigam; die Flöte und die Schallmay tönte zu keinen Liedern schöner,

als zu den seinigen; Greise lernten sie von den Kindern, und die Liebe sang sie bey den Bächen, und in den Hainen; der Schnitter sang sie; sie sang die Garbenbinderin, und Mütter sangen sie ihren Töchtern; und ferne Hirten kamen seine Lieder zu hören. Lieblicher singt er, als das erste Gezwitscher des Vogels im Frühlinge dem fühlenden Herze erschallt, und die Stimme des Bräutigams und der Braut, und das Gezwitscher der Mutter den jungen Vögeln, wann eine schadenfrohe Hand die Mutter hinwegjagte, wenn die nun zurückkehrt, um den Baum herumflattert, von einem Aestchen auf das andere immer näher herabhüpft.

Tytyrus. So will ich dann hinfliegen zu Amyntas; meine Heerde soll er mit mir theilen, in meinen Schatten wird er ruhn, auf meinen Hügeln soll seine Heerde grasen, und meine Anger sollen ihm die Hälfte von ihrem Reichthum geben; glücklich, glücklich bin ich, glücklicher, als der geitzige Harpax bey seinen hundertfach verriegelten Goldkästen, worauf der Fluch der Menschheit, und das blasse Heer der Sorgen thront, wenn sein Herz mir liebreich entgegen pocht.

Ein edles Ungestümm riß Amyntas nun vom Gebüsche heraus, und warf ihn in Tytyrus Arme. Im stummen Entzücken hing seine taumelnde Seele, betrunken von der Wohllust der Freundschaft an Tytyrus Lippen, und sein Auge rollte beleuchtet vom zertlichsten Feuer, und seine Wange glühte, wie das Morgenroth, und seine Hände zitterten, und die Wellen der flammenden Liebe schwellten seinen Busen empor, seine Lippen wollten — stammeln, und der Strom der edlen Leidenschaft verschlang die Worte.

Vernehmt meine Schwüre, rief er endlich aus, ihr Hügel; ihr Bäche, vernehmt die Schwüre: die Wolle von meinen Schafen soll Tytyrus kleiden, meine Biene soll für ihn Honig sammeln, die Milch von meinen Kühen soll er trinken, und das Brod von meinem Acker essen; aber sage, sage mir theuerster Freund, welche schöne That krönte schon die heutigen Stunden meiner Phillis?

Tytyrus. Sieh dort jenes kleine Thal, wo in der Mitte eine Hütte mit Bienenkörben steht, und sieh jenen Abhang, hinter dessen Rücken die wallende Saat schwimmt, und in dem

Abhang dort die Grotte. da schlief ich ehevor auf das weiche Moos gestreckt in der schützenden Grotte; meine Heerde wadete vor mir im hohen Grase. Da schlief ich; als plötzlich ein Wolf aus dem Gebüsche schlich: so erzählte mir Phillis, und rasch wie der Wirbelwind die Tanne ergrief, so faßte er mit gierigen Zähnen das schwarze Lamm, daß dort zwischen der milchweißen ungeschornen Heerde im Grase hingestreckt dem Gesträuche die Blätter raubt.

Phillis steht vor ihrer Hütte, nimmt den Bogen von der Wand, fliegt herab, legt den Pfeil auf den Bogen, und rasch — heulte der Wolf mit dem Tod in der Seite ins Gebüsch zurück; halb froh, und halb furchtsam sprang nun das Lamm bald um seine Befreyerin, bald zu mir; ich wachte auf, und da, da sah ich die schöne Jägerin vor mir stehen,

Menalkas, Phillis Vater, der schon achtzigmal das bescheidene Veilchen, und die einsame Zeitlose die Wiesen schmücken sah, wankte taumelt von dem Strome des Entzückens begeistert auf dem sichersten Stabe aus dem Gesträuche wo er sie behorchte; Gott! Gott! rief er mit Himmel an gefalteten Händen, und den Blick,

in dem die Andacht die heiligste Flamme anzündete, zum blauen Gewebe der Lüfte emporgehoben; du schenktest mir viele der goldenen Tage, viele — viele — daß meine Dank stammelnde Seele dich nur anstaunen kann, du labst mich mit deiner Güte, wie mit einer Quelle, und der Schatten deiner Gnade erquickt mich, wie Mayenkühle in den brennenden Stunde des Unglücks, die deine Hand sparsam in die Flur meines Lebens säete, und tief drückte doch die Last der Sünden die Schaale der Gerechtigkeit nieder; aber eine solche Freude durchströmte noch nie meine Seele; laß dir, o Herr! diese Flamme der Anbetung, die auf dem Altar meines Herzens lodert, gefallen. Dank, himmlischen Dank glänzt dir diese Thräne zu, daß du mir eine solche Tochter gabst; späte Zeiten sollen in ihre Harfen und Leyern diese That und dein Lob, meine theure Tochter, singen; Kinder haltet mich, meine Knie zittern, die Freude macht mich wanken; empfange Phillis meinen Segen für deine schöne That.

O geliebte Tochter, die du mein wankendes Alter unterstützest, wie das Geländer die sinkende Rebe, die mit jedem Morgenroth mir Freu-

den zuführest, und den dornichten Pfad des Alters wegfegst, und Rosentapeten vor den Tritten meiner Tage ausbreitest, die du schön, und sittsam bist, wie die Lilien im Morgenglanze, o ich weiß, was dein zärtliches Feuer im niedergesenktem bescheidenen Blicke sagen will. Liebe Tochter, du öffnetest dir durch diese That eine Quelle von Freuden, woraus du ewig schöpfen kannst, und diese Quelle fließt rein dahin, weil du deine edle That verschwiegen haben willst; du aber, geliebter Tytyrus, und du guter Amyntas handeltet, wie die Menschen handeln sollen, daß diese Walt zum Paradiese, und wir darin zu Ergengöttern würden.

Lieben Kinder! erbaut auf diesem Platze eine Laube; morgen dann, wann der sanfte Abendstern auf die schlummerden Fluren herablächelt, soll die ungezwungene Freude darin erschallen, morgen soll euch die eheliche Liebe in die Kammer begleiten.

Schon entflohen am folgenden Tage die blinkenden Sterne von Aurorens Purpurglanz beschämet; läutende Heerden folgten dem Schalle des Kühhorns, und die süße Zukunft trieb den Schlaf von den Augen der Verliebten.

Fleiß und Freude halfen ihnen die Laube erbauen. Springend scherzet schon wieder die Heerde um den Abendtrank zum Bache, und hie und da versuchet eine Nachtigall ihren Gesang anzustimmen. Freude führet das neugetraute Paar, und versammelt den muntern Greis, den liebevollen Amyntas, den versöhnten Tytyrus und einige Schäfer und Schäferinnen in der Laube. Lieblich äugeln die blitzenden Sterne durch das sanft rauschende Laub, mit dem kleine Abendwinde spielend, und vertraulich gießt der Mond seinen Silberschimmer durch die kleinen balsamischen Oeffnungen des dämmernden Blättergewölbes. Feyerlich rauschet der spiegelhelle Bach durch die schweigende Gegend her, und Fluren, Aecker, Hügel, Hütten, vom Mond Glanz beströmt umruhen malerisch die von Freuden erschallende Laube.

Zitternd vor Vergnügen gießt ihnen der Alte zuerst die Becher voll, und er ist es, der zuerst auf aller Wohlseyn den Becher leeret. Wonneberausch zieht er aus der Laube sein verstecktes Saitenspiel hervor, und rasch fliegen seine Finger, wie vom Jugendfeuer beseelt die Saiten hinab, und seine von Freude belebten Lip-

pen singen ein liebliches Brautlied. Wie der Thau auf den Lilien von Sonnenstrahlen beflimmert, glänzet seine Thräne im freundlichen Mondesschimmer, der Freude geweint, und rollte die Wange herab, wo der Freude Rosenroth das Alter mit seinem Bleyweis schattirt, und Schluchzen von der Wonne seiner Brust entlößt unterbricht seinen Gesang.

Der Alte schweigt. Nun rühren Tytyrus und jezt der sanfte Amyntas ihre Saitenspiele, und singen das schöne Lied von Liebe und Treue, das der glückliche Bion jüngst im Haine verfaßte, als er die flötende Nachtigall belauschte, und mit Thränen der Zärtlichkeit das Vergißmeinnicht bethaute, das ihm sein treues Mädchen gab.

Nun singt die rosigte Phillis. Sanft fließt ihr Lied zwischen den Purpurlippen hervor, wie eines Mayen - Zephirs Hauch die jungen Rosen durchstreicht.

Jezt singt Amyntas.

Plötzliches Schweigen, und Erwarten bewohnen nun die Laube. Lieblich, sanft, und ange

nehm bezaubernd tönt von vier Seiten her eine ländliche Musik. Immer fließt der Schall näher und näher, und jezt stehen die Hirten und Schäferinnen der benachtbarten Hütte vor der Laube, und die süßesten Saiten- und Flötentöne begleiteten die Lieder der lustigen Mädchen, die alle mit Blumee geschmückt, die Laube umgeben. Bey Küssen, Scherzen, Umarmungen, Gesang und Musik werden die fröhlichen Becher geleert, und Unschuld und Freude verwandeln diese Gegend zum Elisium.

Schon ziehet schweigend die Nacht heran, und feyerliche Stille lauschet umher.

Liebe rufet die Liebenden nach Haus. Unterstüzt von Tytyrus und Amyntas, und umhüpft von der treuen Phillis wankt der Greis voraus der Hütte zu. Schäfer und Schäferinnen gehen in zwey Reihen auf beyden Seiten, und flöten, und singen. Der Eingang vor der Hütte ist mit Blumen bestreut, und mit Triumphbögen geziert.

Tausend Glückswünsche aus biedern Herzen geströmt begleiten die Getrauten in die Brautkamer.

Mit Gesang und Musik ziehen die Hirten und ihre Mädchen nach ihren Hütten zurück. Herrlich bezaubernd dringt die Musik immer schwächer und schwächer durch die heilige Stille her, und jezt verschwindet — noch einige Töne — und jezt verschwindet sie.

Nur sanfte Nachtlüftchen säuseln noch in den Triumphbögen, spielen mit den sanftrauschenden Aestchen, und flüstern vor dem Fenster, und ein süßes Schlummerlied singt ihnen zur guten Nacht die Liebe — flötende Nachtigall.

Die Rache an Liebende.

Wenn der Küstenfahrer im Adriatischen Meere von der kleinen Insel Milete hinüber nach Ragusa steuert, so erblickt er, rechter Hand am Ufer, eine Kapelle mit einem vergoldeten Kreuze, und in geringer Entfernung von derselben ein zimlich verfallenes Felsenschloß. Beym Anblick derselben läßt jeder Matrose die Arbeit ruhen, um, mit seiner rothen Mütze zwischen den gefaltenen Händen, ein frommes Stoßgebet hinüber zu senden. Vor Kurzem befanden sich mehrere Passagiere auf einem solchen Schiffe, unter andere auch ein Deutscher und ein Ragusaner. Der leztere hatte sich viele Jahre in Wien aufgehalten; der erstere wollte, nach Art seiner Landsleute, Alles wissen, Alles ergründen, folglich auch den Ursprung dieser Kapelle, die, nach ihrer Bauart zu urtheilen, eben nicht alt zu seyn schien. Der gefällige Ragu-

satter sezte sich zu dem neugierigen Deutschen auf das Verdeck und erzählte:

In Karlsbad sahen Louise und Robert sich zum erstenmale; sie, eine vaterlose Waise, die Begleiterin einer kränklichen Mutter; er der jüngere Sohn aus einem angesehenen Hause; sie, schön, jung, arm und fröhlich; er, zehen Jahre älter, ein wenig ernst, ein wenig düster, doch nicht minder schön und arm. „Dein Vater war ein wackerer Mann von gutem alten Adel," hatte zu Louisen ihre Mutter gesagt, „er verwalte eine Reihe von Jahren hindurch einen angesehenen Posten bey den Finanzen und starb dennoch in Armuth. Der Fürst klagte laut, daß er Einen seiner treuesten Diener verlohner hätte, der ihm Millionen ersparte, und gab mir — zweyhundert Gulden Pension. Folglich wirst du dein künftiges Glück blos deiner Schönheit und Tugend verdanken."

„Dein Bruder ist Majoratsherr," so hatte zu Robert sein Vater gesprochen, „folglich bist du ein armer Teufel, dem nichts anders übrig bleibt, als hinter der Trommel sein Glück zu suchen. Eine Lieutenantsstelle hat mein Einfluß dir verschaft; ein paar Hände voll Ducaten

will ich dir jährlich zuwerfen, und übrigens magst du sehen, wie du durch die Welt kommst.

Beyde Ermahnungen blieben nicht fruchtlos, denn Louise schmückte ihre Reize mit Tugenden und Talenden, Robert seinen Muth durch Fleiß und Ehrgefühl. Auch hatten beyde noch eine Warnung der klugen Eltern — vor jener Liebe sich zu hüten, die ohne Sang und Klang durch die Augen in das Herz schleicht — bis jezt gewissenhaft befolgt. „Nur ein wohlhabender Mann darf dir gefallen," predigte die Mutter, als ihre Tochter fünfzehn Jahre alt wurde, und weil man in diesem Alter die Liebe noch nicht kennt, so nickte Louise freundlich, und antwortete: „das versteht sich."

„Nur ein reiches Mädchen kann deine Gemahlin werden," predigte der Vater, als der Sohn in die Welt trat, und weil Robert eben von der ersten Wachtparade kam, mit vielem Wohlgefallen seine Uniform beschauend, so lächelte er und antwortete: „das versteht sich." — Es verstand sich aber nicht. Denn als nun beyde in Karlsbad zusammen trafen, da schien die dortige Quelle, in Rücksicht jener Warnung, für sie ein Lethestrom zu werden. Indessen

rings um sie her die Brunnengäste Gesundheit schlurften, erkrankten ihre Herzen. Louisens Munterkeit und Roberts Ernst verschmolzen mild in einander, beyde gewannen an Liebenswürdigkeit, doch nur unter vier Augen; denn in großen Cirkeln bemächtigte sich ihrer eine kleinstädtische Verlegenheit; sie gaben sich unendliche Mühe, zu verbergen, was ohne diese Anstrengung kein Mensch gesehen hätte, nun aber Jedermann gewahr wurde, selbst die Herren, die mit Brillen auf den Nasen im sächsischen Saale herum liefen. Die Brunnengäste hatten sich schon längst die Bemerkung — „dieß Pärchen liebt sich" — zugeflüstert, als Robert und Louise noch mit keiner Sylbe das öffentliche Geheimniß einander zu vertrauen wagten.

Endlich traf er sie einmal in sanfter Schwermuth hingegossen, am Dorotheensteine. Der Geist der Liebe, der bekanntlich um diesen, der anmuthigsten Sterblichen errichteten Stein schwebt, haucht ihnen den Muth ein, sich stammelnd zu erklären; da wurden schnell die Herzen, und in der nächsten Minute auch die ersten Küsse getauscht.

Jedermann weiß — und bedauernswürdig ist

der Arme, der es noch nicht wieß — daß der erste Kuß die ganze Seele auf die Lippen zieht, während die übrigen Sinne feyern; also war es kein Wunder, das die Liebenden den fremden Fußtritt im Graße nicht rauschen hörten, und den rothen Schwal nicht sahen, der seitwärts vorüber rauschte. Es war die junge lustige Frau von Wickenfeld, die plötzlich bravo! rief, und lach. end in eie Hände klatschte. Glühend flog Louise von ihrem Sitz empor, sank bebend wieder zurück, und hätte sich gerne unter dem Dorotheensteine begraben. Robert stand und sahe der Lauscherin mit zweifeldem Ernst in das blitzende Auge.

„Warum so erschrocken, liebes Kind?" sagte Frau von Wickenfeld, „bin ich denn nicht auch ein Weib? — warum so ernst, Herr Lieutenant! etwa weil Sie mir selbst ein wenig die Cour gemacht haben? das hat nichts zu bedeuten. — Ich bin Ihre Freundin, Ihre Vertraute, wenn Sie wollen." — Robert hatte sich wirklich die Zeit ein wenig mit ihr vertrieben, ehe er Louisen kannte; man wollte sogar wissen, er sey an einem dunkeln Abend durch ein Pförtchen bey ihr eingelassen worden, während der alte

todtkranke Herr von Wickenfeld sein Testament machte. Glücklicherweise hatte Louise von solchen bösen Gerüchten nichts vernommen; sonst würde Robert mit allen seinen Vorzügen schwerlich ihr Herz gefesselt haben; denn jede Frau begehrt von dem Geliebten, und nicht selten sogar von dem Ehemanne, daß sie die Erste und Einzige sey, für welche er Liebe empfunden habe. Diese Forderung behaupten die Frauen so unerbittlich streng, daß oft das größte Unheil daraus entstehen würde, wenn sie nicht zum Glück wieder so leichtgläubig wären, daß sie jeder kecken Versicherung des geliebten Betrügers gern vertrauen. Auch ihrem Robert glaubte Louise auf sein Wort, daß er der Frau von Wickenfeld höchstens einige unbedeutende Schmeicheleyen vorgesagt; es mochte aber doch wohl etwas mehr gewesen seyn, denn die junge hübsche Wittwe verbarg ihre Empfindlichkeit nur schlecht, obschon mehr als zu gut, um den Augen zweyer Liebenden zu entschlüpfen, die keine Augen hatten als für sich selbst, und die einer Vertrauten so bedürftig waren. Ja fürwahr, die Liebe macht nicht nur blos für den geliebten Gegenstand blind, sondern auch für Jeden, der sein Ohr gefällig leiht um ihre Klagen oder Hoffnungen aufzunehmen. Klagen und Hoff-

nungen legten Robert und Louise mit dem kindlichsten Vertrauen in den Busen der Frau von Wickenfeld nieder, und wurden von ihr ermuntert, geneckt, getröstet und ausgelacht.

Da Louisens kränkliche Mutter keine Gesellschaften besuchte, aber doch von Herzen wünschte, daß ihre Tochter in der großen Welt bemerkt werden möchte, so hörte sie nicht ungern, daß eine Dame aus der großen Welt ihren Liebliebling in Affection genommen, und sich erboten, ihn überall zu präsentiren. Louise kam also ihrer Gönnerin wenig von der Seite, und wurde mit so mütterliche Sorgfalt bewacht, daß sie nur selten, nur Minuten lang den Geliebten allein sprechen konnte, denn unter dem Vorwand Ueberraschungen zu verhüten, die nicht immer so glücklich ablaufen würden, wie die am Dorotheensteine, begleitete Frau von Wickenfeld ihre unerfahrne Nebenbuhlerin, auf jedem Spaziergange, war Zeugin jedes Gesprächs, schien gar nicht zu bemerken, wie lästig ihre Gegenwart sey, und kurz sie spielte die Dumme mit der freundlichsten Unbefangenheit.

Dennoch fühlten die Liebenden sich glücklich, denn sie waren täglich beysammen, und, was

sie einander nicht laut sagen durften, lasen sie wie gedruckt Einer in des Andern verstohlnen Bilcken. So verstrichen mehrere Wochen. Plötzlich erschien ein Brief von Roberts Vater, der ihm meldete, er sey zum Hauptmann in der hannöverischen Legion ernannt, um sich nach England einzuschiffen. dabey wiederholte der alte Herr sehr ernstlich die Ermahnung, sich ja mit keinem unbegüterten Mädchen zu verplempern. Er hatte diesen Punkt in mehreren Jahren nicht berührt, weshalb es den Sohn befremdete, eben jezt daran erinnert zu werden. Er musterte in Gedanken alle Badegäste aus seiner Gegend, um zu errathen, welcher von ihnen dem strengen Vater einen Wink gegeben habe; doch nie schweifte sein Verdacht bis zu der hübschen, freundlichen Frau von Wickenfeld. Willkommen war ihm die Beförderung zum Hauptmann, denn sie führte einen Schritt näher zu dem schönen Ziele einer Verbindung mit Louisen, aber unwillkommen der Befehl zur Abreise. Doch er war Soldat, die Ehre rief, er mußte gehorchen. Frau von Wickenfeld, Verwunderung und Mitleid heuchelnd, beförderte selbst eine geheime Zusammenkunft der Liebenden, um das lezte, zärtliche Lebewohl aus zu wechseln; ja sie blieben sogar einige Minuten

allein. Daß Küsse und Schwüre in diese Minuten in Sekunden verwandelten, versteht sich ohnehin. Als die Vertraute zurück kam, fielen beyde ihr um den Hals, und baten sie mit Thränen um die Erlaubniß, einen geheimen Briefwechsel unter ihrer Addresse zu führen. Auf die gefälligste Weise wurde die Bitte zugestanden, und Robert entfernte sich mit der süssen Uiberzeugung, daß Niemand auf der Welt eine edlere Freundin, eine treuere Geliebte besitze. Von jeder Station schrieb er dicke Briefe, und erzählte, wie er fechten, avanciren, Schätze und Lorbeer sammeln, und nach einigen Jahren beyde zu den Füßen der Geliebten niederlegen wollte. Die dicken Briefe wurden alle richtig eingehändigt, und Louise beantwortete sie nicht minder redselig, und fand in diesem ewigen Lesen und Schreiben ein so unerschöpfliches Vergnügen, daß sie kein anderes mehr vermißte. Es füllte ihre ganze Zeit, denn wußte sie Roberts lezten Brief auswendig, so fing sie beym ersten wieder an.

Die süße Beschäftigung, samt der Erinnerung, daß Robert dann und wann einen Hang zur Eifersucht bewiesen, leiteten sie auf den

Entschluß, sich allen Gesellschaften zu entziehen, und allein ihrer Mutter, oder viemehr ihrem Herzen zu leben. Aber Frau von Wickenfeld bewieß ihr bald, daß sie allen Badegästen zum Gespötte dienen werde, wenn sie, gleich nach des Hauptmanns Abreise, sich in die Einsamkeit vergrabe. „Man murmelt ohnehin," sagte das schlaue Weib, „man könnte Wunder denken — Sie verstehn mich. Kurz, ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie sich Gewalt an."

Zu diesen Überredungsgründen gesellte sich der Befehl der Mutter die durchaus verlangte, ihr schönes Kind sollte gesehen und viel gesehen werden. O hätte Louise dieser schwachen aber braven Frau ihr Herz vertraut! hätte sie nie vergessen, daß selbst für eine schuldige Tochter keine Freystätte sicherer ist, als der mütterliche Busen! allein sie fürchtete die kränkliche Frau, der nur ein reicher Eydam willkommen schien, zu betrüben; und obgleich die Liebende, selbst fest überzeugt war, daß der Geliebte in Kurzem gewaltig reich und vornehm zurückkehren werde, so kannte sie doch ihre Mutter viel zu gut, um sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch ihr diese Uiberzeugung einzuflößen. Sie

schwieg also und begleitete Frau von Wickenfeld nach wie vor zu Bällen und Assembleen.

Aber blaß und schmachtend sah sie aus, und immer blässer, immer schmachtender, weil Roberts Briefe immer seltener wurden. Das vermehrte ihre Reize und ihre Bewunderer. Vor Allen wurde sie von dem reichen Baron Frauenthal ausgezeichnet, einem Manne, zwar schon im Herbste seines Lebens, allein Besitzer der schönsten Güter in Ungern, Siebenbirgen und sogar in Dalmatien; dabey ein feiner gebildeter Mann von imponirender Gestalt, vertraut mit dem Ton der Welt und ihren Sitten. Er machte Louisen förmlich den Hof und verstand sich bald mit Frau von Wickenfeld, deren geltendes Ansehn bey dem schönen Mädchen ihm nicht entging. Er ließ sich sogar bey der Frau von Dalling (so hieß die Mutter) einführen, die durch den bloßen Gedanken an einen solchen Eydam kräftiger erquickt wurde, als durch den Sprudelquell und den Egerbrunnen. Frau von Wickenfeld begünstigte aus allen Kräften die Wünsche des Barons, ließ ihn oft Stunden lang mit Louisen allein, und bekümmerte sich wenig um die Verlegenheit des klagenden Mädchens.

Von Robert war nun schon seit mehreren

Wochen kein Brief mehr angelangt, obgleich die Packetboote damals richtig nach und von Cuxhaven kamen. Frau von Wickenfeld ermangelte nicht, in jedem Zeitungsblatt die Ankunft derselben, Louisen bemerklich zu machen, auch war bekannt, daß die hannövrische Legion glücklich in England gelandet sey. Doch immer vergebens harrte die Trauerde von Posttag zu Posttag, keinen Seufzer der Liebe trugen die Winde über das Meer.

„Er ist todt!", jammerte sie. — „Nichts weniger," schüttelte die Vertraute, „er ist ein Mann, wie sie alle sind." — Es versteht sich, daß Louise ihr nicht glaubte, denn lieber hält ein Mädchen den Geliebten für todt, als für einen Mann wie sie alle sind. Die erfahrne Freundin ließ sich nicht abschrecken; sie wurde nicht müde, kleine Winke hin zu werfen, gelegentlich Beyspiele von männlichem Flattersinn zu erzählen, bis das geängstete Mädchen die Möglichkeit sich dachte, ein gleiches Schicksal zu erleben. Doch nur den Glauben konnte Frau von Wickenfeld erschüttern, die Hoffnung nicht.

Indessen wurde der Baron täglich verliebter,

täglich dringender. Noch hatte kein Frauenzimmer ihm widerstanden, er schob daher auch Louisens scheues zurückziehn blos auf Rechnung einer kindischen Blödigkeit, hielt für gut, in seinen Jahren den Roman von hinten anzufangen, und warb geradezu bey der Mutter um der Tochter Hand. Die gute Mutter schwamm in Freudenthränen; sie bat sich, Wohlstandshalber, nur einige Tage Bedenkzeit aus, die der Baron mit einem vornehmen Lächeln ihr zugestand. Mit Entzücken schloß sie jezt Louise in ihre Arme, sich und ihr Glück wünschend. Doch wie groß war ihr Erstaunen, als Louise schluchzend ihre Knie umfaßte, um ein Bekenntniß abzulegen, welches schon zwey Monate früher die kindliche Pflicht von ihr erfodert hätte. Die gute Mutter verzieh ihrem Liebling das späte, nur durch den Drang der Umstände abgepreßte Vertrauen, fühlte sogar sich stark genug, dem Wunsche des einzigen Kindes den ihrigen aufzuopfern; nur sollte dieser Wunsch nicht ganz von der Einbildungskraft zehren, die Liebe nicht im Luftschloß wohnen, sondern in der Ferne wenigstens ein Hafen zu erblicken seyn, nach dem sie ihre bunte Gondel steuern könnte. Jezt, bey dem zweydeutigen Stillschweigen des Herrn Hauptmanns, schien es doch fürwahr allzu lau-

nenhaft, das angebotene Glück um seinetwillen zu verscherzen. Diese Uiberlegung mußte freylich selbst eine Verliebte vernünftig finden, und wenn sie gleich das Glück, von dem die Rede war, in keinem Fall für das ihrige erkannte, so hatte doch der Gedanke, ihre alte kränkliche Mutter von allen Sorgen der Zukunft zu befreyen, großen Reiz für sie. Die Güte dieser Mutter; die rührende Resignation auf eigenes Wohlleben, wenn sie dem einzigen Kinde das Glück der Liebe dadurch erkaufen könnte, erweckte auch den Muth der Tochter. Sie bat nur noch um die Begünstigung, einen lezten Brief an Robert zu schreiben, und erklärte standhaft: wenn auch dieser unbeantwortet bliebe, oder mit allzufernen Hoffnungen sie schmeichle, so wollte sie ohne Murren sich ihrem Schicksale unterwerfen.

Bey dieser ganzen Verhandlung wurde Frau von Wickenfeld fleissig zu Rathe gezogen; sie billigte alles und übernahm es, Louisens Briefe sicher zu befördern. Indessen drang der Baron auf die Antwort. Die redliche Mutter glaubte, ihm die Lage der Sache nicht verheimlichen zu dürfen, sie sagte ihm Alles. Die Entdeckung

schien ihm nicht zu überraschen, auch nicht abzuschröcken. Er gab zu verstehen, dieser lezte Versuch sey völlig überflüssig, indessen wollte er sich doch auch noch in diese Grille fügen. Nur Eins, sagte er, falle ihm schmerzlich. Die Kurzeit lief zu Ende; Frau von Dalling machte Anstalten zur Abreise; ihr Wohnort war in einer fremden, sehr entlegenen Provinz, ihm nicht vergönnt, sie dahin zu begleiten; wie würde er des Hauptmanns Antwort schnell genug erfahren? und wenn sie günstig für ihn ausfiele, wie könnte einem Manne von seinem Alter zugemuthet werden, mit beschwerlichen Hin- ued Herreisen die kostbare Zeit zu verlieren? darum schlug er mit den einschmeichelndsten Gründen vor, Frau von Dalling sollte sich indessen nach Prag begeben; die Zerstreuungen jener angenehmen, von einem liebenswürdigen Adel bewohnten Stadt, würden ihr als heilsame Nachkur dienen; er besitze dort ein völlig eingerichtetes Haus, welches ganz zu ihrem Befehle stehe, auch werde seine Gegenwart dem Fräulein keinen Zwang auflegen, oder ihren Ruf gefährden, denn Geschäfte riefen ihn nach Wien, von da er nicht eher zurückkehren wollte, bis ein Wink von der gnädigen Frau ihn dazu berechtigte.

Louise bezeigte großen Widerwillen gegen diese Einrichtung, und allerdings war es wohl noch zu früh, ein solches Anerbieten anzunehmen, welches doch immer schon eine nähere Verbindung voraussetzte; allein die schwache Mutter konnte der Lockung nicht widerstehen, in Prag auf eine so wohlfeile Weise eine so glänzende Rolle zu spielen. Frau von Wickenfeld erbot sich zur Begleiterin, und der Vorschlag wurde angenommen. Sogleich schickte der Baron eine Staffete voraus, um zu ihrem Empfang alles vorzubereiten. Am Tage der Abreise begleitete er seine Gäste ehrerbietig bis an den Wagen und blieb zurück. Die Reisenden fanden auf allen Stationen bestellte Pferde und Erfrischungen; Jedermann empfing sie mit zuvorkommender Höflichkeit, Niemannd begehrte oder nahm Geld von ihnen. Frau von Dalling fand das sehr behaglich, und als sie vollends am zweyten Abend in Prag anlangte, der Wagen vor einem schönen, erleuchteten Hause hielt, reich gekleidete Bediente mit schweren silbernen Armleuchtern sie auf der Treppe empfingen, und in eine Wohnung führten, von der sich schwerlich entscheiden ließ, ob sie zum Tempel des Luxus oder der Bequemlichkeit bestimmt sey; da fiel sie der Tochter mit dem Ausruf:

ach Louise! um den Hals: und ob sie dann gleich schweigend sich auf den schwellenden Divan warf, so standen doch ihre geheimen Wünsche sehr lesbar in den funkelden Augen.

Frau von Wickenfeld trommelte lächelnd an den Fenstern von Spiegelglas, und meinte, in einem solchen Feenschlosse könnte man schon einen Sterblichen vergessen, Louise schwieg beklommen. — Am andern Tage wurden verschiedene Empfehlungsschreiben des Barons abgegeben, deren keines ohne freudliche Wirkung blieb. Man zog die Fremden schnell in die ersten Cirkel, man behandelte sie mit der feinsten Aufmerksamkeit. Ob nun gleich in dem Hause des Barons der Beutel der Frau von Dalling durch keine Ausgaben erschöpft wurde, so machten doch die täglichen Gesellschaften, in welchen die mütterliche Eitelkeit die schöne Tochter bewundert zu sehen begehrte, großen Aufwand nothwendig, der ihre Kräfte weit überstieg. Doch ihre daraus entspringenden Sorgen räumte Frau von Wickenfeld schnell aus dem Wege.

„Warum borgen Sie nicht?“ sagte sie mit leichtem, zuversichtlichen Tone; „die Schwieger-

mutter eines solchen Eydams findet überall Kredit, und ein paar tausend Thaler mehr oder weniger, was kümmert das den reichen Baron Frauenthal?"

Die schwache Dame ließ sich beschwatzen und häufte in wenigen Wochen so viele Schulden, daß, wenn ihre Hoffnung scheiterte, sie nothwendig Prag als eine Bettlerin oder Betrügerin hätte verlassen müssen. Selbst Louise protestirte nicht immer ernstlich genug gegen den vielen Schmuck und Tand, den die Mutter täglich auf ihrem Nachttische ausbreitete, denn sie blieb ein Mädchen; und ob man schon zu sagen pflegt: die Liebe besiege alles, so ist die weibliche Eitelkeit wunderselten von ihr besiegt worden.

Indessen war die Zeit, in welcher Roberts Antwort erscheinen sollte, schon verstrichen. Louise wurde leise daran erinnert — sie schwieg — die Erinnerung wurde lauter wiederholt — sie bat nur noch um eine Woche — dann wieder um eine — und dann um die lezte. In dieser lezten endlich, kam der erseufzte Brief, doch nicht an Louisen, nur an Frau von Wickenfeld ge-

richtet. Er schrieb: „Liebe Freundin! Ich bedauere die Zeit und das Papier, welche Sie verschwendet haben, um mich an eine Person zu erinnern, die ich nie gesehen zu haben wünschte. Ich bin durchdrungen von der Ehre, welche Fräulin Dalling mir erzeigt, halte mich aber ihrer unwerth. Möge sie in Gottesnamen den Baron Frauenthal, oder irgend einen andern ihrer zahlreichen Bewunderer, durch ihre Hand beseligen; ich bin entschlossen in der Ferne ein stiller Zeuge ihres Glück zu bleiben." — —

Arme Louise, du bebtest, als dieser Brief eröffnet wurde — du lachtest wild auf, als die grausame Freundin ihn vorlas — du riessest das Blatt aus ihren Händen, erkanntest die Hand und wolltest deinen Augen nicht trauen. Welch' eine Nacht folgt auf diesen Abend! welch' ein Morgen auf diese Nacht! — „Seyn Sie doch nicht kindisch," sagte Frau von Wickenfeld, „lernen Sie doch endlich die Männer kennen, deren sogenannte Herzen blos in den Augen sitzen, denn so bald sie diese wenden, so wendet jenes sich mit. Sie erfahren das zum erstenmale, darum schmerzt es noch so tief. Ich —

die ich mir einbilde, noch jung und hübsch zu seyn — habe dergleichen oft erfahren, und keine meiner Bekannten darf sich eines Vorzugs rühmen."

Die schöne Dame kannte weder Louisen noch die Liebe, wenn sie solchen Trostsprüchen Kraft zutraute. Freylich konnte und wollte die Verlassene den Treulosen nicht vertheidigen, aber ein geheimer Wunsch regte sich doch noch immer in ihrer Seele: ach! daß ich ihn vertheidigen könnte! — folglich haßte sie ihn nicht. Ja, sogar auf ihre gereizte Empfindlichkeit, ihre verwundete Eitelkeit, hatte Frau von Wickenfeld — Louisen nach sich beurtheilend — vergebens gerechnet, denn auch jezt noch zeigte Louisen nicht das mindeste Verlangen, Baronin Frauenthal zu werden, und hätte gerne haltbaren Vorwand zu neuem Aufschub ersonnen. Allein die Mutter deutete mit düsterm Ernst auf einen Haufen unbezahlter Rechnungen, und erklärte seufzend: sie müsse Prag beschimpft verlassen, wenn die Tochter ihr Versprechen nicht erfüllte.

Das entschied. Frau von Wickenfeld sandte eine Staffete nach Wien; der Baron kam schnel-

ler als die Staffete zurück, und in wenigen Tagen schleppte er seine Beute zum Altare. Die Augen des Bräutigams glühten, die der Braut erloschen; die Augen der Mutter schwammen in süssen Thränen, die der Freundin frohlockten.

Louise war nun eine reiche Frau. Sie konnte ihre Ohrenläppchen durch Brillanten um einen halben Zoll verlängern; die Weisse ihres Busens durch gelbe Spitzen erhöhen; sie konnte, so oft es ihr beliebte, die glänzendste Equipage anspannen lassen; mitten im Winter ihre Treppe mit einem Blumengarten schmücken, und was dergleichen beneidete Vorzüge mehr seyn mögen; aber ihre Ruhe, ihr kindlicher Frohsinn waren entwichen.

Eifersüchtig wie — ein Tiger hätte ich fast gesagt, wenn Verleumdung selbst gegen Tiger zu entschuldigen wäre: nein, eifersüchtig wie ein Mann, der da weiß, daß er beynahe dreissig Jahre älter ist, als seine schöne Frau, so zeigte sich der Baron gleich nach der Vermählung. Das edle Vertrauen, welches man ihm

die ich mir einbilde, noch jung und hübsch zu seyn — habe dergleichen oft erfahren, und keine meiner Bekannten darf sich eines Vorzugs rühmen."

Die schöne Dame kannte weder Louisen noch die Liebe, wenn sie solchen Trostsprüchen Kraft zutraute. Freylich konnte und wollte die Verlassene den Treulosen nicht vertheidigen, aber ein geheimer Wunsch regte sich doch noch immer in ihrer Seele: ach! daß ich ihn vertheidigen könnte! — folglich haßte sie ihn nicht. Ja, sogar auf ihre gereizte Empfindlichkeit, ihre verwundete Eitelkeit, hatte Frau von Wickenfeld — Louisen nach sich beurtheilend — vergebens gerechnet, denn auch jezt noch zeigte Louisen nicht das mindeste Verlangen, Baronin Frauenthal zu werden, und hätte gerne haltbaren Vorwand zu neuem Aufschub ersonnen. Allein die Mutter deutete mit düsterm Ernst auf einen Haufen unbezahlter Rechnungen, und erklärte seufzend: sie müsse Prag beschimpft verlassen, wenn die Tochter ihr Versprechen nicht erfüllte.

Das entschied. Frau von Wickenfeld sandte eine Staffete nach Wien; der Baron kam schnel-

ler als die Staffete zurück, und in wenigen Tagen schleppte er seine Beute zum Altare. Die Augen des Bräutigams glühten, die der Braut erloschen; die Augen der Mutter schwammen in süssen Thränen, die der Freundin frohlockten.

Louise war nun eine reiche Frau. Sie konnte ihre Ohrenläppchen durch Brillanten um einen halben Zoll verlängern; die Weisse ihres Busens durch gelbe Spitzen erhöhen; sie konnte, so oft es ihr beliebte, die glänzendste Equipage anspannen lassen; mitten im Winter ihre Treppe mit einem Blumengarten schmücken, und was dergleichen beneidete Vorzüge mehr seyn mögen; aber ihre Ruhe, ihr kindlicher Frohsinn waren entwichen.

Eifersüchtig wie — ein Tiger hätte ich fast gesagt, wenn Verleumdung selbst gegen Tiger zu entschuldigen wäre: nein, eifersüchtig wie ein Mann, der da weiß, daß er beynahe dreissig Jahre älter ist, als seine schöne Frau, so zeigte sich der Baron gleich nach der Vermählung. Das edle Vertrauen, welches man ihm

bewiesen, indem man Louisens Liebe zu Robert nicht verschwiegen, wurde jezt für die Unglückliche eine unerschöpfliche Quelle von ausgesuchten Qualen. Täglich neckte und verhöhnte er sie, bald mit bitterm Scherz, bald mit unfreundlichem Ernst. Wenn sie einmal in Gedanken sich verlor, so bemerkte er hämisch, Robert sey vermuthlich der Gegenstand derselben. Wenn etwa ein fremder Offizier in einer rothen Uniform sich blicken ließ, so tobte er wie ein Unsinniger, behauptend, sie habe ihm seufzend nachgesehen. Tausendmal warf er ihr vor, daß sie ihm nur eine von Robert verschmähte Hand gereicht; und wenn sie ihn demüthig erinnerte, ihm sey ja nichts verschwiegen worden, er habe alles vorher gewußt, so erbitterte das Gefühl seines Unrechts ihn nur noch heftiger, und rieß ihn oft zu den gemeinsten Unanständigkeiten hin.

In dieser traurigen Lage hatte Louise keinen andern Trost, als die Zufriedenheit ihrer Mutter, der sie ihre Leiden so viel wie möglich verbarg. Schwerlich würde ihr das gelungen seyn, wäre es ihr nicht von der Mutter selbst erleichtert worden; denn die gute Alte, im war-

men Neste sich behaglich blähend, wollte nun einmal weder sehen noch hören, und fragte nie. Frau von Wickenfeld tändelte, dem Anscheine nach gedankenlos, um die verblühende Freundin, schalt auf die Männer, und suchte deren Treulosigkeit monatlich an einem derselben zu rächen. Als das Carneval herbey kam, führte der Baron seine Damen nach Wien, größtentheils aus Eitelkeit, um den Wienern seine hübsche Frau zu zeigen. Hübsch war sie freylich noch, und vielleicht hübscher, als da ihre Wangen noch keine Schminke bedurften. Die für alles Schöne empfänglichen, Wiener, flüsterten mit sichtbarem Wohlgefallen einander in die Ohren, so o.t die Baronin Frauenthal in eine Loge oder einen Tanzsaal trat.

Einst hatte sie auf einer glänzenden Maskerade ein stilles Plätzchen als Zuschauerin gewählt, und sich gleichsam hinter einer Reihe von Damen verschanzt, als ein Domino sich der Maske näherte, die gerade vor ihr saß, die Larve abnahm und sich bükte, um mit dieser zu sprechen. Louise wandte von ungefähr ihren Blick dahin, erkannte Robert, schrie laut auf und wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich

kam, lag sie auf einem Sofa in ihrem Schlafzimmer, die Mutter saß weinend zu ihren Füssen, Frau von Wickenfeld stand lauernd am Fenster, und der Baron ging mit großen Schritten im Zimer auf und nieder, fluchte, schimpfte, knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste, schien sich nur mit Mühe der Thätigkeiten zu enthalten. Er sey entehrt! sprudelte er geifernd und kaum der Zunge mächtig, er sey im Angesicht des ganzen Publikum jeden Laffen, jeder Dirne zum Gespött geworden.

So war es nicht. Denn als Louise in Ohnmacht fiel, hatte sich zwar ein Kreis von neugierigen Gaffern um sie versammlet, durch welche sich der Baron, hastig herzustürzend, kaum einen Weg zu bahnen vermochte; allein es war keinen in den Sinn gekommen, diesen Zufall übel zu deuten, denn Louise saß ja mitten unter Damen, mit ihr hatte keine Mannsperson gesprochen: man schob es natürlich auf die Hitze, den Staub. Robert, der Einzige, der die wahre Ursache ahndete, hatte sich sogleich entfernt; doch leider! nicht ungesehen von Frau von Wickenfeld, die, als sie mit der Ohnmächtigen und dem Baron nach Hause fuhr, in aller Unschuld ein Wörtchen

davon fallen ließ, auch die Vermuthung wenigstens nicht widerlegte, daß Robert mie Louisen selbst gesprochen hätte. Den Inhalt dieses vermeinten Gesprächs verlangte der Baron jezt zu wissen, foderte es in einem harten gebietherischen Ton, und als Louise ihm, mit wenigen sanften Worten aber hellen Blicken, zuschwur, er sey im Irrthum; da schäumte er vor Wuth und stürzte, Rache drohend aus dem Zimmer. Louise blieb still liegen. Zwey große Tropfen rollten über ihre bleichen Wangen, aber sie weinte nicht. Gelassen bat sie um Ruhe und Einsamkeit, blieb allein, stüzte den Kopf in die Hand, und starrte bis zum Tages Anbruch in das Flämmchen des Nachtlichtes. Endlich stand sie auf, und wankte an den Schreibtisch, schrieb einige Worte, klingelte, gab dem Kammermädchen ein Billet, und befahl es ihrem Gemahl zu bringen.

Es enthielte den Wunsch, sich in ein Kloster zu begeben. Der Baron lachte dem erschrockenen Mädchen gräßlich ins Gesicht. „Sage deiner Herrschaft, ihre Wünsche sind Befehle für mich; sie soll der tiefsten Einsamkeit sich bald erfreuen.“

Wahrhaft getröstet durch diese Antwort, harrte nun Louise des Besuches ihrer Mutter, um den gefaßten Entschluß ihr mitzutheilen; allein der Mittag kam, der Abend erschien, die Mutter nicht. Aengstlich wähnte die liebende Tochter, sie sey krank, und wollte das Mädchen zu ihr schicken, wollte selbst hinüber wanken, denn der Mutter Wohnung war in einem Flügel des Hauses; aber — welch' ein Gemisch von widerlichen Gefühlen bestürmte sie plötzlich, als sie die Thüre ihres Vorgemachs verschlossen fand, und das Mädchen ihr weinend erklärte: sie sey eine Gefangene, und Niemand dürfte zu ihr, selbst die Mutter nicht, die schon vergebens Alles versucht habe, um den wüthenden Eydam zu besänftigen.

Louise faltete ihre Hände, sah gen Himmel und sank auf einen Sessel, den sie in düsteres Schweigen nicht verließ, bis nach eingebrochener Nacht, ein Schlüssel im Vorsaal klirrte, als ihr Kerker sich aufthat, der Baron mit kalter Richtermiene hereintrat, und ihr mit den Worten, „kommen sie Madam," den Arm bot. Sie stand auf und ging mit ihm, ohne ihn einer Frage oder eines bittenden Wortes zu

würdigen. Er führte sie einer Hintertreppe hinab, ein Reise Wagen stand vor der Pforte; ein Bedienter, mit einer Banditen Physiognomie, öffnete den Schlag, der Baron hob die Schweigende hinein, verschloß die Thür, lachte laut auf, und rief: glückliche Reise! der Bandit schwang sich auf den Bock, und in wenigen Minuten befand sich Louise vor den Thoren von Wien.

Es war eine dunkle Nacht. So lange der Wagen über das Straßenpflaster rollte, glaubte sie sich ganz allein; als es aber stiller wurde, hörte sie ein leises Geräusch neben sich, erschrack und rief: „Ist noch jemand da?"

Ich, erwiederte eine heisere weibliche Stimme. — „Wer ist dieses Ich?" — Die alte Brigitte, Ew. Gnaden unterehänigste Magd. — Diese Brigitte, die erst kürzlich einem Wiener Mahler als Modell zu der Hexe von Endor gesessen hatte, war eine Art von Aufseherin über Wäsche und Silberzeug in des Barons Hause, nachdem sie in frühern Zeiten als Kupplerin gedient. Louise hatte sie kaum zweymal gesehen, und kein Wohlgefallen an ihrer Physiognomie

gefunden. — „Wie kommst du hieher? was sollst du hier?"

„Ich soll die Ehre haben, Ew. Gnaden als Kammerfrau zu bedienen."

„An dem Orte, wohin ich gehe, werde ich keiner Kammerfrau bedürfen." — Die Hexe schwieg, auch Louise, und der Wagen rollte über Stock und Stein. Nach einigen Stunden war die erste Postation erreicht, die Pferde wurden gewechselt, und in wenigen Minuten fuhren sie weiter. Louise sprach noch immer kein Wort; als aber mit anbrechenden Tage schon die dritte Station hinter ihnen lag, da wandte sie sich endlich mit der Frage an ihre Begleiterin: „Ist das Kloster weit?" — Welches Kloster? Das wohin man mich führt." Hihihi, das wäre wohl Jammerschade, eine so schöne Dame in ein Kloster zu sperren. Nein, das thut der gnädige Herr nicht; den kenne ich von Kindesbeinen an, der weiß recht gut, das Augenblicke kommen, wo der Zorn verschwindet und das Herz nach Versöhnung schmachtet; dazu findet sich in einem Kloster gar schlechte Gelegenheit.

„Mein Gott! wohin schlept man mich?" — Schleppen? ey bewahre der Himmel! wir fah-

ren mit Extrapost in einem schönen bequemen Wagen, und die liebe Sonne scheint überall, wo wir hinkommen; wenn Ew. Gnaden nur Vertrauen zu mir haben, so wird sich alles fügen. — In der That schien die Hexe nicht abgeneigt, ihr altes Handwerk wieder hervor zu suchen. Sie war schon längst mit dem Baron unzufrieden, daß er ihr gleichsam das Gnadenbrod gab, und, nach so langen treuen Diensten, oft in Jahr und Tag nicht ein Wort mit ihr sprach, mit ihr, die doch so gerne schwazte, besonders von vergangenen und folglich bessern Zeiten. Jezt hatte er sie freylich plötzlich rufen lassen, sie freundlich und gesprächig empfangen, ihr sogar das Ehrenamt einer Duenna vertraut; doch das konnte ihren Groll nicht ganz vertilgen, denn es geschah doch nur — das merkte sie wohl — weil der Herr Baron sie eben nothwendig brauchte, und für seine Rache keinen bessern Satan aufzutreiben wußte. Daher wäre es Louisen leicht geworden, Frau Brigitten zu gewinnen, wenn sie nur vom Gipfel der Unschuld bis in den Pfuhl der Verworfenheit hätte hinabsteigen können. Aber die gemeine Niederträchtigkeit, die aus allen Reden und Erzählungen der Alten hervor schäumte, machten ihr das Weib so zu wider, das sie keine

Sylbe mehr mit ihr sprach, und wenn das Mühlwerk von dessen Zunge dennoch fortklapperte, ihr wohl gar mit trocknem Ernste zu schweigen gebot. Dadurch verdarb sie Alles. Frau Brigitte murmelte nur noch in den Bart; (denn sie hatte wirklich einen recht ansehlichen Bart) „man sey in solcher Läge gewissen Leuten Achtung schuldig," und schwieg von nunan störisch. — Das Einzige, was Louise von ihr zu wissen begehrte, hatte sie ohnehin nie verrathen, nemlich, wohin die Reise gehe? Auch der Bandit auf dem Bocke beantwortete diese Frage nicht, die, mehr als e i n m a l zu wiederholen, die beleidigte Gattin sich zu stolz fühlte. Sie ergab sich ruhig in ihr Schicksal, beklagte blos mit stillen Thränen die Trennung von ihrer Mutter, und sah, in die Ecke des Wagens gedrückt Städte, Dörfer und Fluren neben sich vorüber fliegen.

Endlich erreichten sie, die Ufer des adriatischen Meeres, ein neuer, herrlicher Anblick für die Bewohnerin einer Provinz, die nirgend mit der See grenzte. Halbe Tage lang ruhten ihre Augen auf dem ungeheuern Wasserspiegel, und verfolgten die Wellen, wie sie entstanden, wuch-

sen, endlich schäumend sich überstürzten und begruben. So die Hoffnungen in der Brust des Menschen, dachte Louise, und fand eine Art von Beruhigung in dem Augenblick dieses ewigen Emporwallens und Verschlingens.

Sie war nun in Dalmatien. Unfern von Ragusa, dieser, nun auch durch die unbändigen Wellen der Zeit verschlungenen Republik, stand ein altes Schloß auf einen schroffen Felsen am Meere, nur von Eulen, Krähen und einem Gichtbrüchigen Verwalter bewohnt; ein, dem Baron von mütterliche Seite angestammtes Erbe, jezt zu Louisens Kerker bestimmt. Ein schauerliches Gefühl ergrief sie, als sie auf dem düstern, begraßten Schloßhof fuhr, und eben eine alte, knarrende Thurmuhr, gleich einer Grabesglocke schlug. Der Bandit überreichte dem Verwalter einen schriftlichen Befehl, der, nachdem er ihm schweigend gelesen, schweigend mit seinen Schlüssen rasselte, den Rost davon schabte, eine seufzende Pforte aufthat, und auf einer schwitzenden Mormortreppe seine Gefangene in die Prunkzimmer führte, in welchen Goldlederne Tapeten in zernagten Streifen von den Wänden hingen. — Louise nahm sich zusammen, ihr entschlüpfte kein Seufzer.

Es war schon dämmrig als sie ankam, im Schlosse selbst schon dunkel, das vermehrte des Ortes Grauen, Sobald man ihr ein Schlafzimmer angewisen, begehrte sie allein zu bleiben, bestieg mittelst eines Stuhles, das hohe, hart gepolsterte Prunkbett, weles einem Sargkophag gleich, warf unausgekleidet sich nieder, und weinte, bis der gänzlich erschöpfte Körper den sanften Kuß des Schlummers nicht mehr abzuwehren vermochte.

Der Sturmwind, der durch die Zimmer der Burg sauste, und mit losgerissenen Dachziegeln, wie die Schwalbe mit Federn, in der Luft spielte, führte ihren halbwachen Sinnen fürchterliche Träume zu, die er auch selbst wieder zerstörte, indem er mit der ersten Dämmerung den Schlaf von ihren müden Augen scheuchte. Sie sprang auf und trat ans Fenster. Es hatte die Aussicht auf das Meer. Eben zitterde der Sonnenrand wie flüssiges Gold auf den Wellen. Die Majestät des Anblicks beugte die Knie der Unglücklichen, sie betete mit Inbrust und fühlte sich gestärkt. Das Gefühl der Unschuld gab ihr Kraft zu dem festen Entschluß, ihre Leiden still zu tragen, in

ihrer Wächter Gegenwart keine Thräne, keine Klage sich zu verstatten, und so ihrem Henker die Schadenfreude zu vergällen. Sie richtete sich ein so gut sie konnte. Bücher gab es nicht, Dinten, Feder und Papier wurden ihr versagt. Allein sie wußte dennoch mit tausend kleinen Beschäftigungen abzuwechseln. Sie flocht niedliche Körbe von Binsen; sie machte Rosenkränze von Korallen, die dort herum gefischt wurden; sie sammelte bunte Steine und Seegras; sie fütterte die jungen Schwalben in den Nestern unter ihrem Fenster, oder sie sah den Möven zu, die sich tief unter ihr spielend ins Meer tauchten.

Ein täglicher Spaziergang an der See war ihr vergönnt, und sie versäumte diese Stunde nie, obgleich die Hexe von Endor oder der Bandit stets ihre lästigen Begleiter waren. Glücklicherweise wurden diese Wächter bald des beschwerlichen Amtes überdrüssig; die Alte holte sich einigemal ein derbes Gicht, und der liederliche Bandit, dem die Einsamkeit eine größere Marter war, als seiner Gefangenen, brachte oft die ganze Woche in den Wirthshäusern von Ragusa zu, in der sichern Uiberzeugung, daß in einem so fernen

Lande, jeder Weg und jedes Mittel zur Flucht ihr ohnehin versagt wären.

Er hatte Recht. Auch kam es Louisen nicht in den Sinn, die Einöde zu verlassen, an welche sie sich nach und nach gewöhnte. „Es war ja mein Wunsch," so sprach sie zu sich selbst, „mich in ein Kloster zu begraben. Gott ist überall! warum könnte ich diese Burg mir nicht zum Kloster umschaffen? überall erreicht ein kindliches Gebet den Himmel."

So erwarb sie sich in Kurzem eine Art von Zufriedenheit. Nur die Trennung von ihrer Mutter und der Gedanke an Roberts Treulosigkeit entlockten ihr noch Thränen. — Eines Tages hatte sie sich am Meeresufer, bald im Sand bunte Muschel suchend, bald unthätig ihren Gedanken nachhängend, sich weiter als gewöhnlich entfernt, und wurde erst mit Schrecken gewahr, als ein Donnerschlag sie aus ihren Träumereyen weckte. Sie blickte auf, sah eine Wolke sich über das adriatische Meer wälzen, und die Burg in zimlicher Entfernung vor sich liegen. Sogleich verdoppelte sie ihre Schritte, mußte jedoch, um des hemmenden Sandes willen oft still stehen und Athem

schöpfen. In solchen Augenblicken hörte sie dem Donner immer näher rollen; ihre Angst stieg und erreichte bald den höchsten Grad, als sie einige hundert Schritte hinter sich, einen Mann gewahr wurde, der, das Gesicht in einen Mantel verhüllt, ihr nach zu eilen schien.

Jezt fing sie an zu laufen, hielt aber diese Anstrengung nicht lange aus, blickte schüchtern rückwärts, und sah, daß auch der Fremde lief. Ihre Glieder wankten, der Schrecken lähmte ihre Glieder, sie sank auf einen Stein am Ufer, hörte den Fußtritt ihres Verfolgers schon ganz nahe, und im nächsten Augenblick lag mit einem Donnerschlag — Robert zu ihren Füßen. — Sie zuckte, als habe sie der Blitz getroffen, und erstarrte wie ein Marmorbild. Große Regentropfen, die auf ihr Gesicht fielen, gaben ihr die Besinnung wieder. Noch lag er da zu ihren Füßen, umklammerte ihre Knie, und schluchzte und konnte nicht reden. Ihr lieh zu erst der weibliche Stolz Kraft zu sprechen.

„Was wollen Sie hier? — sind Sie gekommen, sich an meinem Elend zu weiden?" Hö-

ren Sie mich, stammelte Robert, ich bin unschuldig! — In diesem Augenblick erscholl Frau Brigittens kreischende Stimme in der Ferne. Robert warf sich hinter den Stein. Louise ging ihr entgegen. Sie brachte Regenschirme und keifte über das ewige Spazierenlaufen. Zum Glück hatte sie den Weißmantel nicht bemerkt, weil ihr der Regen ins Gesicht schlug, und sie den Schirm, gleich einem Schilde, vor die Augen hielt. — Louise erreichte in der heftigsten Bewegung ihr Zimmer. Die Worte: ich bin unschuldig! diese so gern geglaubten Worte, tönten unaufhörlich in ihren Ohren. „Gewiß er ist unschuldig!“ sagte ihr Herz, „gewiß er liebt mich noch! denn warum käme er sonst in diese Einöde? warum suchte er mich in einem unwirthbaren Winkel des venetianischen Meerbusens! was kümmerte ihn mein Schicksal, wenn jener abscheuliche Brief sein Werk, sein Gedanke war?“ — Mit welcher Ungeduld erwartete sie den folgenden Tag! mit welcher Aengstlichkeit sah sie jedem Augenblick nach allen Himmelsgegenden, um zu erspähen, ob kein böses Wetter ihr den gewohnten Ufergang verbieten werde. Sie hätte freylich jeder Witterung getrozt; allein was würde Frau Brigitte, was ihr eigner Stolz dazu sagen? — Auch bey

dem schönsten Sonnenschein, der glücklicherweise am folgenden Tage lächelte, konnte sie sich nicht verhelen, das es, gelinde ausgedrückt, unschicklich sey, ihrem Liebhaber gleichsam entgegen zu kommen, zwar unverabredet, doch darum nicht minder gewiß.

Sie kämpfte lange mit diesen Bedenklichkeiten, und um dieselben gehörig zu erwägen, ging sie noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich an das Ufer, weil ein tiefes Nachdenken durch das Murmeln der Wellen begünstiget wird. Sie könnte ja noch immer, meinte sie, schnell wieder umkehren, wenn sie den Weißmantel von ferne gewahr würde. Aber — sie wurde ihm bald gewahr, und kehrte nicht wieder um. Freylich war er auch schon gar zu nahe, denn er sprang plötzlich hinter einem Felsen hervor, und nun — ihre Knie von ihm umfaßt, war an keine Flucht mehr zu denken.

„Aus Barmherzigkeit!" hub Robert an, „hören Sie meine Rechtfertigung. Wir sind beyde schrecklich hintergangen worden. Ehe ich Sie sah, hing ich mit leerem Herzen an Frau von

Wickenfeld. Sie war jung, hübsch, eitel, koket, sie zeichnete mich aus, und ich schmiegte mich aus Dankbarkeit mit leichtem Sinn in das leicht gewobene Netz. Es war zerrissen, sobald ich Louisen erblickte. Sie erinnern sich, wie wir am Dorotheensteine von ihr überrascht wurden. Ich ahndete ihre Tücke. Allein die Schlaue wußte den Groll so künstlich zu verbergen, so viel Heiterkeit zu lügen, mich so traulich naif zuversichern, daß sie mich keineswegs egoistisch liebe, sondern daß mein Glück, gleichviel durch wem gegründet, auch das ihrige sey; daß sie bald mein ganzes Vertrauer erschlich. Ich sah, wie schwesterlich sie sich zu Ihnen neigte, ich hörte sie täglich von Ihnen mit Entzücken sprechen; ihr verdankten wir so manche schöne Stunde — wie hätt' ich Argwohn schöpfen können? — Nur ein paarmal, nur ganz leise schien es, als wollte sie mir Mistrauen gegen ihre Beständigkein einflößen; sie machte mich Aufmerksam auf jede kleine Unbedachtsamkeit, die Ihrer kindlichen Munterkeit bisweilen entschlüpfte; sie wollte Eifersucht erregen; auch ließ sie wohl dann und wann ein Wörtchen von Ihrer Armuth fallen, und von den Schwierigkeiten einer Verbindung mit Ihnen; aber alles das geschah so gutmüthig, schien so ganz nur aus zärtlicher

Besorgniß für mein Glück zu entspringen, daß ich sie darum lieber gewann, und ihr täglich fester vertraute.

„Als nun der Befehl meines Vaters mich von Ihnen trennte, da öffnete sich der Verläumdung ein freyes Feld. Doch nicht sogleich, nur nach und nach, wagte Frau von Wickenfeld meinen festen Glauben an Sie zu untergraben. Anfangs waren es nur Unbesonnenheiten, Leichtsinn, endlich zweydeutige Geschichten, die sie, mit dem Tone des innigsten Bedauerns, mir vortrug, klagend, daß ihre gewissenhafte Freundschaft ihr die saure Pflicht auflege, mir die Wahrheit nicht zu verhelen. So stürzte sie mich an jedem Posttage in Kummer und Verzweiflung, und entrieß mir Bethörden den Entschluß, Ihnen zu entsagen. Ich schrieb nicht mehr, erhielte auch keinen Brief mehr von Ihnen, bis auf den lezten, der mir den bittersten Spott zu enthalten schien; denn Frau von Wickenfeld hatte mir gemeldet, Sie hätten schon längst mit dem Baron einen verdächtigen Umgang gepflogen, dessen Folgen Sie jezt zu einer schnellen Verbindung nöthigten."

„Daher meine unsinnige Erklärung. — Ein

halbes Jahr nachher wurde mein Bruder im Duell erschoßen, und mein Vater starb kurz darauf aus Gram. Ich war nun Majoratsherr, hatte ein großes Vermögen zu verwalten, nahm deshalb meinen Abschied und eilte nach Hause, wo ich, unter den Papieren meines Vaters, mit starrem Erstaunen, einen Brief von der Frau von Wickenfeld fand, der, aus Karlsbad geschrieben, ihn von meinem Verhältniß zu Ihnen unterrichtete, Sie mit den gehässigsten Farben schilderte, und ihm warnend rieth, mich so schnell als möglich zu entfernen. Da fiel die Decke mir von den Augen. Des schändlichsten Weibes Bosheit, Louisens Unschuld, mein abscheuliches Betragen, und mein verscherztes Glück standen plötzlich vor mir. Ich wankte herum wie ein Träumender oder wüthete wie ein Unsinniger. Als ich wieder eines Gedankens, eines Willens fähig wurde, beschloß ich, Sie noch einmal zu sehen, in der Hoffnung ruhiger zu werden, wenn ich Sie glücklich fände; oder auf die Gefahr, an meinem zerrissenen Herzen zu verbluten, wenn auch Sie, ein Opfer der Bosheit, Ihr Leben vertrauern müßten."

„Ich eilte nach Prag, Sie waren nicht mehr

dort. Ich flog nach Wien, kam dort gegen Abend an, hörte von einer Maskerade und ließ mir sogleich einen Domino holen, um Sie vielleicht dort zu finden und im Stillen zu beobachten. O ich fand Sie auch! unter Tausenden hatte mein Herz Sie in der ersten Viertelstunde ausgespürt, ich folgte Ihnen überall auf dem Fuße, ich sah Sie schöner als jemals, aber der leidende Zug des Grams auf ihrem Gesichte entging mir nicht, und — soll ich es bekennen? er that mir wohl!"

„Sie sezten sich; da stand ich von ferne, und nach und nach drang sich mir immer heftiger das Verlangen auf, mich Ihnen zu zeigen, um zu erfahren, welchen Eindruck mein plötzliches Erscheinen hervorbringen würde. Es war ein böser Dämon, der diesen Gedanken mir einhauchte, mich marterte, ihn auszuführen, und meine thörichte Keckheit durch den Zufall begünstigte; denn eine Dame von meiner Bekanntschaft sezte sich gerade vor Sie hin. Was nun geschah, wissen Sie. Man trug Sie fort, und ich sank, meine Sinne kaum noch mächtig, auf denselben Stuhl, auf dem Sie gesessen hatten. Frau von Wickenfeld hatte mich erkannt,

und mir im Verbeygehen blos die Worte zugeflüstert: Sind Sie rasend? Die Schlange ahndete nicht, daß sie entlarvt vor mir stand. Ich konnte in diesem Augenblick ihr nicht antworten; nur die tiefste Verachtung mochte sie in meinen Blicken lesen. Sie verschwand. Ich stürzte mich in das Gewühl, hörte überall von Ihnen mit der höchsten Verehrung, mit dem innigsten Bedauern sprechen, und meine Brust wollte mir zerspringen. In den folgenden Tagen bot ich alles auf, um etwas von Ihnen zu erfahren; es hieß, Sie wären plötzlich abgereist, doch Ihr Gemahl und Ihre Mutter zurückgeblieben. Wohin man Sie geführt hat, wußte mir Niemand zu sagen. — Ich wählte eine Stunde, in der ich den Baron bey Hofe wußte, ging zu Ihrer Mutter, und fand sie in Thränen, rührte sie durch die Erzählung meines Schicksals, durch den Jammer meiner Liebe. Ich weinte auf ihrer Hand, sie weinte an meiner Wange; ihr Bedauern war der einzige Trost, den sie mir zu geben vermochte, denn auch sie kannte den Ort Ihrer Verbannung nicht. Aber Frau von Wickenfeld meinte sie, der könnte er unmöglich verborgen seyn, denn sie lebe jezt mit dem Baron auf einen sehr vertrauten Fuße."

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich eilte zu der Frau von Wickenfeld, ließ mich nicht bey ihr melden, drang, als ein alter Bekannter, bis vor die Thür ihres Kabinets, die ich plötzlich aufrieß, und die Dame zum Glück allein fand. Bey meinem ersten Anblick schien sie ein wenig zu erschrecken, faßte sich aber schnell und hieß mich mit ihrem gewöhnlichen leichten Tone willkommen. Bebend vor innern Grimm zog ich ihren Brief an meinem Vater aus der Tasche, und hielte ihn ihr unter die Augen. Sie erröthete, sah mich aber nach einer Pause mit frohem Blick an, und sagte gelassen: „Nun? was weiter?“ — Ihre Unverschämtheit brachte mich aus aller Fassung, ich stammelte die heftigsten Vorwürfe. „Gemach mein Herr!“ sagte sie stolz: „ist es meine Schuld, daß sie betrogen wurden? Erfahrung kauft man stets auf eigne Kosten. Sie haben gelernt, daß man die Verlassene Nebenbuhlerin nie zur Vertrauten machen muß. Wenn Ovid, in seiner Kunst zu Lieben, diese weise Lehre vergessen hat, so ist das auch nicht meine Schuld.“ — Laut lachend wollte sie bey diesen Worten mir entschlüpfen. Ich ergriff sie heftig beym Arm.

„Nicht von der Stelle Madam!“ rief ich wüthent, „bevor sie mir entdeckt haben, wohin man Louisen entführte.“

„Mein Herr!“ stotterte sie erschrocken, „was geht das mich an! ich weiß es nicht.“ — Sie wollte sich losreissen, und in ihr Schlafgemach entfliehen. „Sie entrinnen mir nicht,“ sagte ich mit kaltem Grimm, und zerrte sie selbst dahin. Sie sah mich von der Seite mit scheuen Blicken an, wie man einen Wahnsinnigen betrachtet.

„Ich werde meine Leute rufen,“ sprach sie mit zitternder Stimme. Ich verrügelte schnell die Thür, zog den Degen und schwur bey meiner Ehre, daß ich sie durchbohren würde, wenn sie nicht augenblicklich alles bekennte. „Auch die Lehre,“ fügte ich hinzu, „hat vielleich Ovid vergessen, daß man einen wahrhaft Liebenden nicht zur Verzweiflung treiben muß.

Ihr Körper bebte heftig. „Wollen Sie sich auf das Schaffot bringen? stammelte sie kaum hörbar. Ich sezte ihr die Degenspitze auf die

Brust, und sie bekannte. Jezt ließ ich von ihr ab, mit der ernstlichen Warnung, daß sie meiner Rache nicht entrinnen werde, wenn der Baron auch nur eine Sylbe von diesem Auftritte erführe. In wahren oder künstlichen Krämpfen blieb die Verworfene liegen; ich aber taumelte in meinen Gasthof, warf mich in den Wagen und flog an die Küste, wo ich seit drey Tagen, in einer Fischerhütte verborgen, den günstigen Augenblick erwartete, um Louisen meine Unschuld, meine Liebe zu betheuern.

„Und mich nur noch elender zu machen!“ schluchzte sie. Doch nein, diese Klage kam nicht aus ihrem Herzen, denn dieses Herz fühlte sich sanft erleichtert, als es die Unschuld des Geliebten erkannte. Schöne Tage verlebten sie nun wieder an der unwirthbaren Küste; jede Klippe wurde für sie ein Dorotheenstein; täglich fanden sich die Liebenden auf dem einsamen Spaziergang, wo sie nur aus einen einzigen Fenster des Felsenschlosses bemerkt werden konnten. Aber dieses Fenster, das wußte Louise, gehörte zu einer unbewohnten Kammer, die seit vielen Jahren nicht aufgeschlossen wurde. Indessen meinte Robert, es sey doch möglich, daß Frau

Brigitte einmal auf den Einfall gerathen könnte, sie dort zu belauschen. Die ängstliche Louise fand diese Furcht nicht ungegründet, und ließ daher sich leicht überreden, bis zu der ohnweit gelegenen Fischerhütte mit ihm zu wandeln, wo sie allen neugirigen Blicken sich entzogen, auf einer Bank von Seegras Träumen einer glücklichen Zukunft nachhingen, und täglich rathschlagten, durch welche Mittel sie zu erringen sey. Natürlich war Roberts erster Gedanke, Louisen zu entführen, welches ihm hier so leicht wäre. Er durfte nur eine Fischerbark miethen, und sich mit ihr nach Venedig flüchten. Allein sie versagte beharrlich ihre Einwilligung.

„Ich bin nun einmal des Barons Gemahlin, sagte sie, „meine Ehre darf ich auch der Liebe nicht opfern." Weit leichter schien es ihr, den Mann, der ohnehin sie haßte, zu einer Trennung zu überreden, oder dessen Tod abzuwarten. Das leztere verwarf Robert, als unerträglich weit aussehend; das erstere wollte er aus allen Kräften zu bewirken suchen. Beyde überzeugten sich so gerne von der leichten Ausführung dieser Maßregel; beyden wurde es täglich gewisser, daß sie nach überstandener Prü-

fung vereinigt, bald ganz einander angehören würden; und — dieser süßen Täuschung sich überlassend — sah ein unbewachter Augenblick sie straucheln — fallen. —

Aber plötzlich fuhr Louise jezt erschrocken aus dem schönen Traum empor! — „Wir haben uns hier zum leztenmal gesehen!" rief sie mit bittrer Wehmuth und abgewandtem Gesicht. „Reisen Sie Robert, und wenn es Ihnen nicht gelingt, meine Bande zu lösen, so kehren Sie nie zurück um meine Tage zu vergiften! und mir den einzigen lezten Trost, das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit zu rauben!" — Er wagte es nicht, die Verwegenheit der Leidenschaft zu rechtfertigen, allein er schwur, Louisen dem Baron abzutrotzen, abzubetteln oder zu sterben! —

So reiste er ab. Sie weinte und hoffte ihm einsam nach, bald durch Schuldbewußtseyn niedergebeugt, bald durch die Möglichkeit erhoben, als Roberts Gattin mit ihrem Gewissen sich wieder auszusöhnen. Aber welche Todesangst ergrief sie, als nach und nach ihr die Vermuthung zur schrecklichen Gewißheit wurde;

jener unselige Augenblick, in welchem ihr Schutzgeist sie nicht umschwebte, sey nicht ohne Folgen geblieben. Sie schauderte! — welche Scenen, welches Schicksal harrten ihrer, wenn Robert nicht schleunig mit tröstlicher Botschaft zurückkehrte! wie konnte sie ihren Zustand der erfahrne Brigitte verbergen? oder wie sich herablassen, diese Kreatur um Mitleid anzuflehen? —

Jezt bereute sie, der Flucht nach Venedig sich widersezt zu haben. Jezt fühlte sie, schnelle Hülfe müßte ihr werden, oder sie sey ohne Rettung verlohren! — In dieser Angst bediente sie sich des Schreibzeugs, welches Robert, auf irgend einen Nothfall, nebst seiner Addresse ihr zurückgelassen hatte. Sie meldete ihm — so deutlich als die Schaam sich auszudrücken verstattete — ihre grausame Lage, sie beschwor ihn, auf der Stelle herbey zu eilen, sich mit ihr in das erste lecke Boot zu werfen, um einem drohenden Geschick sie zu entreissen.

Diesen Brief vertraute sie dem schlauen Fischer, dessen Hütte den Liebenden zum Obdach gedient, dem sie zwar nichts zu geben hatte, der

aber von Robert so oft und reichlich beschenkt worden war, daß sie auf seine Treue zählen durfte. Nachdem er ihr heilig versprochen hatte, das Papierchen nach Ragusa auf die Post zu tragen, erfreute sie sich wieder eines Schimmers von Ruhe und Hoffnung. Sie wußte ja, daß Robert keinen Augenblick säumen würde, die Angst von ihr zu wälzen; sie zählte die Wochen, die der Brief zu laufen hatte, und die Tage deren der Geliebte zu einer schnellen Reise bedurfte; sie verabredete mit dem Fischer, daß er einen weissen Stab unter ihr Fenster an das Ufer pflanzen sollte, wenn er irgend eine Nachricht ihr mitzutheilen habe.

Mit welcher Beklommenheit näherte sie an jedem Morgen sich dem Fenster — welche scheue Blicke warf sie hinab — wie unzählichemale kehrte sie seufzend um — bis endlich eines Tages, beym Aufgang einer unbewölkten Sonne, der weisse Stab ihr in die Augen schimmerte. Fast hätte sie geschrien. Bebend stand sie da, und konnte den Blick nicht davon wenden; erschrack, so oft die Alte in das Zimmer trat; war ungewöhnlich gesprächig gegen sie, blos um zu verhüten, daß sie nicht auch an das

Fenster tretten sollte, denn der Stab — meinte Louise — müßte Jeden in die Augen fallen und Jeden verkünden, was er bedeute. Gerne wäre sie gleich hinabgeeilt, der Fischerhütte zu geflogen; allein das würde im Schlosse Aufsehn erregt haben; Vorsicht heischte, die gewöhnliche Stunde des Lustwandels abzuwarten. Ach! es war eine ewige Ewigkeit bis zu dieser Stunde. — Endlich schlug die alte Thurmuhr. Louise schwebte, mit hochklopfendem Herzen, die Wendeltreppe hinab — kaum berührten ihre Fußspitzen den Sand — in wenigen Minuten erreichte Sie die Hütte und lag in Roberts Armen.

Unter zärtlichen Klagen, die der tröstende Geliebte, in feurigen Umarmungen erstickte, schwand blitzschnell eine schöne Stunde. Robert ermahnte sich. Wir haben keine Zeit zu verlieren, sprach er hastig. „Alles ist bereit, die Segeln sind aufgezogen nur wenige Schritte bis zur nahen Bucht, und du bist frey."

„Ich folge dir!" rief Louise und hing sich zitternd an seinem Arm. Da wurde plötzlich

die Thüre aufgerissen. Mit gespannter Pistole stürzte der Baron herein. Robert grief nach den Degen — ein Schuß fiel — Louise wurde ohnmächtig — Als sie erwachte war es Nacht. Eine kleine Lampe brante dunkel. Sie besann sich, wo sie sey! das Fischergeräth an den Wänden erinnerte sie bald an den lezten Augenblick, dessen sie sich bewußt war. Jezt fiel ihr Blick auf den Boden — Robert lag zu ihren Füßen mit zerschmettertem Haupte, und sein Blut hatte ihr Gewand besprüzt. —

Kreischend fuhr sie empor — unwillkührlich rannte sie nach der Thüre, die sie fest verrügelt fand. Der Mörder hatte keine schrecklichere Rache zu ersinnen gewußt, als mit dem Leichnam des Geliebten sie einzusperren. —

Der Fischer, dessen Treue blos Geld erkaufte, hatte Louises, von keinem Geschenk begleiteten, Auftrag bedenklich gefunden, und ihren Brief für einige Piaster an den Banditen verhandelt, der ihn seinem würdigen Herrn schickte. Der Baron lachte vor Wuth als er ihn las, und beschloß augenblicklich, ihn zum Werkzeug

der gräßlichsten Rache zu benutzen. Er sandte den Brief wohl versiegelt an seine Addresse, und eilte selbst unter fremden Namen voraus nach Ragusa, wo er sich verborgen hielt, bis der Bandit ihm Roberts Ankunft verkundschafte. So gelang es ihm, die Liebenden zu überraschen. Sein erster Schuß streckte den verhaßten Nebenbuhler zu Boden, und schon hatte er die zweyte Pistole gespannt, um die Ohnmächtige ihm nachzusenden, als der Satan ihm zuflüsterte: diese Rache sey nur unvollkommen; durch einen schnellen, bewußtlosen Tod werde er den Wünschen der Unglücklichen nur zuvor eilen. Da sezte er knarrend den Hahn der Pistole in Ruhe, wandte sich und verriegelte die Thür.

Seine teuflische Erwartung hatte ihn nicht getäuscht. Nach dreystündiger Todesangst wurde Louise von einer unzeitigen Frucht entbunden, und starb, indem sie den Leichnam des Geliebten fest umklammert hielt.

Erst mehrere Jahre nachher, als eine beklemmende Brustkrankheit den Mörder heimsuchte,

ergrief ihn auch die Reue. Da rieß er die Fischerhütte nieder und baute eine Kapelle auf den Platze, wohin er die Ermordeten begrub.

Das ist die Kapelle mit dem vergoldeten Kreuze, die der Küstenfahrer erblickt, wenn er von der kleinen Insel Milete hinüber nach Ragusa steuert.

Wonne des Frühlings.

Sey gegrüßt mit namenloser Freude,
Schöner Lenz, in deinem Blüthenkleide!
Wonnevoll auf der verjüngten Flur
Such' ich deines Tritte erste Spur.

Wie im lichten Grün die Wiesen lachen,
An der Quelle Veilchen schon erwachen!
Alles drängt mit zartem Liebesgruß,
Schöner Frühling! sich zu deinem Kuß.

Alles lebet, liebet, athmet wieder,
Aus den Zweigen tönen süße Lieder,
Auf der Welle tanzet hell und rein
Himmelsblau und goldner Sonnenschein.

Wonne wehen sanfte Frühlingswinde
Hier dem Greise, dort dem zarten Kinde,
Selig schlingt der Liebe Rosenband
Sich um Herz und Seele, Stirn und Hand.

Alle die im dunklen Erdenschooße
Kurz noch schliefen, kleine, zarte, große
Lebenskeime, alles drängt hervor,
Keiner sich in tiefe Nacht verlor.

O, du Bild vom frohen Auferstehen!
Du umschwebst mich sanft im Frühlingswehen.
Der aus Blumenleichen Leben ruft,
Waltet liebend über meiner Gruft.

Das Lieblingsplätzchen.

Ein heimlich Plätzchen, dort im Grünen,
In singendes Gebüsch versteckt,
Lind von der Sonne Strahl beschienen
Und von dem weichsten Klee bedeckt;

Dieß nimmt mich auf in seine Arme,
Von ungelegnen Sorgen fern;
Hier ruht' ich, frey von allem Harme,
Wohl auch den lezten Schlummer gern.

Wohl dem, den schon die Erd' umfangen!
Auch in dem Grabe schläft sichs schön.
Wo schon so viele hingegangen,
Wer sollte gern dahin nicht gehn?

Doch wünscht der Mensch zur Schlummerstätte
Und für erwünschter Träume Nahn
Sich gern ein reinlich friedlich Bette.
Wo könnt' ein schöner's mich empfahn?

Die Vögel sängen ihre Lieder,
Die schönsten Düfte wehten her;
Die reinsten Strahlen sänken nieder;
Da wär' ein Todesschlaf nicht schwer.

Die Erscheinung.

Eine wahre Geschichte.

Der Prediger zu A. lebte nun schon seit sechs Wochen auf seinem neuen Pfarrdorfe. Die Besuche der umliegenden Gegend waren abgethan; die häuslichen Einrichtungen waren vollzogen, und heute die lezte Abrechnung mit der Wittwe seines Vorgängers geschlossen. Vergnügt über die Beendigung dieses wichtigen Geschäftes, das bey den billigen Gesinnungen beyder Theile ohne Sachwalter und Chikane zu Stande gekommen war, kam jezt der Prediger aus seiner Studierstube, gab das Päckchen Geld, das er der Witwe noch herauszahlen mußte, zur weitern Bestellung ab, und sezte sich dann unter die Linden, welche den Eingang seines Hauses beschatteten. Bald gesellte sich seine freundliche Gattin zu ihm, und Beyde unterhielten sich von der frohen Zukunft, die ihnen nun ein anständiges Auskommen versprach, und von den nahen Genuß der Vater- und Mutterfreuden, die sie bisher entbehrt hatten.

Lieblich lag die Gegend, ausgebreitet wie ein Garten Gottes, vor ihrem Auge. Ein Gewitter hatte nach langen heißen Tagen um Mittag die Schwühle abgekühlt. Alles hatte eine frischere Ansicht gewonnen; alles blühte schöner; alles duftete stärker, und die milde Luft spielte schmeichelnd um die heiße Wange des Landmanns, der, von der Abendglocke gerufen, mit seinem Geschirr jezt langsam zu den friedlichen Hütten seines Dorfes zurückkehrte.

Liebes Dortchen! sagte der Prediger, als seine Frau aufstand, um Anstalt zum Abendessen zu machen, im Hause ist die Hitze von den vergangenen schwühlen Tagen noch sehr fühlbar. Was meinst du, wenn wir heute Abend hier unter der Linden unser Abendbrod verzehrten? Wir können alsdann im Heuse die Zimmer gehörig lüften, und die Schöne des Abend eine Stunde länger im heitern Freyen genießen.

Du nimmst mir das Wort aus dem Munde! erwiederte seine Frau. „Der Abend ist gar zu schön, und die Tauben, die ich am Feuer hab, und ein kräftiger Lattichsalat werden uns her gewiß noch einmal so gut schmecken, wi im dumpfigen Zimmer!“

Gesagt, gethan. Mit froher Emsigkeit entfernte sich Dortchen; der Prediger holte den Tisch und die Stühle herbey, deckte auf, und brachte sogar eine Flasche Wein aus dem Keller. In der Regel war zwar dieser Genuß nur am Sonntag und an seinen kleinen häuslichen Festen bey ihm Sitte, aber der heutige Tag, wo er, wie schon gesagt, sein Abrechnungs-Geschäft so glücklich beendigt hatte, schien ihm einer Ausnahme werth zu seyn; der Tag war ihm feyerlich, denn erst jezt glaubte er seinen Einzug gehörig vollendet zu haben. Dortchen erschien bald mit ihren zwey Schüsseln, und Beyde mit der Schwester des Predigers (die ihnen nach A. gefolgt war, um bey dem Einzug und der neuen Einrichtung hülfreiche Hand zu leisten) sezten sich jezt zum ländlichen Mahle traulich nieder. Heitere Gespräche, und unschuldige Scherze würzten die Mahlzeit, während ihnen noch eine späte Nachtigall Tafelmusik machte, und unser Herr Pfarrer schlürfte mit einem solchen innern Wohlbehagen den edeln Rebensaft aus dem Kelchglase, welches er als Erbstück seines Großvaters in besondern Ehren hielt, daß man ihm die heitere Stimmung seines Gemüths hell ansehen konnte. So beschliech sie dann die Nacht, kaum daß sie deren Anzug

gewahr worden waren. Dortchen wollte jezt gehen und ein Licht holen, aber der Prediger hielt sie zurück. „Der Abend ist freylich noch schön!“ sagt' er, „aber die Luft wird doch kühler. Du weißt, Dortchen! daß du dich schonen mußt. Sobald ich noch dieses Glas ausgetrunken habe, wollen wir zusammen ins Haus gehen.“ Kaum hatte der Prediger geendigt — kaum hatte sich Dortchen wieder niedergelassen, als auf einmal beyde Frauenzimmer mit dem bangen Ausruf des Schreckens von ihren Sitzen fuhren. Auch der Prediger staunte auf, denn — ihm zur Seite schwebte eine Erscheinung.

Es war eine edle schlanke Gestalt. Ihr äusserst schönes Gesicht schien aus dem Schimmer der Abendröthe gewebt zu seyn; ein Rosenzweig schmückte ihr Haar, das in reizenden Wellen um ihren schneeweissen Nacken floß; ein azurblaues Gewand, mit goldnen Sternen gestickt, bedeckte ihre Glieder, und ein Kreis von Sonnenstrahlen umzirkelte die Engelsgestalt, die mit holdseliger Miene den Prediger einzuladen schien, ihr zu folgen

Die beyden Damen waren, wie schon gesagt,

mit dem lauten Ausruf des Schreckens von ihren Stühlen geflogen. Aber der Geistliche hingerissen von dem bezaubernden Anblick dieses schönen Luftgebildes, erhob sich, und folgt ihm. Seine Gattin und Schwester wollten ihm zwar zurückhalten, aber er rieß sich los. Wie jedoch die vor ihm her schwebente Gestalt ihren Weg nach dem Kirchhofe nahm, der nah' ans Pfarrhaus stieß, da folgte ihm seine Frau noch einmal nach, umfaßte ihn, und erhob ein solches Angstgeschrey, daß der Prediger mit Hinblick auf die Lage seiner schwangern Frau von seinem Vorhaben abstand. Er führte sie liebkosend zurück, und versicherte, daß er der Erscheinung nicht weiter folgen wollte, doch fragte er sie einmal über das anderemal: wie sie sich vor einem Wesen so sehr entsetzen könnte, das, nichts weniger wie schreckbar, vielmehr schön wie ein Engel des Himmes, nur zu guten Zwecken einladen könnte! — Beyde blieben noch vor der Hausthür stehen, und sahen dem Geiste nach, wie er bis an die Kirchhofsmauer schwebte, sich dann auf die sehr hohe Zinne derselben schwung, und schwand.

Der Erfolg dieser Begebenheit war indessen für den guten Prediger nichts weniger wie an-

genehm. Das Gerücht davon breitete sich bald, mit und ohne Zusatz, in der Gegend aus; der Pfarrer kam in den Ruf eines Geistersehers, und die benachbarten Herrn Amtsbrüder rümpften bey Nennung seines Namens gewöhnlich die Nasen, zuckten bedeutend die Achsel, und sprachen viel von Schwedenborg, Schröpfer und Consorten; ja es gab Menschen, welche sogar die hämische Vermuthung äusserten, daß die Erscheinung auch wohl der Weinflasche entstiegen seyn könnte. Selbst als nach einigen Wochen der Superintendent nach A. kam, um unsern Geistlichen seiner neuen Gemeinde vorzustellen, und sich nun Beyde, nach genossenem Schmus, und nach dem sich die Herrn Assistenten empfohlen hatten, sich jezt allein beysammen befanden, selbst da fing Ersterer an, sich nach den Gesundheitsumständen seines Wirthes sehr umständlich zu erkundigen. „Sie sind," fuhr er dann fort, „ein Mann, der mit den Wissenschaften fortgeht, dessen häusliche Beschäftigungen nicht bedeutend sind, da keine Landwirthschaft mit Ihrer Stelle verbunden ist, und da Sie wegen der isolirten Lage des Orts auch nur auf wenigen Umgang rechnen können: so fürchte ich, daß Sie sich unter diesen Umständen zu sehr an Ihre Bücher und an Ihren Arbeits-

tisch ketten, die Ihnen so nothwendige Bewegung ausser Augen setzen, und so den Grund zu dem Heere von allen den mannigfaltigen Uibeln legen, womit uns heute oder morgen die Hypochondrie heimsucht. Unterlassen Sie das, lieber Herr Amtsbruder! Machen Sie sich vielmehr brav Bewegung, und benutzen Sie Ihre Studien zwar als ein Vehikel zur Nahrung Ihres Geistes, und Löschung Ihres Durstes nach den Wissenschaften — das aber keineswegs auf Kosten Ihrer Gesundheit und Heiterkeiterkauft werden muß!"

Ihro Hochwürden! versezte der Prediger, vor Anfällen der Milzsucht bin ich Gottlob! sehr sicher. Ich bin gern in der schönen, heitern, freyen Natur; die reizenden Umgebungen dieses Orts laden mich besonders dazu ein. Ich bin überdieß ein großer Gartenfreund, wo ich mich mehrere Stundes des Tages auf eine angenehme Weise beschäftige. Ich schlafe gut; ich verdaue gut. Ich habe einen Frohsinn, der mich selten verläßt, und ich benutze die Wissenschaften so, daß sie mir eher Stoff zur angenehmen Unterhaltung, und also zur Heiterkeit, wie zum finstern nachgrübelnden Brüden geben.

„Je! je!“ erwiederte der Superintendent, „ich kenne diese Sprache schon von Euch Herren! Aber der Kranke ist am gefährlichsten, der sich gesund glaubt! Seyn Sie auf Ihrer Hut, lieber Herr Amtsbruder! Brauchen Sie Resolventia, Evacuantia, und setzen Sie den Driburger Brunnen drauf! Das wird Ihnen herrliche Dienste thun, und Sie vor Allem“ — hier kam dem geistlichen Herrn zur Vermeidung einer deutlichern Expectoration der Husten zu Hülfe — „schützen, was sich unter jenen Umständen so leicht im Unterleibe erzeugt, und unserer Fantasie nachgehends so manche schiefe Richtung geben kann.“

Der Prediger war bey diesen lezten Worten aufmerksam geworden; er schwieg eine Weile und sprach dann: Ich bin Ewr. Hochwürden zwar für den freundschaftlichen Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen, äusserst verbunden; indessen scheint es mir doch, daß ein besonderer Bewegungsgrund Sie zu diesen gewiß sehr gut gemeinten Aeusserungen leitet, und ich bitte Sie daher recht dringend, mir den tiefern Sinn derselben mit väterlicher Offenheit zu enthüllen!

Superint. „Nun! wenn Sie denn verlangen, daß ich mit der Wahrheit rein herausgehen soll, so sey's. Ich höre, daß Sie ein Geisterseher sind. Ich höre es so bestimmt — aus so sichern Quellen, daß ich es nicht bezweifeln kann. Für Ihren Kopf habe ich zu viel Achtung, als daß ich in diesem den Grund davon suchen sollte; ich muß ihn daher in Ihrem Unterleibe vermuthen."

Jezt ging dem Prediger ein Licht auf. Er sah ein, daß das Gerücht von jener Erscheinung bis zur Hauptstadt gedrungen war, und die bewegende Ursach zu dem sonderbaren fixirenden Benehmen des Herrn Superintendenten sey, welches er schon mehrmale bemerkt hatte, was ihm aber durch die Zerstreuungen dieser Tage nicht so, wie jezt, aufgefallen war. Er erzählte ihm daher den ganzen Vorfall mit der möglichsten Treue und Einfalt, und sezte noch am Schluß hinzu: es konnte kein optischer Betrug seyn, denn woher sollte dieser in diesem kleinen von der Landstraße abgelegenen Dorfe kommen; es konnte auch keine Täuschung meines eigenen innern Sinnes seyn, denn die Erscheinung wurde nicht von mir allein, sondern

von meiner Frau, von meiner Schwester, von des Nachbars A. seinem Knecht, und des Nachbars B. seiner Magd ꝛc. gerade eben so, zu einer und derselben Zeit, bis zu ihrem Verschwinden gesehen und beobachtet. Was es war und beabsichtete, woher es kam und wohin es ging, weiß ich nicht, und ich kann nichts weiter, als auch hier den bey ähnlichen Gelegenheiten so oft abgedroschenen Gemeinplatz des Hamlets wiederholen: es giebt viel zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt!

Der Superintendent lächelte, schüttelte den Kopf und schwieg; indessen konnte er doch des andern Morgens bey'm Einsteigen in den Wagen nicht unterlassen, dem Prediger noch einmal aus der Chaise zuzurufen: „Vergessen Sie unser gestriges Gespräch und meinen guten Rath nicht! er war wenigstens wohlgemeint! Brav Bewegung — Evacuantia und dann den Driburger Brunnen!“ Der Prediger lächelte und verbeugte sich, aber freylich mit einer Miene, als wenn ihn ein leiser Anfall von Zahnweh auf einmal anwandelte.

Es war im Sommer 179., als eines Tages

ein Fremder zu mir kam, und mir einen Brief von der Frau Generalin von M. brachte, der folgenden Inhalts war: „Uiberbringer dieses sey Herr S., ein geschickter optischer Künstler, der in H. mehrere Vorstellungen gegeben habe, die zur allgemeinen Zufriedenheit des Publikums ausgefallen wären. Da sie sich für diese Familie in mehrerer Hinsicht interessire, so würde ich ihr einen Gefallen erzeigen, wenn ich dem Herrn S. durch meine Bemühung ein zahlreiches Publikum in E. verschaffen wollte, indem er gesonnen sey, dort ebenfalls eine Vorstellung zu geben." — Herr S., der ein glückliches Talent für die Kunst, und viel feine Welt besaß, wußte bald, sich mir interessant zu machen, und ich bewog meinen Vater, ihm in dem herrschaftlichen Hause, das wir bewohnten, einen der beyden großen leer stehenden Säle zu obigem Behuf und in Ermanglung eines bessern Lokals im Orte, einzuräumen. Da sich dieser Saal auf demselben Gang befand, auf welchem ich wohnte, so konnte es nicht fehlen, daß wir uns bey den mannigfaltigen Verrichtungen, die der Künstler vorzunehmen hatte, fast stündlich sahen und sprachen. Bald machte er mich mit einem und dem andern Theile seines Apparats bekannt; bald unterhielte er

mich von seinen Reisen, seinem Aufenthalte in den großen Städten Deutschlands, seinen merkwürdigen Bekanntschaften und Vorfällen — Daß auch hier manche drollige Anekdote mitunter Platz fand, versteht sich von selbst. So erzählte er mir eines Tages Folgendes:

„Auf einer meiner Reisen von Dresden nach Frankfurt fiel es mir einmal ein, das schöne Thal zu A. zu besuchen. Ich lenkte daher von der Landstraße ab, wurde aber gegen Mittag von einem Gewitter überfallen, und sah mich genöthigt, auf einem Dorfe liegen zu bleiben, weil meine Automaten unter dem leinenen Schirm meines Wagens naß geworden waren. Binnen der Zeit ich solche trocknete, war ich zugleich bemüht, um diese Gelegenheit noch besser zu benutzen, meine Spiegel zu reinigen, und ich war eben im Begriff, meinen Apparat wieder einzupacken, als mich meine Frau auf eine Gesellschaft aufmerksam machte, welche, wie ich nachher erfuhr, aus dem Prediger des Orts und zwey Frauenzimmern bestand, und die vor der Thür des Pfarrhofes im Schatten einiger Linden des Abends speisten. Sie beredete mich, in einem Anfall von schalkhafter Laune, der

Gesellschaft zum Desert eine Erscheinung auf-zutischen, und da das Pfarrhaus der Stube, welche mir der Wirth im Erdgeschoß eingeräumt hatte, in mäßiger Entfernung gerade gegen über stand, die Fenster niedrig waren, und sich die Gesellschaft bis in die Nacht verweilte, so konnte ich mich leicht in den Wunsch meiner losen Frau fügen. Ich richtete meinen Spiegel, und schickte eine Gestalt hinüber, die Sie nächstens gleichfalls sehen sollen. Die Damen fuhren mit Schrecken von ihren Stühlen auf, aber der Geistliche, ein unerschrockener Mann, folgte der Erscheinung nach, bis ihn eine jener Damen, wahrscheinlich seine Frau, zurückriß, und ich die Gestalt an der nahen Kirchhofmauer verschwinden ließ.

Diese Begebenheit machte großes Auffsehen im Dorfe. Da ich von der Außenseite des Dorfs in den Hof des Wirthshauses gefahren bin, so war ich nur von wenigen bemerkt worden; meiner Puppen wegen hielte ich meine Stube verschlossen; Kinder befanden sich nicht im Hause, und zu der Zeit der Erscheinung war mein Wirth mit den Seinigen, die mich für einen Galanterie-Krämer hielten, noch beym

Abladen eines spät angekommenen Wagens mit Heu hinten im Hofe beschäftiget. Ich hatte daher hinlänglich Zeit durch Hinwegschaffung meines Apparats allen Verdacht einer Mitwirkung von meiner Seite zu enifernen.

Man hielte die Erscheinung für etwas Uebernatürliches, und mehrere Einwohner, die unter meinem Stubenfenster über diesen Gegenstand kannegieserten, waren der Meinung, daß es ein Vorspuk eines nahen Todesfalles sey, der nächstens die Pfarre treffen werde, indem die Erscheinung nicht nur von da an nach dem Kirchhof ihren Weg genommen habe, sondern weil sich auch die Frau Pfarrinn zum erstenmal in gesegneten Leibesumständen befinde.

Ich weiß nicht, wie es kam, sezte Herr S. noch hinzu, daß ich diese Leute damals recht absichtlich in ihrem Irrthum ließ. Ich wußte den moralischen Zweck solcher aufgestellten Fantasmen, nemlich: das Bestreben durch Hülfe der Optik täuschende Gestalten zu bilden, und alsdann durch Auseinandersetzung der dazu verwendeten natürlichen Mittel den Gespenster-

glauben zu vernichten, sehr gut zu würdigen; ich wußte ferner, daß kein Mensch die Folgen einer Handlung berechnen kann, und es war daher doppelt Pflicht für mich, solche sogleich zu zerstören, als mir von der Schädlichkeit meines Betrugs durch jene abergläubische Aeusserungen eine zimlich grelle Perspektive eröffnet wurde. Und doch ließ ich die Leute in ihrem Wahn. Ich war mit Blindheit geschlagen, und das Unheil, was ich damals angerichtet haben kann, liegt mir zuweilen noch schwer auf dem Herzen.

Was die ängstliche Sorge anbelangt, erwiederte ich, so bin ich so glücklich, Sie davon zu befreyen. Die Familie des Predigers zu A. ist bis jezt noch gesund; statt sich vermindert zu haben, hat sie sich vielmehr um drey wohlgestaltete kräftige Knaben vermehrt; und dem Ruf, in welchen sich der Herr Pfarrer als Geisterseher gesezt hatte, kann nunmehr durch den natürlichen Aufschluß dieses Vorfalls begegnet werden — indem wir ihm und seinen Consorten zugleich die Lehre ans Herz legen, daß es sehr widersinnig ist, auf die Voraus-

setzung, daß man sich eine Begebenheit nicht erklären kann, mit egoistischem Dünkel die Behauptung stützen zu wollen, daß sie nun auch unerklärbar sey.

Leichtsinn und gutes Herz.

Nach dem Französischen.

„So wäre denn die Epistel fertig, ruft der junge Frohburg aus, laßt sehen, ob sie gehörig stylisirt ist!“ Lieber Onkel, sie haben behauptet, daß es mir unmöglich sey, acht Tage zu verleben, ohne eine Thorheit zu begehen. Ich war so frey, Ihre Behauptung zu Schanden zu machen, denn sieben und ein halber Tag sind verflossen, und diesen ganzen Zeitraum bezeichnet nicht eine einzige Thorheit. Ihre liebenswürdige Tochter wird daher meine Gattin. Sie verhießen sie mir als Belohnung für acht vernünftig durchlebte Tage, und der lezte neigt sich heute seinem sehnlich gewünschten Ende zu. Sie fragen wohl, wie ich es angefangen habe, eine so lange Zeit vernünftig und besonnen zu seyn? Das will ich Ihnen sagen. Ich habe während diese Zeit mein Zimmer nicht verlassen, und die Thür für alle meine Freunde verschlossen gehalten. Das heißt doch wohl vorsichtig seyn, nicht wahr? Die Liebe hat mich weise

gemacht, und die Betrachtung, die ich während einer Zurückgezogenheit von acht Tagen anstellte, werden meinem Geiste tief eingeprägt bleiben. Kommen Sie doch, den Philosophen zu sehen! Sie sollen die Frucht meiner Einsamkeit schauen, ein Götterbild! Der liebesgott selbst hat meinen Pinsel geführt. Die Ähnlichkeit wird Sie in Erstaunen setzen. Das Original, obgleich abwesend, schwebt mir immer vor Augen. In einer Stunde spätestens werden meine sämmtlichen Gläubiger befriedigt seyn. Die tausend Louisd'or, die Sie mir borgten, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, dürften leicht ganz aufgehen. — Der Brief läßt sich lesen; er mag sogleich abgehen, das Onkelchen soll sich wundern. — Die Klingel wird angezogen, und herein tritt der Kammerdiener, welchem sein Herr das Schreiben übergiebt. Du wirst froh seyn, mein lieber Johañ, daß du Gelegenheit hast, auszugehen, denn du magst dich wohl ein bischen in der Einsamkeit gelangweilt haben, so gut wie dein Herr. —

O, ich bitte, in guter Gesellschaft habe ich niemals Langeweile. — I nun, was die Gesellschaft betrifft, da bist du eben nicht sehr de-

likat: wenn du keine gute findest, nimmst du wohl auch mit einer schlechten verlieb. — Ein verständiger Mann, mein Herr, muß sich in Alles zu schicken wissen. Die gute Gesellschaft hat ihre Vorzüge, es ist wahr, aber in der schlechten ist man nicht selten am fröhlichsten. — Freust du dich denn nicht, deine geliebte Lisette wieder zu sehen, Sophiens artige Zofe? — Ich habe sie fast täglich gesprochen; man hat mir zwar verboten, es Ihnen zu sagen, — jedoch im Vertrauen — sie wurde von ihrer Herrschaft hieher gesendet, um Erkundigungen über Sie einzuziehen. Ich machte ihr jedesmal eine Schilderung Ihres musterhaften Lebenswandels, und sezte hinzu, daß Sie weiser wären, als Cato. Lisette hat zwar nicht die Ehre, den Herrn zu kennen; indessen traute sie mir aufs Wort, und eilte fröhlich mit der erwünschten Botschaft zu ihrer schönen Herrinn. — Du bist ein excellenter Bursche, mein lieber Johañ! Wenn ich verheirathet seyn werde, so will ich ganz gewiß dein Glück begründen. — Werden Sie bald heirathen? — Diesen Abend, mein Lieber, noch diesen Abend. Du weißt ja, daß mein Onkel von mir verlangte, acht Tage lang vernünftig und weise zu leben, und mir als Belohnung für diese Tugendprobe die Hand seiner

Tochter versprochen hat. Nun war ich schon seit sieben und einen halben Tage so weise, wie ein Sokrates, und so vernünftig, wie Plato, und diesen Abend, Gott sey Dank, ist der Termin abgelaufen. — Ach, wenn es nur schon Morgen wäre, meinte Johann. — Wir haben also gesiegt, mein Junge, jubelte Frohburg, denn es sind nur noch sechs Stunden bis zum Abende. — Ach, in sechs Stunden kann man gar viele Thorheiten begehen. — Dumkopf, wenn man sieben und einen halben Tage weise war, so wird man doch wohl auf sechs Stunden für sich gut sagen können.

Wenn du diesen Brief meinem Onkel übergeben hast, so gehe zu Signor Galoni, meinem Schneider, und zu den HH. Habicht und Marksauger, den zwey ehrlichen Wucheren, die aus Menschenliebe sich mit dreißig Procent begnügen, und sage ihnen, sie möchten mir ihre Forderungen übergeben. Ich werde alsdann meine Schuld sogleich tilgen. — Der Teufel, die werden Augen machen! — Von da aus geh zu Cleefeld, und sage ihm, ich liesse ihn bitten, zu mir zu kommen. Die Gefahr ist jezt vorüber, und ich kann meine Thür wieder mei-

nen Freunden öffnen. — Wie, zu Hrn. Cleefeld soll ich gehen, zu dem lustigen Zeisig, mit dem Sie sich erst vor einigen Wochen geschlagen haben, und der Ihnen einen Circumflex. . . . — Ach, das ist längst vergessen, und wir sind wieder die besten Freunde. Mache nur, daß du fortkommst. — Der Diener gehorcht, und unser junger Freund hatte sich kaum wieder seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, als Cleefeld selbst ins Zimmer tritt. Sein ganzes Wesen zeigt einen heftigen innerlichen Kampf an. Da bist Du ja, ruft Frohburg, indem er ihm freundschaftlich die Hand bietet. Es freut mich ausserordentlich Dich zu sehen, mein lieber Freund . . . . Aber, was fehlt Dir? Du siehst ja ganz verstört aus? Rede, was ist Dir begegnet? — Rette, rette mich vom Tode! preßt Cleefeld hervor. — Gebiete über mich, was soll, was kann ich für Dich thun? — Stumme Seufzer waren die Antwort. Rede doch, ich bitte Dich um Gottes willen. Ich stehe auf Kohlen. — Frohburg, ich bin verliebt, und liebe zum Rasendwerden. — Ganz recht, anders muß man niemals lieben. Meine Geliebte ist die jüngste der Grazien. — Gratulire. — Sie erwiedert meine Liebe. — Desto besser, desto besser. — Aber ihr Vormund

ist ein abscheulicher Mann, ein wahrer Bär. Er hat vorlängst einen Prozeß gegen meinen Vater verloren, und will sich nun am Sohne dadurch rächen, daß er ihm die Hand seiner angebeteten Angelica verweigert. — Du mußt dein Engelchen entführen. — Das ist bereits geschehen. — Ich werde an deiner Stelle eben so gehandelt haben. Ach, Brüderchen, welch Glück muß es seyn, ein Mädchen zu entführen, das man liebt, und von dem man wieder geliebt wird! — Nun siehst Du mich aber in der größten Verlegenheit; ich weiß nicht, wo ich meine himmlische Angelica verbergen soll, um sie von den ersten Nachstellungen zu sichern. Wenn ich sie nur auf ein paar Stunden irgendwo unterbringen könnte. Ich würde unter der Zeit meine sämtlichen Verwandten an den hartherzigen Vormund hetzen: Die demosthenische Beredsamkeit meiner alten Tante sollte ihn bald überzeugen, daß bey so bewanden Umständen nichts zu thun sey, als in unsere Verbindung zu willigen. Wenn ich nur einen Zufluchtsort für meine geliebte Braut wüßte. — I nun, was zerbrichst Du Dir da den Kopf? bringe sie mir! — Zu Dir? — Ich stehe Dir mit meinem Leben für sie. — Bester Frohburg, ist das dein Ernst? — Mein völliger. — Du

bist der Dienstfertigste aller Freunde. — Du wirst das Nemliche für mich thun. — Ich darf sie also holen? — Natürlich. — Ich flieg.

Erwünschter Vorfall, spricht Frohburg, indem er im Zimmer auf und abgeht. Nichts in der Welt über ein solches Abendtheuer. Das gewährt Unterhaltung, Beschäftigung, und bringt wenigstens einige Mannigfaltigkeit in die lezten Stunden dieser acht kartheuserisch durchlebten Tage. Ach, mein lieber Onkel, wenn es deiner Sophie nur auch gefallen hätte, sich entführen zu lassen! Wie viel angenehmer wäre das gewesen, als acht trostlose Tage hindurch den Philosophen zu spielen. Dieß war der Anfang eines zimlich langen Monologs, in welchem unser Jüngling sein innigstes Bedauern aussprach, so lange vernünftig gewesen zu seyn, und seine Klagen wären noch nicht verstummt, wenn das eintrettende liebende Paar ihn nicht darin gestört hätte.

Ein dichter Schleier bedeckte das Gesicht der zitternden Angelica. Alle ihre Bewegungen drückten Angst und Zaghaftigkeit aus. Froh-

burg begrüßt sie mit vieler Ehrerbietung. Mademoiselle, sagte er, gebieten Sie über Alles in meiner Wohnung. Hier neben an ist ein bequemes Kobinet, Sie finden darin eine artige Büchersammlung im Fache der schönen Wissenschaften, welche Sie zerstreuen wird. Niemand soll Sie stören. Ich selbst, so lange Sie mir die Ehre geben werden, bey mir zu bleiben, will mir den Eingang versagen. Angelica bedakt sich schweigend. Cleefeld nimmt das Wort, und spricht zu seinem Freunde: mein Glück, das Theuerste was ich besitze, vertraue ich Dir an. Dein Kleinod, erwiederte Frohburg, ist in dem Schutze der Liebe und Freundschaft. Das Porträt der Geliebten befindet sich in diesem Kabinete. Meine Sophie beschüzt Deine Angelica. — Vertreflicher Mensch! spricht Cleefeld, ich habe nicht nöthig, Dich um das tiefste Stillschweigen zu bitten. Lebe wohl, ich verlasse dich auf einige Stunden, und du, geliebtes Mädchen, suche dich zu fassen. Ich werfe mich zu den Füßen deines Vormunds, werfen und werde suchen, sein hartes Herz zu erweichen. Du bleibst unter der Obhut des treusten, großmüthigsten Freundes. Cleefeld geht, und Frohburg näherte sich dem verschleierten Engel, welcher heftig bewegt ist.

Er bietet seine Beredsamkeit auf, das niedliche Mädchen zu trösten; Mademoiselle, spricht er, noch kein Frauenzimmer ist so wahrhaft geliebt worden, als sie. Wie sehr zu billigen ist es, daß sie sich haben entführen lassen. Cleefeld ist ein herrlicher Junge, voll Ehrgefühl, voll Verstand, voll geselliger Annehmlichkeiten, voll Bildung und Geschmack. Er liebt das Spiel, eine wohlbesezte Tafel, das Vergnügen, die Weiber, mit Einem Worte, Alles, was liebenswürdig und angenehm ist. Sie werden äußerst glücklich seyn als seine Gattinn, ich stehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür. Wahrlich, es war sehr weise von Ihnen gehandelt, sich von ihm entführen zu lassen. Aber, mein Herr, flüstert ein schwaches Simmchen unter dem Schleier; wird auch die Welt meine Handlung billigen? — Ich übernehne ihre Vertheidigung vor der Welt, und mit mir gewiß jeder ehrlicher Mann. Und sagen Sie selbst, was ist deñ diese sogenannte Welt? Soll man sein Glück der Meinung eines Wesens opfern, welches kein Wesen ist, eines wandelbaren Dinges, welches mit sich in ewigem Streite begriffen.. doch, ich höre Jemand. Gehen Sie schnell in dieses Kabinet. — „Wenn ich entdeckt“ . . . Fürchten Sie nichts, Frohburg wird Sie

beschützen und im Vorfalle vertheidigen. Der unbequeme Störer war der treue Johann, welcher mit großer Geschäftigkeit seinem Herrn folgenden Bericht erstattet: Ihr Herr Onkel ist entzückt über ihr Betragen, und wird ohne Zweifel bald selbst kommen, Sie zu sehen. Bei Ihren Gläubigern bin ich gewesen; als ich von der Bezahlung sprach, wollten sie mich vor Freude fast erdrücken, sie werden gewiß nicht lange mit ihrem Besuche zögern.

Johann's Bericht wurde durch ein Pochen an der Thür unterbrochen. Siehe zu, wer es ist, spricht Frohburg, und sollte es ein ungelegner Besuch seyn, so sage, ich sey sehr ernsthaft beschäftig. Ich kann Niemand als meinen Onkel und meine Gläubiger empfangen. Johann kommt zurück und meldet: es ist Herr Karl Werner, einer Ihrer Freunde. Man muß ihn abweisen, spricht Frohburg — Er will sie durchaus sprechen. — Und ich will durchaus nicht mit mir sprechen lassen. — Bey diesen Worten trat Werner ins Zimmer. Düstere Melancholie ist über sein ganzes Wesen verbreitet. Frohburg laßt ihn zimlich rauh an, sprechend: auf Ehre, mein Lieber, du komst

etwas ungelegen. Wenn das ist, entgegnete Werner höchst betrübt, so will ich mich wieder entfernen. — Morgen stehe ich Dir den ganzen Tag zu Diensten, aber heute habe ich nicht eine Minute übrig. — Morgen ist es zu spät. — Was heißt das? Was fehlt Dir, mein Freund? Ist Dir ein Unglück begegnet? Auf Dich habe ich gehofft, und Du weisest mich von Dir. — Nicht doch, rede, was ist Dir? — Mein Entschluß ist gefaßt, Du siehst mich niemals wieder; lebe wohl! — Nein, nein, Du darfst Dich nicht entfernen; laß mich die Ursache wissen, die Dich zu mir geführt hat. Was kann meinem fröhlichen Freunde begegnet seyn, das ihn auf einmal so verstimmt? —

Ich bin der Unglücklichste der Menschen, und Du weisest mich von Dir. — Nimm es nur nicht übel, lieber Freund, ich wußte ja nicht, daß Du unglücklich bist. Schenke mir Dein Zutrauen, ich will Dich anhöres. — Du versprichst mir ewiges Stillschweigen? — Ich schwöre es Dir. — Ich habe gestern zum erstenmale in meinem Leben gespielt. — Und hast verloren? — Eine bedeutende Summe, und ich habe mein Ehrenwort gegeben, sie heute zu

bezahlen. — Der Teufel hole das Spiel; man kann nie gewinnen. — Meinen Vater darf ich nicht um Geld ansprechen, und ich besitze keinen Heller, Wenn er erfährt, daß ich gespielt habe, bin ich verloren, und wenn ich meine Schuld nicht bezahle, bin ich entehrt. — Ist sie beträchtlich? — Ja wohl, tausend Louisd'or. — Umarme mich, mein Freund! ich kann Dir helfen. Ich habe gerade tausend Louisd'or hier liegen; da nimm sie und bezahle Deine Schuld. Wahrlich, es ist ein recht glücklicher Zufall, daß Du nicht mehr verloren hast. —

Du giebst mir Ehre und Leben wieder. Ohne Deine großmüthige Hülfe blieb mir nichts anders übrig, als mit einer Kugel meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen. — Warum nicht gar! Deine übrigen Freunde würden das Nemliche für Dich gethan haben. Aber ich danke Dir herzlich, daß Du mir den Vorzug geben wollest. Jezt eile, Deine Schuld zu bezahlen, denn ich bin sehr beschäftigt, und kann Dir unmöglich länger Gehör geben.

Frohburg verlor über den bedrängten

Freund seine Lage ganz aus den Augen, aber nicht lange hatte ihn Werner verlassen, als die HH. Habicht und Markfauger bestellter Maßen ins Zimmer traten; auch der italienische Schneider Signor Galoni, fand sich mit ihnen ein.

Der Besuch, obgleich erwartet, kommt unserm Freund sehr ungelegen. „Meine Herrn, spricht er mit sichtbarer Verlegenheit zu den Ehrenmännern: Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen Geld zu geben. — Ja, mein Herr, erwiedert Habicht, Geld. — Geld, liebes blankes Geld, fällt Markfauger ihm ins Wort. — Aber Sie müssen sich dießmal schon mit dem guten Willen begnügen. — Willen, wie? Das ist eine schlechte Münze, die kennen wir nicht. — Ich habe im Augenblick keine andere. — Die ist nicht im Cours auf dem hiesigen Platze. — Wir bedanken uns für den besten Willen, und bitten um unser Geld. — Morgen sollen Sie es erhalten. — Heute bitten wir darum. Es ist keine Manier, ehrliche, beschäftigte Leute zu sich rufen zu lassen, um sie zum Besten zu haben. — Morgen verspreche ich Ihnen die Bezahlung. — Das sind Aus-

flüchte; jezt gleich wollen wir unser Geld haba. — Morgen werden Sie bezahlt, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. — Schlechte Münze. — Wie, Ihr Schurken! Ihr zweifelt an meinem Ehrenwort? — Wir zweifeln an Allem, was wir nicht festhalten können. — Nun macht, daß Ihr fortkommt! — Ey bewahre, erst die Bezahlung! — Morgen werdet Ihr befriegt; aber nun fort! Hier ist die Thür. — Und hier ist das Fenster, fällt Johann ein. — Wie, schreien die Wucherer. — Ja, ja, die Thür oder das Fenster, ruft Frohburg, wählt! Der Bequemlichkeit wegen, spricht Johann, wollte ich doch die Thür rathen. — Nach einigen Reden und Gegenreden entfernten sich endlich die Herrn auf dem gewöhnlichen Wege, mit der Drohung, die Justiz unserm Freunde über den Hals zu schicken.

Das Schneiderlein hatte Frohburg ganz vergessen, welches ohne ein Wort zu reden, demüthig-bescheiden in einer Ecke stand. — Sieh da, mein lieber Galoni, da ist Er ja noch. Ich bedaure recht sehr, daß ich Ihm heute sein Geld nicht geben kann, aber es ist wahrlich unmöglich. — Ach, Signor, antwortete Meister

Galoni in seinem halb italienischen, halb deutschen Kauderwelsch; ich komme nicht per tormentare la vostra Signoria. Doch la mia povera moglie, sie ist molto krank. Ich habe quattro kleine Kinder, welche werden morire di fame. Ich kann nicht pagar die Miethe della mia casa, und wir werden seyn genöthig tutti zu schlafen questa notte auf der Straßen. — Wie, was sagt Er? Seine Frau? . . . . — E molto ammalata. — Und seine Kinder? . . . — Haben nicht solamente einen Bissen di pane. — Ach, armer Herr Galoni! das ist doch recht fatal. . . . Seine Rechnung beträgt? — Cinquanta luigi Signore. — Sieht Er, da ist meine Uhr. Sie ist wohl noch einmal so viel werth als seine Rechnung ausmacht; nehm Er, und verkauf Er sie. —

Wie gut sind Sie doch, spricht Johann, als Meister Galoni das Zimmer verlassen hatte, aber leichtgläubig. — Wie so? — Der italienische Kerl hat Sie hinter's Licht geführt. — I warum nicht gar. — Ja, ja. — Hast du denn nicht gehört, seine Frau, seine Kinder..... — Befinden sich so wohl, wie Sie und ich. — Desto besser, das freut mich. — Seine Noth war

blos erheuchelt. — Dann ist er ein sehr guter Schauspieler, und ich habe sein Talent bezahlt. Aber höre ich recht, ist das nicht die Stimme meines Onkels? — Ganz recht, spricht Johann, indem er die Thür öffnet. Er ist es selbst, mit Mademoiselle Sophie.

Frohburg ist außer sich vor Freude, er eilt in die Arme des Oheims, welcher ihn zärtlich an sich drückt. — Ach mein lieber Onkel, wie freue ich mich, Sie zu sehen, und meine geliebte Sophie. O schöner Augenblick! Jezt legen Sie unsre Hände in einander. Nicht wahr, meine Liebe? — Ich bin sehr mit Dir zufrieden, sagt ausweichend der Oheim, daß Du aus einem Tollkopfe ein solider geordneter Mann geworden bist. Wahrlich ich hätte Dir diese Verwandlung kaum zugetraut. — Was ist der Liebe unmöglich! — Aber wenn ich Dir nun noch einen längern Termin sezte, wie dann? Lieber Vater, bittet Sophie. — Das wäre ja wider die Abrede, meinte Frohburg. — Du hast deine Schulden alle bezahlt? fragte der Oheim. — Ja, nein . . . sie sind noch nicht bezahlt. — Warum denn nicht? — Es ist... Da meine Gläubiger kamen.... hatte ich kein

Geld mehr — Kein Geld mehr, aber die tausend Louisd'or? — Ich habe sie zu etwas Anderm verwendet. — Da haben wir die Bescheerung. Wie in aller Welt ist es möglich, während acht Tage 1000 Louisd'or zu gebrauchen, ohne sein Zimmer verlassen zu haben? — Es springt wohl nicht sogleich in die Augen, aber eine Möglichkeit ist es doch. — So erkläre uns aber.... — Ja, das ist ein Geheimniß. — Warum es uns verschweigen, sagt Sophie. — Ich muß. — Das ist eine schöne Besserung; nein, mein Freund, auf diese Weise kann Sophie nicht die Deinige werden. — Aber lieber Vater, es ist ja noch nicht ausgemacht, daß er strafbar... — Ich danke Ihnen, geliebte Sophie. Richten Sie mich nicht eher, bis Sie mich angehört haben. — Nun so sprich denn, wir hören.

Was hast Du mit dem Gelde gemacht? — Ein gutes Werk gethan. — Worin besteht es? — Ich habe damit bezahlt.... — Was? — Eine heilige Schuld. — Wie, eine Schuld, die mir unbekannt ist? — Ja .... eine Spielschuld. — So! der junge Herr hat gespielt, und das nennt er weise gewesen seyn. — Warum ha-

ben Sie das gethan, Adolf! klagt die bewegte Sophie. — Ich habe nicht gespielt. — Und hast eine Spielschuld bezahlt? — Aber ich habe nicht gespielt, bey meiner theuern Sophie schwöre ich es. — Das verstehe ich nicht. —

Mit großer Theilnahme sagt Sophie das ist ja keine Unmöglichkeit, lieber Vater. — Uibernehmen Sie meine Vertheidigueg bey Ihrem Vater. Sie sollen eines Tages alles erfahren. Weit entfernt zu spielen, war ich nur mit Ihnen, mit Ihnen allein beschäftigt. Ich habe Ihr Portrait gemalt, und schmeichle mir, daß es gelungen ist. Urtheilen Sie selbst. Bey diesen Worten, nur an seine Rechtfertigung denkend, öffnet er die Thür des Kabinets, zieht den Onkel und die Geliebte mit sich, und zeigt ihnen das Bild: hier, hier, spricht er, Sie werden finden, daß es ähnlich ist. — Was seh' ich! ruft der Oheim aus, ein junges Mädchen in dem Kabinette! — Frohburg tritt zurück, sich vor die Stirn schlagend: ich bin verloren, daran habe ich nicht gedacht. —

Voll Verwunderung verlassen Vater und Tochter das Kabinet wieder; Frohburg folgt

ihnen, und wirft sich Sophien zu Füßen, sprechend: der Schein zwar ist gegen mich, aber ich bin unschuldig. — Abscheulicher Bube! fährt ihn der Oheim an; Du bittest uns zu Dir, um Zeugen zu seyn.... — Hören Sie mich doch. — Komm meine Tochter, es bringt keine Ehre, länger bey dem Bösewicht zu bleiben. — In diesem Augenblicke tritt Cleefeld ins Zimmer. — Gottlob, ich bin gerettet, ruft Froburg aus, als er den Freund erblickt. — Das bist Du, mein Theurer! Sieh doch einmal deinen Oheim an; merkst Du denn nicht, daß Alles nur ein Spaß ist. Hierauf geht er in das Kabinet, und kommt mit der reizenden Angelica zurück. Sie verneigt sich tief, schlägt ihren Schleier zurück, und der erstaunte Frohburg erkannte in ihr Lisette, die schelmische Dienerinn seiner Geliebten. Auch Werner erschien jezt, um Theil an dieser lustigen Scene zu nehmen. Er umarmt seinen Freund, und bringt ihn die 1000 Louisd'or wieder zurück, die er von ihm empfangen, herzlich für einen Freundschaftsdienst dankend, den er zum Glück nicht nöthig hatte. Frohburg wähnte zu träumen, und sieht mit komischem Erstaunen seine Geliebte, den Oheim und die Freunde an. — Soll ich ihm vollends aus dem Traume helfen?

fragte Cleefeld. Der Onkel nickt ihm lächelnd zu, und der Freund sagt: merkst Du denn nichts, wir haben ein bischen Komödie mit Dir gespielt. Werner und ich waren gerade bey Deinem Oheime, als Dein Brief anlangte. Er theilte uns seinen Plan mit, den Philosophen auf die Probe zu stellen, und wir übernahmen mit vielem Vergnügen die Rollen in dem kleinen Lustspiele, das wir so eben darstellten, und worin Du selbst die Hauptrolle ganz artig durchgeführt hast. — Wie, also war Alles.... — Nur ein kleines Lustspiel, fällt der Oheim ein. Nenne es meinetwegen, wie Hamlet, das seinige: die Mausefalle. Ja, ja, mein Freund, Du bist hineingegangen. Deine Probe hast Du schlecht bestanden. Den Preis kann ich Dir unmöglich zugestehen; und wenn ich auch wollte, meine vernünftige Tochter wird ihre Hand keinem Unbesonnenen geben mögen. — Ach, lieber Vater, ich bin nicht so vernünftig. — Wirklich! Nun, so thue, was Du willst. — Ganz recht, nimmt Cleefeld das Wort, indem er die Hände der beyden Liebenden zusammenlegt, zu viele Vernunft ist nicht nöthig in einem Lustspiele. — Liebe Sophie, Sie fürchten also meinen Leichtsinn nicht? — Ich kenne Ihr Herz. — Schön, spricht Cleefeld, nun kann der Vorhang fallen.

Die Emigrantenfamilie.

Unter den vielen französischen Emigranten, welche im Anfange der Revolution ihr Vaterland verließen, befand sich auch der Markis von B. Er war Wittwer und Vater von zwey Töchtern und einem Sohne, vor welchen ihm die beyden erstern nach Deutschland folgten. Der Sohn, ein muthiger, hochstrebender Jüngling von achtzehn Jahren, blief in Frankreich zurück, und nahm eine Offizierstelle unter den Nationalgarden an. Ich bin entschlossen, nach Deutschland zu gehen, sagte sein Vater zu ihm, wenige Tage vor seiner Abreise, und ich werde mein Vaterland nicht wiedersehen, bis die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt ist. Du mein Eduard, hast andere Ansichten, das Recht scheint dir auf der Seite des Volks, und da ich dich bisjezt nicht zu meinen Grundsätzen bekehren konnte, so müssen wir uns trennen. Es thut mir leid, daß du diese Uiberzeugung hast,

aber es würde mir noch schmerzlicher seyn, weñ du sie verläugnen könntest. Kämpfe für die Sache welche dir als die bessere erscheint, meine Wünsche sind dagegen gerichtet, und blos die Sorge für meine Töchter hält mich ab, selbst die Waffen zu ergreifen. Du trittst für einstweilen in den Besitz meiner Güter; was ich an Geld und Kostbarkeiten mit mir nehme, wird hinreichen, mich und deine Schwestern so lange gegen Mangel zu schützen, als dieser traurige Zustand dauern kann. Der Himmel gebe, daß wir uns einst wiederfinden, und daß du alsdann deinen Vater ohne Schaamröthe umarmen könnest.

Der Markis war so gerührt, als er die letzten Worte sprach, daß er sich entfernen mußte. Emilie uud Louise umfingen schluchzend ihren Bruder, und flehten ihn, sie zu begleiten. Es zerreißt mein Herz, sagte der Jüngling, aber ich kann nicht. Ich habe mich bereits unter die Freywilligen meiner Provinz einschreiben lassen, und mein Vater würde mich als Eidbrüchigen zurückstoßen, wenn ich ihm folgen wollte. Die beyden Mädchen, obgleich in einem noch zarten Alter — Emilie zählte drey-

zehn, Louise eilf Jahr — begriefen dieß recht gut. Aber ihr Schmerz wurde dadurch um nichts gemildert. Die zwey lezten Tage vor der Flucht gingen in stummer Trauer hin, und der Markis bat seinen Sohn, keinen Abschied zu nehmen, damit den Mädchen das Herz nicht zu schwer würde. Er hatte frühe schon des Lebens Widerwärtigkeiten als Mann tragen gelernt.

Die Flüchtlinge kamen glücklich über den Rhein, und ließen sich im Mainthale nieder. Es wimmelte von Ausgewanderten, der Markis lebte jedoch sehr zurückgezogen, und beschäftigte sich mit dem Anbau eines kleinen Gartens, der zu seiner Wohnung gehörte, und mit dem Unterrichte seiner Töchter. Da er eben kein glänzendes Vermögen besaß, und die Ereignisse der Zukunft doch immer ungewiß waren, so mußten die beyden Mädchen sich immer mehr und mehr mit weiblichen Arbeiten beschäftigen, und nur drey Stunden des Tags war ihnen erlaubt, der Musik, dem Zeichnen und der Lectüre zu widmen. An Gesellschaften nahmen sie nur selten Theil.

Ein Monat ging so hin um den andern, ein Jahr um das andere; die Hoffnung zu einer

Aenderung der Dinge in Frankreich wurde immer schwächer, und auch das Vermögen des Markis täglich geringer. An seinen Sohn wollte er nicht schreiben, um ihn nicht in Gefahr zu bringen, und Eduard kannte auch den Aufenthalt seines Vaters nicht, sonst hätte es der edle Jüngling ihm nie an dem Nöthigen mangeln lassen.

Der Markis hatte in Frankreich fast immer auf seinen Gütern gelebt, und einen Thel davon selbst angebaut, denn er hatte eine verwiegende Neigung für Kräuterkunde und Landwirthschaft. Es war ihm daher sehr villkommen, als er in einer Zeitung las, daß nicht weit von seinem Wohnorte ein adeliches Gut zu verpachten sey. Kinder, sagte er zu seinen Töchtern, ihr kennt unsere Lage. Wir müssen uns selbst helfen, oder, in einem fremden Lande einem ungewissen Schicksale entgegengehen. Das Loos Eduerds ist uns unbekannt, unsere Güter sind vielleicht eingezogen, die Rückkehr der alten Ordnung kann spät oder gar nicht erfolgen. Habt ihr denMuth, nicht den Gesinnungen eures Standes, sondern blos der Dekoration derselben zu entsagen, diese Kleider mit einem ge-

ringen Anzuge zu vertauschen, euch bisweilen der Sonne und den Regen auszusetzen, und manche Bequemlichkeiten des Lebens zu entbehren?

Das wollen wir gerne, antworteten die Mädchen, und hingen mit Thränen an seinem Halse.

Seht, Kinder, sagt der Markis, das Unglück ist immer zu etwas gut. Im Glücke liebt man sich weniger. Aber verzagt nicht, es muß auch noch wohlergehen auf Erden, denn diese Verheissung gab der Vater im Himmel den frommen Kindern.

Er reiste jezt ab, um das Gut in Augenschein zu nehmen, und den Pachtkontract abzuschließen. Die Lage war ganz nach seinem Sinne, und mit der Besitzerin, einer Gräfin von Wenden, wurde er bald über die Bedingungen einig. Sie war seit vielen Jahren Wittwe, ohne Kinder, und eine gebildete und recht verständige Frau. Der Martis gab sich für einen bürgerlichen Gutsbesitzer aus Frankreich aus, Namens Frank, den die Revolution mit so vielen

Tausenden aus seinem Vaterlande vertrieben, und der jezt mehr für seine Kinder, als für sich, eine bleibende Stätte in Deutschland suche. Die Gräfin nahm innigen Antheil an seinem Schicksale, machte in Betreff des Guts sehr leidliche Bedingungen, und erließ ihm so gar die Kaution, da der Markis sich erklärt hatte, den Viehstand und die Geräthschaften, welche mit übernommen werden mußten, gleich baar zu bezahlen. Als er in den Gasthof zurückkam, und sein Felleisen öffnete, um die nöthige Summe heraus zu nehmen, fand er ein kleines Packet, welches Kreuze, Ohrengehänge, Armbänder, Ringe und einige andere Sachen von Werth enthielt. Seine Töchter hatten, ohne daß er es bemerkte, ihren Schmuck, den heiligen Nachlaß ihrer Mutter, zusammengelegt, weil sie fürchteten, es möchte dem guten Vater zu seinem Unternehmen an Geld gebrechen. Ja, das Unglück ist zu etwas gut, sagte der Markis, und sah zum Himmel, fast beschämt, als hätte er dorten einen Vorwurf abzubitten.

Nach wenigen Tagen zog die Familie auf das Gut, Das Wohnhaus hatte eine freundliche Lage, und heitre, geräumige Zimmer, auch

stand es in einiger Entfernung von den Wirthschaftsgebäuden. Die beyden Mädchen fanden sich bald in ihre Lage — der große Garten am Hause gab ihnen manche angenehme Beschäftigung. Es war in den lezten Tagen des Octobers und die Witterung ungewöhnlich mild. Einzelne Bäume hatten noch ihr Obst, und da und dort hingen unter dem röthlich gelben Laube noch einige Trauben verborgen, und blühte noch eine Aster einsam am Wege. Es gab überall neue Freuden und neue Beschäftigungen.

Der Markis mußte Wohlstands wegen der Gräfin seine Töchter vorstellen, und sie kam auch manchmal zu ihrem neuen Pachter herüber, denn sein Umgang zog sie an, und wie gut er auch das Gepräg seines ehemaligen Standes zu verbergen wußte, so verstanden es doch die Mädchen nicht, und ihre höhere Bildung ließ die Gräfin ihr Schicksal ahnden, aber sie ehrte das Geheimniß des Unglücks, doch behandelte sie die Pachterfamilie mit feiner Schonung, und diese drey guten Menschen mußten oft die Abendstunden in ihrem Hause zubringen. Gegen Neujahr kam der Schwestersohn der Gräf-

in, Gustav von Waldern, zum Besuche. Als der jüngere Sohn seines Hauses, hatte er sich zum Soldaten gebildet, und war in Begriff, in — —sche Dienste zu tretten. Die Gräfin liebte ihn sehr, und es war ihre Absicht, ihn zum Erben ihres Guts einzusetzen.

Gustav war ein schöner Jüngling von zwanzig Jahrne, voll Leben und Regsamkeit, dem es nicht wohl war zwischen vier Mauern, und der sich, troz der strengen Kälte, immer mehrere Stunden des Tags auf der Jagd und der Eisbahn herumtrieb. Eine einseitige Erziehung hatte manche schöne Kraft in ihm unentwickelt gelassen; es war in ihm ein Streben nach Thätigkeit, die keinen Gegenstand fand, und bey der lebendigen Zuversicht, welche dem Jüngling in der Fülle des Lebens so eigenthümlich ist, wähnte er im Kriege zu finden, was ihm so viel näher lag.

Zum erstenmale in der Kirche sah er die beyden schönen Pachtersmädchen, wie man sie auf dem Schlosse nannte, und vorzüglich zog ihn die sinnige Emilie an mit ihrem frommen Blick

und dem Zug von Schwermuth um den Mund. Als er nach Hause kam, und die betende Gestalt sich immer wieder vor seine Phantasie drängte, da fing er an, über sich selbst zu spotten, denn es schien ihm eines künftigen Helden unwürdig, sein Herz der Liebe zu öffnen. Doch konnte er sich nicht versagen, bey Tische das Gespräch auf den neuen Pachter seiner Tante zu leiten. Diese sprach viel zum Lobe des Vaters und der Töchter, und sezte lächelnd hinzu, sie wollte die Familie auf den Abend zu sich bitten lassen, doch müße er versprechen, sich recht klug aufzuführen. Gustav erröthete, und die Tante gab ihn einige ernsthafte Lehren für die Zukunft.

Zum erstenmale schlich dem raschen Jüngling der Nachmittag zu langsam hin, und er hatte nirgend eine bleibende Stätte, bis die Lichter angezündet wurden, und der Markis mit seinen Töchtern auf das Schloß kam. Gustav hatte gegen den Pachter den vornehmen Ton annehmen wollen, aber der Anstand des Mannes, sein edles Gesicht, und die ganze Art seines Benehmens brachten ein umgekehrtes Verhältniß hervor und der Jüngling fühlte bald die Uibermacht des gebildeten Geistes.

Gustav wendete sich nun, wiewohl etwas eingeschüchtert, zu den Mädchen: doch hier wollte sich kein Gespräch anknüpfen lassen, denn ihre Unbefangenheit vermehrte seine Verlegenheit. —

Nun, wie haben dir diese Leute gefallen? — fragte die Gräfin ihren Neffen, nachdem sich der Markis mit seinen Töchtern entfernt hatte.

Liebe Tante, antwortete Gustav, ich habe mich wohl ein wenig linkisch benommen, aber ich hatte, ehe ich diesen Herrn Frank sah, immer Ihren vorigen Pachter im Kopfe, und seine drey wohlgenährten Töchter, die von nichts als von der Stallfütterung und der lezten Sonntagspredigt zu sprechen wußten. Auf eine ähnliche Unterhaltung war ich auch heute gefaßt, und fand mich gewaltig betrogen. Mir ist's nur ärgerlich, daß die Leute mich für einen rohen Fuchsjäger halten werden, dessen seligste Hoffnung es ist, einst mit seinen Großvätern und großmüttern in Walhalla aus Feindesschädeln Bier zu trinken.

Die Gräfin freut sich dieser Aeußerung, deñ

sie sah nichts darin, als den Unmuth eines schönen Ehrgefühls, und ahnete nicht, daß sich die Liebe bereits hier eingenistet habe.

Gustav konnte sich's nach wenigen Tagen selbst nicht mehr verbergen, daß es um seine Ruhe geschehen sey, und die sanfte Emilie stahl sich immer in seine Träume von der Zukunft, und wenn er noch bisweilen an die Lorbeern des Schlachtfelds dachte, so war es immer die Liebe, aus deren Händen er den Kranz empfing, und die einige Myrthen darunter geflochten hatte.

Der Winter ging allmählig vorüber, der März brachte schon einen blauen Himmel und blaue Veilchen, und der Tag näherte sich, wo Gustav zum Regiment abgehen sollte. Lange kämpfte er mit sich selbst. Sein Herz drängte ihn, Emilien seine Liebe zu entdecken, aber sein Edelmuth empörte sich dagegen. Soll ich den heiligen Frieden dieser Heimathlosen frech zerstören? rief er aus. Vorurtheile des Standes setzen eine Schranke zwischen uns beyde, wie kann Emilie die Meinige werden! Wohl!

ich will zuerst an mir selbst beweisen, daß ich Muth habe.

Den schönen Vorsatz eines Augenblicks vernichtete der nächste Moment. Sie ist vielleich edle Herkunft, flüsterte ihm die Liebe zu; so viel Geist, so viel Bildung, so viel feine Sitte hat keine gemeine Pachterstochter. Es sind Leute von Stande, die das Unglück nöthigte, sich in die Dunkelheit zu verbergen.

So, im Zwiste mit sich selbst, nahm er seine Jagdflinte, und schweifte durch das Feld. Der Rückweg führte ihn am Pachthofe vorüber — Emilie trat eben in die Thüre. Erlauben Sie, daß ich von Ihnen und den Ihrigen Abschied nehme, sagte Gustav, und verlor so zimlich das innere Gleichgewicht. Emilie verneigte sich schweigend, und führte ihn ins Besuchzimmer. Ich reise morgen Abend an den Rhein zur Armee ab, fing Gustav an, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich beytragen könnte, Ihnen die Rückkehr zur Heimath frey zu machen. Eine Thräne zitterte in Emiliens Auge. Ach! sagte sie mit bebender Stimme, Sie werden

vielleicht gegen meinen Bruder fechten! Er dient unter den Fahnen der Republik. Sie wendete sich ab, um die Thränen zu trocknen, welche reichlicher strömten. Emilie, wenn ich Ihren Bruder retten könnte! rief der Jüngling. Sie sah ihn freundlich an, und blickte dann zum Himmel. Emilie, rief Gustav mit gepreßtem Herzen, leben Sie wohl! Er ergriff ihre Hand, drückte einen zitternden Kuß darauf und entfernte sich eilig. Des andern Tags in der Früh ging er an dem Ort seiner Bestimmung. —

Der Frühling kam mit seinen Blumen und Nachtigallen, aber Emilie fühlte sich einsamer, als in den trüben Wintertagen. Das stille Leben der Pflanzenwelt freute sie weniger, denn der Friede der Natur war nicht mehr ganz in ihrer Seele. Sie dachte nicht an Liebe, aber ihr ganzes Wesen war Liebe und Schwermuth. In dieser Zeit kam ihr bisweilen der Wunsch, in ein Kloster zu gehen; doch bebte sie davor zurück, wenn sie ihres Vaters und ihrer Schwester dachte. — Allmählig versank Emilie in fromme Schwermerey, alles Schöne erschien ihr als ein Vergängliches, und wenn ihr

manchmal die Gestalt Gustavs vorschwebte, so war eine kalte blutige Leiche, die neben dem Leichnam ihres Bruders lag.

Es war im Jahre 1796. Die französischen Heere drangen über den Rhein, gegen Franken und Bayern vor. Da das Gut der Gräfin von der Militärstraße ablag, so bekam man daselbst keinen Feind zu sehen. Gustav schrieb bisweilen an seine Tante; das Glück hatte ihn immer begünstigt, nur war auch zugleich seine Neigung zum Kriegsleben ganz verschwunden. Er sah nur zu klar, daß er hier seine Kräfte zwecklos abmüde. Eines Abends erhielt die Gräfin folgenden Brief:

Möskirch d. 1. Aug. 1796.

Beste Tante! In einigen Tagen werde ich bey Ihnen seyn. Erschrecken Sie nicht. Ich bringe Lorbeern mit und einen linken Arm, der mir, wenn ich mich nun künftig auf Landwirthschaft lege, ersprißliche Dienste leisten kann, denn er wird mir Sonnenschein und Regen vorhersagen. Erschrecken Sie nicht, ich bin blos ein

wenig gelähmt durch einen Säbelhieb. Daß ich aber noch unter den Lebendigen wandle, verdanke ich einen wackern französischen Offizier, welcher mich rettete, und darüber am rechten Arm verkrüppelt ward. Wir sind Freunde geworden auf dem Schlachtfelde, und er begleitet mich zu Ihnen, da wir beyde Noth haben, die Bäder zu * zu gebrauchen. Wahrlich, beste Tante! ich bin jezt ganz von meiner Heldensucht geheilt. Nicht des kleinen Unglücks wegen, sondern weil ich nicht recht einzusehen vermag, waeum ich nicht lieber mit zwey Armen, als mit einem Kohl und Rosen pflanzen wollte. — —

Dieser Brief machte die Gräfin so besorgt, daß sie bettlägerig wurde. Emilie brachte die meisten Stunden des Tags bey ihr zu. Eines Nachmittags lag sie eben in einem leichten Schlummer. als Gustav hereintrat. Emilie schreck ein wenig zusammen, bey seinem Anblick, doch faßte sie sich schnell, und gab ihm das Zeichen des Schweigens, indem sie zugleich auf die Schlummernde hindeutete. Hierauf bat sie

ihn leise, sich zu entfernen, damit die plötzliche Freude der Kranken nicht gefährlich werden möchte. Gustav sah wehmüthig auf seinen linken Arm, den er in einer Schlinge trug. Emilie ging gerührt auf ihn zu, legte sanft ihre Hand auf den verwundeten Arm, und schaute ihm ins düstere Auge mit unaussprechlichem Gefühl. Die Gräfin erwachte, und Gustav hatte kaum noch Zeit, das Zimmer zu verlassen, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Wer ging da weg? fragte die Kranke. Emilie lächelte. — Ach, er ist hier! rief die Gräfin! und ließ sich durch keine Vorstellung im Bette zurückhalten. Sie warf sich in ein Nachtkleid, und ließ sich in den Saal führen, wo Gustav mit einem französischen Offizier auf- und abging, der gleichfalls den einen Arm in einem Tuche trug. Es war ein herzliches Wiedersehen. Gustav stellte den Fremden vor. Sehen Sie hier meinen Retter, sagte er zur Gräfin; ihn verdanke ich, daß ich noch lebe, und daß ich auf mein Ehrenwort zu Ihnen gehen durfte. Die Gräfin wollte ihn eben willkommen heißen, als Emilie, mit einem Schrey, mein Bruder! an seinen Hals flog.

Die Gräfin und Gustav standen starr vor Erstaunen. — Emilie! lebt mein Vater, lebt Louise noch? dieß war alles, was Eduard hervorzubringen vermochte.

Sie leben! versezte Emilie, und stürzte zum Saale hinaus.

Aber du heissest ja nicht Frank, sagte Gustav zu seinem Freunde.

So heißt auch mein Vater nicht, erwiederte dieser.

Ja, mir ahnete es, fiel die Gräfin ein. Und nun erzähte sie mit wenigen Worten, was sie von Eduards Vater wußte.

Der Markis und seine Töchter traten jezt herein. Es giebt Augenblicke, die das ganze Leben werth sind: dieß war ein solcher.

Man hatte sich einander unendlich viel zu fragen und zu sagen, und die Freude war so lange abwesend gewesen, daß ein jeder sie festhalten wollte. Aber ach! nach wenigen Tagen kam die Nachricht von Jourdans wildem Rück-

züge. — Eduard mußte Anstalten treffen, nach Frankreich zurückzugehen. Jezt begannen wieder in der Familie des Markis die Tage der Trauer. Die Gräfin, welche die Freude wieder gesund gemacht hatte, veranstaltete ein Abschiedsfest, denn der Mensch feyerte seine Freuden und sein Leid. Es ging dabey etwas geheimnißvoll zu.

Eduard hatte gleich Anfangs die stille Liebe seiner Schwester zu Gustav bemerkt, und Gustav hatte ihm aus der seinigen kein Geheimniß gemacht. Er sprach mit seinem Vater und mit der Gräfin, und entdeckte ihr die Herkunft seiner Familie. Die Einwilligung fand auf keiner Seite Schwierigkeiten. Am Tage des Festes, nach aufgehobener Mittagstafel, ergrief Eduard die Hand seines Freundes, und sagte; Ich scheide morgen von Euch, und werde nun, wie du, mich in den Schatten meiner Bäume setzen, denn fechten kann ich nicht mehr. Nimm hier ein Andenken meiner Liebe. Mit diesen Worten drückte er Gustav ein Papier in die Hand, und umarmte ihn. Dieser öffnete das Papier, und fand zwey einfache Schlangenringe von Gold darin. Während er da stand, und den Sinn

der freundlichen Gabe zu errathen suchte heftete die Gräfin schäkernt Emilien einen Myrthenkranz ins Haar. Ich habe jezt eine schöne Braut geschmückt, sagte sie, aber wo finden wir den Bräutigam? Gustav wußte nicht, wie ihm geschah, und Emilie zitterte in holder Verwirrung — Eduard führte seinen Freund zu ihr — die Gräfin und der Markis legten die Hände der Liebenden in einander, und segneten ihre Kinder mit dem Segen der Liebe, und dieser Segen wohnt jezt noch bey ihnen.

Therese an ihr Klavier.

Süßes Klavier!
Schmachtend entfließt mir die Seele nach dir,
Zartes Klavier!
Engel umschreiten
Lauschend die Saiten
Sprichst du mir
Treues Klavier!

Fliehet der Scherz
Säuselnd vom Spiele, und enget der Schmerz
Dich und mein Herz!
Stürzt auch die Thräne
Schwer auf die Töne!
Klagst du mit mir,
Trauernd Klavier!

Schleich in den Klang
Zärtlicher Saiten mein stiller Gesang
Einsam und bang;

Wie vor Gewittern
Tauben erzittern
Fürchst dich mit mir
Zagend Klavier!

Deckt uns die Nacht
Trüben Geschicks, wenn der Hoffnungen Pracht
Tröstend uns lacht,
Sorgen entfliehen,
Freuden erblühen,
Hoffst du mit mir,
Sehend Klavier!

Hauchet die Lust
Fließend aus meiner begeisterden Brust
Kaum sich bewußt
Leicht in dein Leben
Wonniges Beben;
Freust dich mit mir,
Scherzend Klavier!

Flieh' ich die Bahn
Zärtlicher Freuden, und rühr' ich dich an,
Wimmere dann!
Spiel ich vom Triebe
Heiliger Liebe
Rausche dann mir,
Zaubernd Klavier!

D. Knod

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Mensch seine Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, sein Träumen und Wachen ; In verschönerten Darstellungen

Bartenstein 1812

P.o.germ. 927 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114695-9